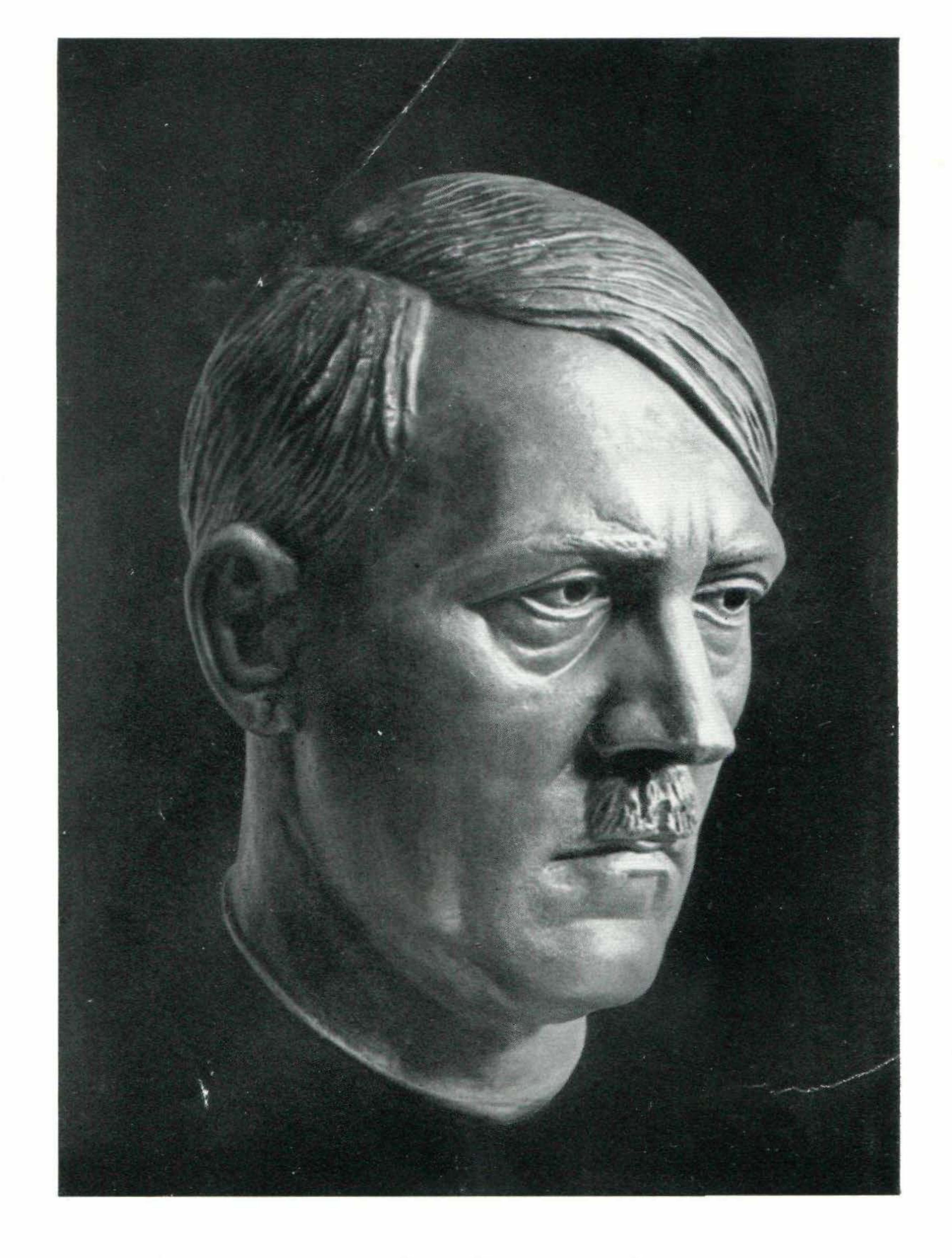



J. F. Lehmanns Verlag, München

# N.S. Frauenbuch



Der Führer

Plastik von Fritz Maskos, Dresden

# N.S. Frauenbuch

Herausgegeben im

Auftrage der Obersten Leitung der P.O.,

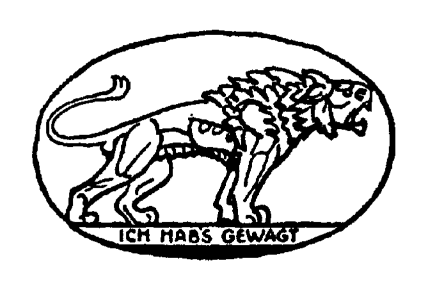
N.S. Frauenschaft

Zusammengestellt und bearbeitet

von

Ellen Semmelroth und Renate von Stieda

Mit 16 Bildertafeln




J. F. Lehmanns Verlag, München

Druckerei: R. Oldenbourg, München
Printed in Germany.

# Zum Geleit.

Die nationalsozialistischen Frauen haben von Anfang an, als sie sich im Verlauf des Kampfes um Deutschland von der alten Frauenbewegung trennten, die größte und schönste Sinngebung ihres Frauentums in der Erfüllung aller derjenigen Aufgaben für Volk und Staat gesehen, welche die neue organische Weltanschauung ihnen als Pflicht gegenüber der Gemeinschaft auf Grund ihrer besonderen wesenseignen Kräfte auferlegt. Als Volksgenossin ist die Frau ebenso wie der Mann in die Verantwortung für das Leben und den Bestand unseres Volkes gestellt. Es genügt nicht, daß sie nur Hausfrau, Mutter oder Berufstätige in den Grenzen ihres oft engen Lebensbezirkes ist, sondern sie muß darüber hinaus lebendigen Anteil nehmen an den großen Lebensfragen unseres Volkes, die nur in beiderseitiger äußerster Pflichterfüllung organisch gelöst werden können. So will dieses Buch durch Wertung unseres Frauentums und Ausrichtung unserer Frauenarbeit — immer in Beziehung gesetzt zum Volksganzen —, Bekenntnis sein zur unbedingten, verantwortungsbewußten Tatbereitschaft für die Erreichung unserer nationalsozialistischen Ziele. Darüber hinaus aber will es Mittler zum Erlebnis des Nationalsozialismus für alle diejenigen Frauen sein, die mit aufrichtigem Wollen und offenem Herzen um sein Verständnis ringen.

Ellen Semmelroth und Renate v. Stieda.

# Inhaltsverzeichnis.

# Die völkische Sendung der Frau.

## Rede des Führers auf dem Frauenkongreß in Nürnberg am 8. September 1934.

Unsere Frauenbewegung ist für uns nicht etwas, das als Programm den Kampf gegen den Mann auf seine Fahne schreibt, sondern etwas, das auf sein Programm den gemeinsamen Kampf mit dem Mann setzt. Denn gerade dadurch haben wir die neue nationalsozialistische Volksgemeinschaft gefestigt, daß wir in Millionen von Frauen treueste fanatische Mitkämpferinnen erhielten für das gemeinsame Leben im Dienste der gemeinsamen Lebenserhaltung. Kämpferinnen, die dabei den Blick nicht auf Rechte richten, sondern auf Pflichten, die die Natur uns gemeinsam aufbürdet.

Adolf Hitler.

Nach Jahren nehme ich zum erstenmal wieder an einer Tagung nationalsozialistischer Frauen und damit nationalsozialistischer Frauenarbeit teil. Ich weiß, daß die Voraussetzungen hierzu geschaffen worden sind durch die Arbeit unzähliger einzelner Frauen und insbesondere durch die Arbeit Ihrer Führerin. Die nationalsozialistische Bewegung hat von der ersten Zeit ihres Bestehens an in der Frau die treueste Mithelferin nicht nur gesehen, sondern auch gefunden. Ich erinnere mich an die schweren Jahre des Kampfes der Bewegung und insonderheit an die Zeiten, in denen das Glück sich scheinbar von uns zu wenden schien. An die Zeiten, da viele von uns in den Gefängnissen waren, andere wieder auf der Flucht, in der Fremde, viele von uns verwundet in den Lazaretten lagen oder auch getötet worden sind. Ich erinnere mich an die Zeit, in der sich so mancher von uns gewandt hat in der Meinung, aus uns könne doch nichts werden, an die Zeit, da der Geist in Deutschland überheblich glaubte, den Problemen nur von der vernunftmäßigen Seite gegenübertreten zu können und da uns dadurch viele untreu geworden sind: ich weiß, damals sind es unzählige Frauen gewesen, die unerschütterlich treu zur Bewegung und zu mir gehalten haben.

Es hat sich damals so recht die Kraft des Gefühls als das Stärkere und Wichtigere erwiesen. Es hat sich gezeigt, daß der klügelnde Verstand doch nur zu leicht irregeleitet werden kann, daß scheinbar geistige Argumente Männer mit labilem geistigen Verstand ins Wanken bringen und daß gerade in diesen Zeiten der tiefinnere Instinkt der Selbst- und Volkserhaltung in der Frau erwacht. Die Frau hat uns da bewiesen, daß sie das Richtige trifft! In den Zeiten, da die große Bewegung für viele zu wanken schien und alle gegen uns verschworen waren, in diesen Zeiten haben sich die Festigkeit und Sicherheit des Gefühls als die stabileren Faktoren gezeigt gegenüber dem klügelnden Verstand und dem vermeintlichen Wissen. Denn es ist ja nur den wenigsten gegeben, von einem oberflächlichen Wissen vorzudringen in die tiefinnerste Erkenntnis. Diese tiefinnerste Erkenntnis aber ist doch letzten Endes die Wurzel der Welt des Gefühls. Was vielleicht wenige philosophisch begnadete Geister in der Lage sind, wissenschaftlich zu analysieren, empfindet das Gemüt des unverdorbenen Menschen instinktsicher.

Das Empfinden und vor allem das Gemüt der Frau hat zu allen Zeiten ergänzend auf den Geist des Mannes eingewirkt. Wenn sich im menschlichen Leben manchmal die Arbeitsbereiche zwischen Mann und Frau verschoben haben in einer nicht naturgemäßen Linie, dann lag es nicht daran, daß die Frau an sich nach der Herrschaft über den Mann gestrebt hätte, sondern der Grund war darin zu suchen, daß der Mann nicht mehr in der Lage war, seine Aufgabe restlos zu erfüllen.

Das ist ja das Wunderbare in der Natur und Vorsehung, daß kein Konflikt der beiden Geschlechter unter- und nebeneinander möglich ist, solange jeder Teil die ihm von Natur vorgezeichnete Aufgabe erfüllt.

Das Wort von der Frauen-Emanzipation ist ein nur vom jüdischen Intellekt erfundenes Wort, und der Inhalt ist von demselben Geist geprägt. Die deutsche Frau brauchte sich in den wirklich guten Zeiten des deutschen Lebens nie zu emanzipieren. Sie hat genau das besessen, was die Natur ihr zwangsläufig als Gut zur Verwaltung und Bewahrung gegeben hat, genau so wie der Mann in seiner guten Zeit sich nie zu fürchten brauchte, daß er aus seiner Stellung gegenüber der Frau verdrängt werde. Gerade von der Frau wurde ihm sein Platz am wenigsten streitig gemacht. Nur wenn er selbst nicht sicher war in der Erkenntnis seiner Aufgabe, begann der ewige Instinkt der Selbst- und Volkserhaltung in der Frau zu revoltieren. Dann begann aus dieser Revolte eine Umstellung, die nicht naturgemäß war, und sie dauerte so lange, bis wieder beide Geschlechter zurückkehrten zu dem, was eine ewig weise Vorsehung ihnen zugewiesen hat.

Wenn man sagt, die Welt des Mannes ist der Staat, die Welt des Mannes ist sein Ringen, die Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft, so könnte man vielleicht sagen, daß die Welt der Frau eine kleinere sei. Denn ihre Welt ist ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus. Wo wäre aber die größere Welt, wenn niemand die kleine Welt betreuen wollte? Wie könnte die größere Welt bestehen, wenn niemand wäre, der die Sorgen um die kleinere Welt zu seinem Lebensinhalt machen würde? Nein: Die große Welt baut sich auf dieser kleinen Welt auf! Diese große Welt kann nicht bestehen, wenn die kleine Welt nicht fest ist. Die Vorsehung hat der Frau die Sorgen um diese ihre eigenste Welt zugewiesen, aus der sich dann erst die Welt des Mannes bilden und aufbauen kann.

Diese beiden Welten stehen sich daher nie entgegen. Sie ergänzen sich gegenseitig, sie gehören zusammen, wie Mann und Weib zusammengehören.

Wir empfinden es nicht als richtig, wenn das Weib in die Welt des Mannes, in sein Hauptgebiet eindringt, sondern wir empfinden es als natürlich, wenn diese beiden Welten geschieden bleiben. In die eine gehört die Kraft des Gemütes, die Kraft der Seele! Zur anderen gehört die Kraft des Sehens, die Kraft der Härte, der Entschlüsse und die Einsatzwilligkeit! In einem Fall erfordert diese Kraft die Willigkeit des Einsatzes des Lebens der Frau, um diese wichtige Zelle zu erhalten und zu vermehren, und im anderen Fall erfordert sie die Bereitwilligkeit, das Leben zu sichern, vom Manne.

Was der Mann an Opfern bringt im Ringen seines Volkes, bringt die Frau an Opfern im Ringen um die Erhaltung dieses Volkes in den einzelnen Zellen. Was der Mann einsetzt an Heldenmut auf dem Schlachtfeld, setzt die Frau ein in ewig geduldiger Hingabe, in ewig geduldigem Leiden und Ertragen.

Jedes Kind, das sie zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für Sein oder Nichtsein ihres Volkes.

Und beide müssen sich deshalb auch gegenseitig schätzen und achten, wenn sie sehen, daß jeder Teil die Aufgabe vollbringt, die ihm Natur und Vorsehung zugewiesen hat. So wird sich aus dieser Trennung der beiden Aufgaben zwangsläufig die gegenseitige Achtung ergeben. Nicht das, was jüdischer Intellekt behauptet, ist wahr, daß die Achtung bedingt sei durch das Übergreifen der Wirkungsgebiete der Geschlechter, sondern diese Achtung bedingt, daß kein Geschlecht sich bemüht, das zu tun, was dem andern zukommt. Sie liegt letzten Endes darin, daß jeder Teil weiß, daß der andere alles tut, was notwendig ist, um das Gesamte zu erhalten!

So war die Frau zu allen Zeiten die Gehilfin des Mannes und damit seine treueste Freundin, und der Mann war zu allen Zeiten der Hüter seines Weibes und damit ihr bester Freund. Und beide sahen in dieser Führung des Lebens die gemeinsame Grundlage für den Bestand dessen, was sie lieben und für dessen Forterhaltung.

Die Frau ist egoistisch in der Erhaltung ihrer kleinen Welt, damit der Mann in die Lage kommt, die größere zu bewahren, und der Mann ist egoistisch in der Erhaltung dieser größeren Welt, denn sie ist untrennbar mit der anderen verbunden. Wir wehren uns dagegen, daß ein Intellektualismus verdorbenster Art das auseinanderreißen will, was Gott zusammengefügt hat.

Die Frau ist, weil sie von der ursächlichsten Wurzel ausgeht, auch das stabilste Element in der Erhaltung des Volkes. Sie hat am Ende den untrüglichsten Sinn für alles das, was notwendig ist, damit eine Rasse nicht vergeht, weil ja ihre Kinder vor allem in erster Linie von all dem Leid betroffen werden.

Der Mann ist geistig viel zu labil, um zu diesen Grunderkenntnissen sofort den Weg zu finden. Allein in einer guten Zeit und mit guter Erziehung wird der Mann genau so wissen, was seine Aufgabe ist. Wir Nationalsozialisten haben uns daher viele Jahre hindurch gewehrt gegen eine Einsetzung der Frau im politischen Leben, die in unseren Augen unwürdig war. Mir sagte einmal eine Frau: Sie müssen dafür sorgen, daß Frauen ins Parlament kommen, denn nur sie allein können es veredeln. Ich glaube nicht, antwortete ich ihr, daß der Mensch das veredeln soll, was an sich schlecht ist, und die Frau, die in dieses parlamentarische Getriebe gerät, wird nicht das Parlament veredeln, sondern dieses Getriebe wird die Frau schänden. Ich möchte nicht etwas der Frau überlassen, was ich den Männern wegzunehmen gedenke. Die Gegner meinten, dann würden wir niemals Frauen für die Bewegung bekommen. Aber wir bekamen mehr als alle anderen Parteien zusammen, und ich weiß, wir hätten auch die letzte deutsche Frau gewonnen, wenn sie nur einmal Gelegenheit gehabt hätte, das Parlament und das entwürdigende Wirken der Frauen darin zu studieren.

Wir haben deshalb die Frau eingebaut in den Kampf der völkischen Gemeinschaft, so wie die Natur und die Vorsehung es bestimmt hat.

So ist unsere Frauenbewegung für uns nicht etwas, das als Programm den Kampf gegen den Mann auf seine Fahne schreibt, sondern etwas, das auf sein Programm den gemeinsamen Kampf mit dem Mann setzt. Denn gerade dadurch haben wir die neue nationalsozialistische Volksgemeinschaft gefestigt, daß wir in Millionen von Frauen treueste

fanatische Mitkämpferinnen erhielten, Kämpferinnen für das gemeinsame Leben im Dienste der gemeinsamen Lebenserhaltung, Kämpferinnen, die dabei den Blick nicht auf Rechte richten, die ein jüdischer Intellektualismus vorspiegelt, sondern auf Pflichten, die die Natur uns gemeinsam aufbürdet.

Wenn früher die liberale intellektualistische Frauenbewegung in ihren Programmen viele, viele Punkte enthielt, die ihren Ausgang vom sogenannten Geiste nahmen, dann enthält das Programm unserer nationalsozialistischen Frauenbewegung eigentlich nur einen einzigen Punkt, und dieser Punkt heißt das Kind, dieses kleine Wesen, das werden muß und gedeihen soll, für das der ganze Lebenskampf ja überhaupt allein einen Sinn hat. Denn: Für was würden wir kämpfen und ringen, wenn nicht nach uns etwas käme, das das, was wir heute erwerben, zu seinem Nutz und Frommen anwenden und wieder weiter vererben kann? Wofür ist der ganze menschliche Kampf denn sonst? Wofür die Sorge und das Leid? Nur für eine Idee allein? Nur für eine Theorie? Nein! Dafür würde es sich nicht lohnen, durch dieses irdische Jammertal zu wandern. Das einzige, was uns das alles überwinden läßt, ist der Blick von der Gegenwart in die Zukunft, vom eigenen Menschen auf das, was hinter uns nachwächst.

Ich sprach vor wenigen Minuten noch in der Jugendkundgebung. Es ist herrlich, über diese goldene Jugend zu blicken, von der man weiß: Sie ist einst Deutschland, wenn wir nicht mehr sein werden! Sie wird all das erhalten, was wir schaffen und aufbauen. Für sie arbeiten wir. Das ist der Sinn dieses ganzen Ringens überhaupt!

Und indem wir diese einfachste und lapidarste Zielsetzung der Natur erkennen, richtet sich für uns die Arbeit der beiden Geschlechter von selbst logisch und richtig ein, nicht mehr im Streit, sondern im gemeinsamen Kampf um das wirkliche Leben.

Sie, meine Parteigenossinnen, stehen nun als Führerinnen, Organisatorinnen und Kämpferinnen in diesem Ringen. Sie haben eine herrliche Aufgabe mit übernommen. Das, was wir im großen in unserem Volk gestalten wollen, das müssen Sie im Innern gut fundieren und fest unterbauen! Dem müssen Sie im Innern seelischen und gefühlsmäßigen Halt und Stabilität geben! Sie müssen in diesem Ringen, das wir heute um unseres Volkes Freiheit, Gleichberechtigung und Ehre und Frieden führen, die Ergänzung des Mannes sein, so daß wir mit dem Blick in die Zukunft als wirkliche Kämpfer vor unserem Volk und für unser Volk bestehen können! Dann wird niemals zwischen den beiden Geschlechtern Streit und Hader entbrennen können, sondern sie werden

dann Hand in Hand gemeinsam kämpfend durch dieses Leben wandeln, so, wie die Vorsehung es gewollt hat, die sie zu diesem Zwecke beide erschuf.

Und dann wird auch der Segen einer solchen gemeinsamen Arbeit nicht ausbleiben. Dann wird nicht um Theorien ein irrer Kampf entbrennen, werden nicht wegen falscher Vorstellungen sich Mann und Weib entzweien, sondern dann wird auf ihrem gemeinsamen Lebenskampf der Segen des Allmächtigen ruhen!

+

## Die deutsche Frau an Adolf Hitler.

Wenn unsre Kinder deinen Namen nennen,
Dann klingt es wie ein frohes Lerchenlied.
Ein Jubel ist's. Ein dankbares Bekennen,
Das durch die jungen, reinen Seelen zieht.

Du hast ihr Herz in deine Hand genommen
Und formst es nun mit echter Meisterschaft.
Du bist in jedes deutsche Haus gekommen,
Ein Freund, ein Helfer, eine stille Kraft.

Die halb erloschnen Flammen unsrer Herde,
Sie brennen neu durch deines Glaubens Glut.
Und neues Korn wächst aus der deutschen Erde,
Die unterm Schatten deiner Treue ruht.

Was wir geträumt, du hast es uns gestaltet.
Was wir gehofft, in dir wurd' es zur Tat.
Du hast das deutsche Erbe uns verwaltet
Dieweil wir schliefen. Dein ist Pflug und Saat.

Wir taumelten in blindem Unverständnis.
Du rangst für uns mit einer Höllenmacht.
Du trugst für uns die Qualen der Erkenntnis,
Und gingst für uns alleine durch die Nacht.

Doch wie du treu bisher für uns gestritten,
Sind wir jetzt dein mit jedem Atemzug.
Du hast so lang für uns allein gelitten,
Du stärkstes Herz, das je die Erde trug.

Anne Marie Koeppen.



Aufn. Clara Behncke, Berlin

Frau Gertrud Scholz-Klink

# Weg und Aufgabe der nationalsozialistischen Frauenbewegung.

Von Frau Gertrud Scholtz-Klink, Führerin der deutschen Frauen.

Die deutsche Frau, wie wir sie uns denken, muß, wenn es die Lage des Volkes erfordert, verzichten können auf Luxus und Genuß, sie muß geistig und körperlich gesund sein, sie muß geistig und körperlich arbeiten können und sie muß aus dem harten Leben, das wir heute zu leben gezwungen sind, ein schönes Leben machen können. Sie muß zum letzten innerlich um die Nöte und Gefahren, die unserm Volke drohen, wissen. — Sie muß so sein, daß sie alles, was von ihr gefordert wird, gern tut. Sie muß, ich fasse es in einem Wort zusammen, politisch denken können, nicht politisch im Sinne eines Kampfes mit anderen Nationen, sondern politisch so, daß sie mitfühlt, mitdenkt, mitopfert mit dem ganzen Volk in einer selbstsicheren, stolzen Haltung.

Als wir Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 dank der Treue unseres Führers zu unserm Volk auf den Plan gerufen wurden, um einen neuen Staat zu formen, da hatte bei aller Freude und allem Jubel wohl jeder ernste Nationalsozialist eine Stunde mit sich allein, in der er stille ward vor der überwältigenden Verantwortung und der Riesenaufgabe, die vor uns stand. Wir als ein verhältnismäßig kleiner Haufen bis dahin verlachter Fanatiker, standen vor dem Augenblick, um den wir Jahre in zäher Verbissenheit gerungen hatten: nämlich erstens den Beweis zu liefern für die Richtigkeit unserer Idee und zweitens den Beweis für uns selbst als den Gestaltern einer solchen Idee! Und wohl allen, die Verantwortung kennen, gingen in rascher Reihenfolge all die Bilder aus den Kampfjahren vor Augen vorüber, und wir zählten im Geist wer fehlte —: da ein Grab, dort eine einsame Mutter, hier einer, der einen Denkzettel für alle Zeiten hatte — und in dieser Stunde, da in den Straßen Deutschlands lauter Jubel brauste, wußten wir: unser Weg

muß dieselbe Grundausrichtung behalten, und als Maßstab dieser Grundausrichtung müssen und werden wir immer die fragenden Augen unserer Gefallenen, die gläubigen Augen unserer Gefolgschaft — und auch die lauernden, haßerfüllten Augen unserer Gegner stehen. Solange wir vor diesen Augen bestehen können, ist unser Weg derselbe geblieben. Müssen wir dort die Augen senken, haben wir den Weg verlassen.

So fanden wir uns damals zusammen, die wir den Kampf miteinander getragen hatten, um miteinander aufzubauen. Jeder auf seinem Platze, jeder auf sich selbst gestellt, als Richtschnur für alles Handeln einzig und allein unser nationalsozialistisches Gewissen. Es gab uns niemand ein Buch in die Hand, in dem zu lesen stand: wie benimmt man sich als Nationalsozialist an der Macht — sondern es standen vor uns Menschen, die mehr oder weniger bereit der Formung harrten —, und da wurde uns klar, daß wir zuerst selbst geformt sein mußten: rechtwinkelig an Leib und Seele! Diese Erkenntnis war wohl die tiefste Verpflichtung für uns alle, und mit ihr ist dann an jeder Stelle einer an seinen Arbeitsplatz gegangen.

Eine der schwersten Aufgaben war wohl die Einbeziehung der Frauen in die Aufbauarbeit dieses Staates, galt es doch einmal: der Frau all die unzähligen Opfer, die sie während des Ringens um die deutsche Zukunft gebracht hatte, anzuerkennen — und auf der anderen Seite aber nicht in den Fehler der alten Frauenbewegung zu fallen: die Frau als etwas Besonderes im Volk herauszustellen.

Es stand also die Forderung vor uns, die Frau im Staat als die Bürgerin für den Erhalt dieses Staates zu einem lebendigen Organismus werden zu lassen — über eine Organisationsform, die dem Wesen der Frau angepaßt und gleichzeitig den Forderungen der nationalsozialistischen Weltanschauung gerecht wird.

Diese Form ist heute nach außen hin geschaffen. Wir haben heute in Deutschland etwas, wovor das Ausland und viele Männer im Inland staunend stehen: alle deutschen Frauen unter einer Führung!

Dabei muß ich nun manchen Menschen, die noch keine Nationalsozialisten sind, sagen: Wir wissen, daß dieser äußere Rahmen, der hier unter harter Arbeit geschaffen worden ist, noch nicht überall den Inhalt gefunden hat, den er eines Tages in sich tragen muß; daß die Hauptarbeit noch vor uns steht: nationalsozialistische Weltanschauung in diesen Rahmen zu gießen, zuverlässige Führer zu formen, mit unendlicher Geduld und Liebe über treue Arbeit im kleinen den nationalsozialistischen Menschen zu formen — das alles wissen wir — aber wir wissen auch das andere: daß die, die heute noch arrogant lächelnd auf

uns sehen, es in fünfzehn Jahren satter Ruhe nicht fertig gebracht haben, die deutschen Frauen auch nur äußerlich zu dem Gedanken der Volksgemeinschaft zu bringen! Fünfzehn Jahre haben sie Frauen erfaßt in Verbänden, deren Daseinsberechtigung sehr oft nur mit der krassesten Verneinung der Volksgemeinschaft bewiesen werden konnte. Fünfzehn Jahre haben sie von Sozialismus geredet und von der Gleichheit der Menschen, und durch ihre Taten das Gegenteil ihrer Reden bewiesen! Und wenn nun heute von diesen Menschen her mit überheblichem Lächeln auf uns junge Nationalsozialistinnen geschaut wird, die wir in der N.S.-Frauenschaft, in der Arbeitsfront und im Arbeitsdienst stehen, und man glaubt sagen zu dürfen: schaut euch einmal diese Menschen an, die heute die deutsche Frauenarbeit ausrichten wollen, und man uns junge Dinger nennt, so sage ich hier eins: Jung sind wir, und wir danken unserem Herrgott jeden Tag dafür, daß wir jung sind —. Denn weil wir jung sind, sind wir lebendig und haben Hunger nach Taten und sind nicht billig satt zu kriegen — weil wir wissen aus der Kampfzeit, daß alles, was nicht durch die Tat bewiesen wird, Menschen auf die Dauer nicht überzeugen kann. Deshalb freuen wir uns unserer Tatkraft, weil wir gar nichts anderes sein wollen als einfache, gerade Menschen. Wir machen wohl wie alle Menschen auch Fehler, doch haben wir hier den Trost, daß auch Alter nicht immer vor Torheit schützen soll.

Wir sehen als Frauen im Volk unsere Aufgabe heute darin, die nationalsozialistische Weltanschauung in solcher Weise an die Frau herantragen, wie sie ihr verständlich und klar wird. Zu diesem Zweck ist das Deutsche Frauenwerk geschaffen, in dem alle arbeitenden deutschen Frauen, ganz gleich, an welcher Stelle sie nun arbeiten, zusammengefaßt sind.

Bis jetzt ist diese Form noch so, daß jeder sein eigenes Kleid trägt und vielleicht auch manchmal nur seinen eigenen Kreis sieht. Eines möchte ich an dieser Stelle aber einmal aussprechen: ich danke all den Verbandsführerinnen und ihrer Gefolgschaft, die der N.S.-Frauenschaft die Türen ihres Herzens ehrlich und voll guten Willens aufgemacht haben; alle diese ehrlich Wollenden werden sich mit mir klar sein darüber, daß wir am Anfang unserer Organisationsform stehen, und daß wir gemeinsam noch viele Wege engeren Zusammenschlusses finden müssen, denn wir wissen ganz klar, daß wir als Gestalter neuer Begriffe niemals gestern und heute sehen, sondern daß das „Morgen" unsres Volkes uns Ziel sein muß. Deshalb werden wir die Wege des Zusammenfindens so gehen, daß sie aus überzeugter Erkenntnis heraus gegangen werden, nicht aus kurzsichtigem Zwang! Das eine werden wir wohl freilich nie

schaffen, bei allem gutem Willen: es allen recht zu machen! Vor allem all denen, die so gern aus der Not ihrer geistigen und seelischen Magerkeit auf Tradition pochen und von Demut gegenüber allem Geschehen reden. Liebe Menschen, Tradition ist etwas Großes, aber sie ist nicht Stillstand, sondern Aufgabe! Wir wissen, daß große Dinge nur von der Ausschließlichkeit und einer letzten Treue bestimmter Menschen getan werden können, daß es Sache dieser einzelnen sein muß, durch Selbsterziehung und Vorleben ihre Gefolgschaft zum freiwilligen Mitgehen zu bringen. Deshalb ist Nationalsozialismus letzten Endes eine Frage der Menschenführung, und unsere Aufgabe ist es, diese Führerpersönlichkeiten heranzubilden.

Ich habe Ihnen vorhin gesagt, daß wir uns klar sind darüber, daß uns alle schönen Reden nichts nützen, wenn es uns nicht gelingt, an Taten unserem Volk, in unserm Fall unsern Frauen klarzumachen, was Nationalsozialismus heißt. Deshalb sind wir darangegangen, nationalsozialistische Forderungen in praktischer Arbeit auszuwerten und haben aus dieser Erkenntnis heraus unsere Abteilungen in der N.S.-Frauenschaft errichtet.

Als erstes steht hier für alle deutschen Frauen die Abteilung Mütterschulung und Mütterdienst. Mutter sein eint die Frauen aller Schichten und aller Stände. Wohl wissen wir, daß es auf Grund der äußeren Verhältnisse der einen oder der anderen Frau möglich ist, ihrem Kind eine diesen Verhältnissen angepaßte äußere Bildungsform zu geben. Aber bestimmte Voraussetzungen, die den Erhalt des nationalsozialistischen Staates garantieren, muß heute jedes Mädchen vor der Ehe kennen und diese Kenntnis der Dinge muß so lebendig in ihr werden, daß sie eines Tages als eine selbstverständliche Voraussetzung zum Eingehen einer Ehe ansieht, sie zu beherrschen, nach ihnen zu handeln. Ich nenne hier all die Fragen der Rassengesetze, der Erbgesundheit sowie die sich aus ihnen ergebenden staatpolitischen Notwendigkeiten für die Frau. All diese Fragen bleiben so lange leere Theorie, als es uns nicht gelingt, sie der Frau von ihrem Standpunkt aus klarzumachen und zum Erkennen zu bringen. Deshalb müssen wir bei ihrer Behandlung immer zuerst fragen: wo steht die Frau, die wir erfassen wollen, woher kommt sie und wohin geht sie, und dann werden wir sehr bald merken, wo wir mit unsrer Aufklärungsarbeit anzusetzen haben. Nehmen wir sie nun noch bei ihrer tiefsten Kraft — bei ihrem Muttertum —, an dem wir ihr am deutlichsten klar machen können, wie stark sie als Glied in der Kette ihres Volkes steht, dann merkt sie eines Tages von selbst: ich bin ja selber Geschichte! Und es überfällt sie die tiefe Erkenntnis: was heißt denn

Volk? — Volk bin ich! — und dann versteht sie unsere nationalsozialistische Forderung: daß das kleine eigene Ich sich diesem großen Du — Volk — unterordnen muß! Das ist der Kernpunkt unserer Mütterschulungskurse, der unsere jungen heiratsfähigen Mädchen und jungen Mütter auf den Weg über praktische Säuglingspflege, haus- und volkswirtschaftliche Aufklärung zur staatspolitischen Erziehung führt. Diese Abteilung wird im Verlauf einer kurzen Zeit ausgebaut werden müssen zur Abteilung Volksgesundheitsdienst, in der wir Hand in Hand mit den entsprechenden Stellen von Partei und Staat arbeiten, und so immer wieder den Zweck unseres Frauenwerks erfüllen: Dienerin im Aufbauwerk der nationalsozialistischen Weltanschauung zu sein. Hierher werden auch in Zukunft gehören unsere Kurse für den Bereitschaftsdienst des Deutschen Roten Kreuzes, den wir ausdehnen wollen, über die N.S. Frauenschaft, auf die gesamten deutschen Frauen und Mädchen. Denn wir stehen hier auf dem Standpunkt, daß in inneren oder äußeren Notzeiten eines Volkes an allen Plätzen Menschen stehen müssen, die bereit und befähigt sind, dort einzuspringen, wo man sie braucht. Aus diesem Gedanken heraus, der Bereitschaft für unser Volk, ist unsere nächste Abteilung gewachsen: Hauswirtschaft und Volkswirtschaft. Diese Abteilung muß unsern Frauen in allen Verbänden, im ganzen Deutschen Reich, die der Lage unseres Volkes angepaßten volkswirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Erkenntnisse vermitteln. Sie muß es aber auch schaffen, daß in der gesamten Planung der hauswirtschaftlichen Erziehung unserer Frauen im Vordergrund als Maßstab immer die Zeiten stehen, in denen unser Volk sich in bescheidenen Verhältnissen befindet. Wir müssen auch hier überall durch unsere Kurse, die für alle Frauen unseres Volkes zugänglich und verpflichtend sind, uns einen Stamm von Menschen schaffen, die jeder Situation sich anpassen können. Wir haben gerade mit dieser Abteilung auf dem 5. Internationalen Kongreß für Hauswirtschaft und hauswirtschaftliche Erziehung im August 1934 dem gesamten Auslande bewiesen, daß wir trotz der Kürze der Zeit, die uns für diese Aufgaben gegeben war, bereits heute wieder in Deutschland an der Spitze stehen, weil wir es verstanden haben, unsere deutschen Menschen zu einem Erleben von Volksgemeinschaft zu bringen, wie sie kein anderes Land der Erde kennt. Wenn wir an die Erlebnisse dieser Tage zurückdenken, dann erfüllt es uns mit stolzer Freude, daß die gesamten ausländischen Vertreter mit Achtung und Ehrerbietung vor dieser Arbeit gestanden haben. Sie haben verstanden, was wir ihnen gesagt haben, daß wir jungen Nationalsozialistinnen in unserm ganzen Sein unserm Vaterland gehören. Wenn ich

hier von jungen Nationalsozialistinnen rede, so meine ich damit nicht nur die altersmäßig jungen Menschen, die heute überall bei mir stehen, sondern ich erfasse damit alle diejenigen, deren Denken und Fühlen und deren Glaube vor allen Dingen jung und stark geblieben ist, dann mögen sie an Jahren älter sein als wir es sind, sie werden uns lieb sein um ihres Glaubens willen an Deutschland. Wir haben in jenen Tagen allen Ausländern versucht klarzumachen, daß große Dinge in einer Nation nur geschehen können, wenn diese Nation über Menschen verfügt, die ihr eigenes Ich dem Wohle der Nation unterordnen. Und das ist das, was wir heute in Deutschland tun. Wir lieben Deutschland so, wie die anderen Italien, England oder Frankreich lieben! — Was uns aber von allen unterscheidet, ist die Tatsache, daß wir 14 Jahre lang getreten worden sind, daß wir uns 14 Jahre verloren hatten, und daß wir nun die stolze Freude erleben, uns selbst wiederzufinden. Wir wissen, warum wir arbeiten, und wir wissen, daß die Fahne, die unser Führer uns gegeben hat, für uns das lebendige, neue saubere Deutschland bedeutet. Und wenn noch nicht alle Menschen den tiefen Sinn dieser Verpflichtung erfaßt haben, so heißt das nicht etwa, daß an dieser Fahne etwas nicht richtig wäre, sondern es heißt, daß wir, die wir aus dem Kampf um diese Fahne gewachsen sind, diese Fahne um so heiliger halten, damit alle andern möglichst bald und möglichst genau so gut diesen tiefen Sinn unserer Fahne verstehen werden. Wir haben all diesen Menschen, die zu uns gekommen waren, Deutschland so ehrlich gezeigt, wie es ist, wie wir um es ringen und wie dieses Ringen um unser Volk und unsere Nation uns stark und groß und gläubig werden läßt.

Denn was wir in Deutschland heute tun, das tun wir für die Ewigkeit unseres Volkes, und deshalb tun wir große Dinge auf weite Sicht. Wir wissen zutiefst das eine: daß wir dafür da sind, daß unsere Fahne heilig und rein bleibt.

Und auf dieser Basis können wir auch den Weg zu anderen Völkern finden, denn in jedem Volk können große Dinge nur dann entstehen, wenn sich solche gläubigen, reinen und starken Menschen um die Fahne ihres Volkes scharen. Wer diese Hochachtung vor der Fahne unserer Nation uns entgegenbringt, dem sind wir bereit, unsere Hand zu einer guten Zusammenarbeit der Völker zu geben. All das, was ich Ihnen hier kurz umrissen habe am Beispiel dieses Kongresses wird dauernd von uns erarbeitet in unserer Auslandsabteilung der N.S.-Frauenschaft, in der alle die Menschen mitarbeiten können, die sich bisher schon mit Auslandsarbeit in irgendeiner Form befaßt haben.

Wir denken nicht daran, Menschen, die ihre Arbeit lieben und um sie ringen, wegzunehmen, aber diese Arbeit darf nicht Selbstzweck werden, sondern muß aus der Gesinnung getan werden, daß sie ein kleiner Teil aus einem großen Werk ist.

Nun müssen wir noch einen Überblick geben über den größten Block in unserer Frauenarbeit: Die Frau in der Arbeitsfront, also die Frau, die sich schaffend ihr eigenes Brot verdient. Man sagt so oft, die Frau gehört nicht in den Beruf, vor allen Dingen nicht an die Maschine; die Fabrik verdirbt die Frau und läßt sie nicht Frau sein. Dieser Gedanke ist falsch. Wir müssen auch hier nur den richtigen Standpunkt zu den Dingen einnehmen.

Die Frau im Beruf wird auch an der Maschine so lange Frau bleiben können, solange die ihr innewohnende Kraft die Arbeitsleistung bestimmt, d. h. solange Kraft und Arbeit in richtiger Harmonie zueinander stehen. Niemals aber darf auf die Dauer etwa vorhandene Arbeit zur Aufpeitschung von Kräften führen, die dem Organismus und der Seele der Frau nicht entsprechen. Dieser Maßstab: die Ausrichtung der Arbeit nach den Kräften, zeigt uns klar die Wege unserer Mädchenerziehung und Frauenarbeitsmöglichkeiten.

Er wird uns helfen, viele Übersteigerungen, die der Krieg und eine falschgerichtete Beeinflussung unseres Volks hervorgebracht haben, abzustellen und dafür manche Berufe, die im Verlauf dieser falschen Beeinflussung mißachtet worden sind, durch bessere Ausbildungsmöglichkeiten wieder zu heben. Ich denke hier in Zusammenhang mit unserer hauswirtschaftlichen Abteilung an eine ganz andere Einstellung zum Beispiel gegenüber dem Beruf der Hausangestellten, der Hauswirtschafterin und all der vielen Frauen, die in öffentlichen Betrieben, besonders gerade im Gastwirtsgewerbe, Tag für Tag still und wortlos ihre Pflicht erfüllen. Damit wir diese Umstellung im Denken der berufstätigen Frau gegenüber, ganz besonders diesen schlichten Arbeiterinnen gegenüber, schaffen können, sind wir heute auf dem Weg, durch den Einbau unserer sozialen Betriebsarbeiterinnen und Vertrauensfrauen Garanten der nationalsozialistischen Weltanschauung allen arbeitenden Frauen und Mädchen zur Seite zu stellen. Diese unsere Vertrauensfrauen werden auch die Brücke schlagen müssen von der Arbeiterin zu allen anderen Frauen des Volkes, und deshalb rufe ich hier der deutschen Arbeiterin und der berufstätigen Frau zu: macht von euch aus den Weg frei zu allen anderen Frauen und fragt nie zuerst, was bringt der Nationalsozialismus uns, sondern fragt zuerst immer und immer wieder: was sind wir bereit, dem Nationalsozialismus zu bringen; was kann er mit uns anfangen, denn

jede einzelne muß an ihrem Arbeitsplatz Träger unserer Idee werden, weil sie ein Teil Deutschlands ist und weil Deutschland das Höchste und das Beste ist, was es für uns gibt, und weil wir immer vom Leben das erhalten werden, was wir selbst zu geben bereit sind.

Wir alle zusammen, die wir heute als Frauen in unserm Volke stehen dürfen, haben den festen Willen, Hand in Hand als treue Kameraden unserer Männer das Unsere zu tun im Werk unseres Führers. Niemals war es der Zweck unserer Organisation, sie um ihrer selbst willen zu schaffen, sondern immer wird ihr Zweck der sein, sie zu einem nutzbaren Instrument, zu einem lebendigen Organismus für unser Volk auszubauen, dann haben wir den tiefen Glauben an die deutschen Männer, daß einmal die Stunde kommen wird, in der der Ausgleich zwischen Männerarbeit und Frauenarbeit wieder so sein wird, daß beide zusammen ein organisches Ganze bilden. Dann nämlich, wenn Deutschland bis in seine tiefsten Fasern nationalsozialistisch geworden ist. Wir können diese Riesenleistung nur vollbringen, wenn in den nächsten Jahren Menschen sich bereit finden, in Kameradschaft und Treue Deutschland zu dienen.

Kameradschaft ist ein heiliges Wort, und man soll es nicht als ein Schlagwort mißbrauchen, Kameradschaft bedeutet nicht, daß nun zwei am selben Arbeitsplatz stehen, sondern Kameradschaft bedeutet, daß zwei, die am selben Arbeitsplatz stehen, wissen, warum sie dort stehen, und daß die gemeinsame Arbeit, die sie dort tun, ihre Weihe erhält dadurch, daß sie einem Dritten dient, das größer ist als die, die die Arbeit tun — nämlich unserm Volk! Von dieser Warte aus muß alle unsere Arbeit getan werden.

Weil wir nun wissen, daß diese neue Form der Ausrichtung der Arbeit auf der Grundlage dieser großen Kameradschaft nicht mehr von allen Menschen verstanden werden kann, muß gleichlaufend mit der Einbeziehung aller Kräfte der Gegenwart in unserer Aufbauarbeit ein systematisches Umdenken der heranwachsenden Jugend ermöglicht werden. Diese Möglichkeit ist heute geschaffen im Deutschen Frauenarbeitsdienst.

Es mußte für die Erziehung des Menschen eine Form gefunden werden, die die Jugend tatsächlich zum Gemeinschaftserlebnis führt. Deshalb sind es auch nicht wirtschaftliche oder militärische Gründe, die uns den Arbeitsdienst notwendig machen, sondern es ist die Notwendigkeit der Formung des jungen Menschen zum bewußten deutschen Menschen der Gegenwart. — Für uns Formung der deutschen Frau zur bewußten deutschen Frau der Gegenwart, und wir stellen ganz bestimmte Ansprüche an diese Frauen.

Die deutsche Frau, wie wir sie uns denken, muß, wenn es die Lage

des Volkes erfordert, verzichten können auf Luxus und Genuß, sie muß geistig und körperlich gesund sein, sie muß geistig und körperlich arbeiten können und sie muß aus dem harten Leben, das wir heute zu leben gezwungen sind, ein schönes Leben machen können. Sie muß zum letzten innerlich um die Nöte und Gefahren, die unserm Volke drohen, wissen. — Sie muß so sein, daß sie alles, was von ihr gefordert wird, gern tut. Sie muß, ich fasse es in einem Wort zusammen, politisch denken können, nicht politisch im Sinne eines Kampfes mit anderen Nationen, sondern politisch so, daß sie mitfühlt, mitdenkt, mitopfert mit dem ganzen Volk in einer selbstsicheren, stolzen Haltung.

Wir alle müssen, ganz gleich wo wir nun stehen, ob im Arbeitsdienst, in der N.S.-Frauenschaft, in der Arbeitsfront oder im Frauenwerk, Menschen formen, die bereit sind für Deutschland. Man möge uns nicht kommen mit der bequemen Ausrede, der liebe Gott wird schon alles machen! Es gibt noch allzuviele, die ihre eigene Feigheit hinter diesem Gerede verschanzen wollen! Sie alle mögen einmal hinausgehen in unsere Wälder, in unsere Natur und alles Äußere abstreifen, um zu erahnen, wie groß Gott ist — vielleicht fühlen sie dann, wie vermessen es ist, in ihrem kleinen Denken dauernd vom „lieben Gott" zu reden. Wir lieben unsere Heimat und wir wissen, daß wir als Generation ein Weg sein müssen in die Ewigkeit unseres Volkes, aufrecht und stolz wollen wir unseren Weg gehen, klar wissend, daß sich die Größe und Kraft eines Volkes aus der Größe und Kraft der Menschen dieses Volks zusammensetzt.

Dieses Bewußtsein unseres Verflochtenseins in das große Ganze ist uns Befehl und tiefste Verpflichtung. Mögen wir deutschen Frauen ihr immer so gehorchen können, daß wir vor der Geschichte bestehen können in dem Bewußtsein:

Hier stehen wir, wir können und wollen nicht anders, Gott helfe uns allen.

# Der Deutsche Frauenarbeitsdienst.

Von Maria Burgstaller.

Den Arbeitsdienstgedanken hat die Not der Jahre nach dem Kriege und der Wille zur Selbsthilfe gegen diese Not in der deutschen Jugend geboren. Der starke Wille zu einer Selbsthilfe, der Wille zum Nichtuntergehen hat uns die Mittel zur Durchführung eines Arbeitsdienstes in den verschiedensten Formen finden lassen, Jahre bevor die marxistische Regierung Deutschlands die Notwendigkeit dieses Tuns einsah. In kleinen Gruppen haben sich Jungens und Mädels in Hilfslagern zusammengefunden, um für die Bauern und Gutsbesitzer des Ostens ein Ersatz für die polnischen Wanderarbeiter zu sein. Ohne genannt werden zu wollen, hat hier beste deutsche Jugend freiwilligen Dienst für das Volk getan. Erst als die Arbeitslosenzahl mehrere Millionen betrug, ist man von der Regierung aus an den Ausbau des freiwilligen Arbeitsdienstes herangetreten.

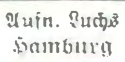
Die ersten Erlasse über den freiwilligen Arbeitsdienst erschienen im Sommer 1931. Es hieß darin, daß Arbeitslose zu zusätzlichen Arbeiten zusammengefaßt werden können und dafür vom Staate gefördert werden.

Für Mädchen versuchte man von den Arbeitsämtern aus Erwerbslosen-Kurse als freiwilligen Arbeitsdienst auszubauen. Nur in wenigen Fällen verlegte man diese Erwerbslosen-Kurse auch auf das Land, mit dem Ziele, die Mädchen zugleich mit der Landarbeit vertraut zu machen.

Im November 1932 erschien wieder eine Verordnung für den Arbeitsdienst, die sich auf Grund der Erfahrungen, die man im Jahre vorher mit den Erwerbslosen-Kursen für Mädchen gemacht hatte, mit der weiteren Ausgestaltung des freiwilligen Arbeitsdienstes für Mädchen befaßte. Die Verordnung behandelte zunächst die Art der Arbeit. Es wird in dem Erlaß davon gesprochen, daß die Arbeit gemeinnützig, zusätzlich und volkswirtschaftlich wertvoll sein muß. Zu solchen Arbeiten rechnete man Bearbeitung von Gartenland, Forstarbeiten, Hilfsarbeiten in der Landwirtschaft, Winterhilfsarbeiten sowie auch die Bekochung und Bewaschung von männlichen Arbeitslagern. Bei den bisherigen Arbeitsdiensten, den Erwerbslosen-Kursen, hatte man sog. offene Maßnahmen durchgeführt; die Mädchen kamen morgens und gingen, nachdem sie 6—8 Stunden gearbeitet hatten, wieder nach Hause. Nur in wenigen Fällen waren die Mädels geschlossen untergebracht. Dabei



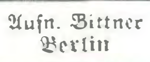
Die Pfleglinge



Aufn. Fuchs Hamburg



Die Fahne hoch



Aufn. Bittner Berlin



Der Nachwuchs — Aufn. H. Umlauf



Die künftigen Hausfrauen — Aufn. Weber & Co.



Am Webstuhl



Vorsorge für den Winter



Auf dem Weg zur Feldarbeit





Aufn. H. Umlauf Nürnberg — Nach getaner Arbeit kommen Spiel und Sport zum Recht — Aufn. Weber & Co. Stuttgart

wurde festgestellt, daß die geschlossene Unterbringung auf die Erziehung der Mädchen einen bedeutend besseren Einfluß ausübte, waren es doch zum Teil sehr erziehungsbedürftige Mädels, die hier unter einen ganz festen Einfluß kommen mußten, wenn ihnen die Zeit im Arbeitsdienst etwas für ihr Leben mitgeben sollte. In dem Erlaß vom November 1932 wird daher auch davon gesprochen, daß die Arbeitsdienste möglichst in einem geschlossenen Lager durchgeführt werden sollen. Im Januar 1933 erscheint ein neuer Erlaß, der sich mit der Durchführung des Werkhalbjahres für Abiturienten befaßt. Durch die Einrichtung dieses Werkhalbjahres wollte die Reichsregierung allen zur Entlassung kommenden Abiturienten Gelegenheit geben, vor Übertritt in die Hochschule, oder vor Eintritt in einen Beruf, für die Dauer eines ½ Jahres am Arbeitsdienst teilzunehmen. Mit diesem Erlaß wurde die Belegschaft der verschiedenen Arbeitsdienstlager mit einem Schlag eine andere. Bis zum Beginn des Jahres 1933 waren in den verschiedenen Lagern fast nur arbeitslose Mädchen erfaßt, die zum größten Teil auf Anraten der Arbeitsämter in die Lager kamen. Mit der Durchführung des Werkhalbjahres vertrat man den Gedanken, daß durch die Teilnahme am Arbeitsdienst auch das junge Mädchen „besserer" Stände eine bestimmte Zeit Dienst tun müsse. Es war damit dem Dienstgedanken, der entgegen der Auffassung der marxistischen Regierung, den Arbeitsdienst nur als eine Erwerbslosenfürsorge zu betrachten, sich in allen Teilen Deutschlands bei den Mitgliedern der nationalsozialistischen Bewegung durchgesetzt hatte, zum Siege verholfen.

Arbeitsdienst ist Ehrendienst — daran haben alle teilzunehmen! Auf Grund des Erlasses vom November 1932 entwickelte sich in 1—2 Agrar-Provinzen Deutschlands ein starker Ausbau der Arbeitsdienstlager auf dem Lande. In Pommern fing man mit Hilfe der Landesbauernschaften an, Lager in den ärmsten Neusiedlungen einzurichten, in denen die dienstwilligen Mädchen den Siedlerfrauen bei der Arbeit helfen sollten. Dabei machte man die Erfahrung, daß die Arbeit in der Siedlung auch auf die Mädchen von entscheidendem erzieherischem Einfluß war. Es war damit nicht nur der Siedlerfrau in ihrer schweren Arbeit geholfen, sondern die Mädchen bekamen Lust und Liebe zur Landarbeit. Auf diese Erfahrungen ist der Erlaß vom 14. Juni 1933 zurückzuführen, der verordnet, daß die weiblichen Arbeitslager, die nicht in unmittelbarer Beziehung zur Siedlung, zur Umschulung von der Industrie zum Lande dienen, aufgelöst werden müssen.

Alle Maßnahmen, die einer Hilfe auf dem Lande und zur Umschulung von der Stadt zum Land dienen, sollten weiter gefördert und genehmigt

werden. Damit wurde der Frauenarbeitsdienst ganz stark auf die Arbeit des Landes hingewiesen.

An der Durchführung des freiwilligen Arbeitsdienstes für Mädchen hatten sich bisher fast alle karitativen und vaterländischen Verbände beteiligt. Auch als mit der Machtübernahme im Januar 1933 durch die Nationalsozialistische Partei der gesamte freiwillige männliche Arbeitsdienst unter die Führung des Staatssekretärs Hierl kam, lag die Beschaffung der Arbeit für den freiwilligen Arbeitsdienst für Mädchen immer noch in den Händen der verschiedenen Verbände. Indirekt wurde der freiwillige Arbeitsdienst für Mädchen dem männlichen in der Form angegliedert, daß die Gaustelle des männlichen Arbeitsdienstes für ihre Bezirke Sachbearbeiterinnen ernannte. Diese Sachbearbeiterinnen hatten die Aufgabe, mit den verschiedenen Verbänden, die als Träger der Arbeit fungierten, zusammenzuarbeiten. Die Teilnehmerinnenzahl richtete sich in den einzelnen Gauen nach der Kontingentszahl für den Männerarbeitsdienst. Es waren im Januar 1933 nur etwa 5000 Plätze für Mädchen in ganz Deutschland zur Verfügung gestellt worden.

Da die Verbände als Träger der Arbeit auch einen Einfluß auf die innere Ausgestaltung des Arbeitsdienstes hatten, war an eine Vereinheitlichung in der Form der Erziehung in den Lagern nicht zu denken. Jeder Verband bemühte sich, dem Lager seinen eigenen Stempel aufzudrücken. So kam es, daß in einem Lager eine stärkere christliche Erziehung war, im anderen bemühte man sich, die Mädchen hauswirtschaftlich zu erfassen, und erst im 3. ging man vom nationalsozialistischen Erziehungsgedanken aus. Die Mädchen selbst — über alle Verbände hinweg, betrachteten sich die einzelnen Lager als eine Einheit — sehnten sich nach einer eigenen und selbständigen Führung und nach einer Ausrichtung im Erziehungsziel. Sollte der freiwillige Arbeitsdienst für Mädchen nur dazu dienen, erwerbslose und fürsorgebedürftige Mädchen zu betreuen und umzuschulen, oder sollte der Arbeitsdienst auch von den dienstwilligen Mädchen eine bestimmte Leistung verlangen, um sie damit 26 Wochen einen Dienst fürs Vaterland tun zu lassen? In den nationalsozialistischen Kreisen des Arbeitsdienstes vertrat man stark die letztere Auffassung und verlangte, daß durch richtige Ausgestaltung dieses Dienstes das Mädchen zur nationalsozialistischen Frau erzogen wird. Ohne eine einheitliche Reichsführung war es jedoch nicht möglich, diesen Gedanken, der an einzelnen Stellen sehr aktiv zum Durchbruch kam, in der Gesamtheit als letztes Ziel darzustellen.

Am 1. Januar 1934 endlich beauftragte der Reichsarbeitsführer Staatssekretär Hierl Frau Scholtz-Klink mit der Leitung des Frauen-

arbeitsdienstes. Die Finanzierung übernahm die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. Damit war es möglich geworden, eine einheitliche Organisation für den Frauenarbeitsdienst aufzubauen. Die Arbeitsmöglichkeiten bzw. Arbeitsvorhaben wurden nach folgenden Gesichtspunkten festgelegt: Die vom Deutschen Frauenarbeitsdienst zu leistende Arbeit muß den von der Reichsregierung gesteckten Zielen der Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik dienen. Die Teilnahme am Frauenarbeitsdienst bleibt freiwillig. Der Deutsche Frauenarbeitsdienst hat in seiner Erziehung die Umstellung der Frauenberufsarbeit auf die in der Familie und auf dem Lande liegenden Aufgaben unmittelbar zu fördern.

Bevorzugt werden daher bei der Aufnahme Mädchen, die aus der bisherigen Berufsarbeit ausscheiden und erwerbslos werden, oder Mädchen, denen die Aufnahme einer Berufsarbeit versagt ist. Bedingung ist, daß die Mädchen in einem körperlichen Gesundheitszustande sind, der es ihnen ermöglicht, jede Arbeit zu tun.

In den Deutschen Frauenarbeitsdienst werden 10000 Mädels aufgenommen. Die Dienstzeit beträgt 26 Wochen.

Mit diesen Richtlinien fing am 1. Januar 1934 eine ruhige Aufbauarbeit an.

Heute teilt sich die Arbeit des Frauenarbeitsdienstes in 3 Gruppen. Die stärkste Gruppe ist die Siedlungshilfsarbeit.

In den Neusiedlungen von Pommern, Ostpreußen, Brandenburg und Schlesien werden die Dienstwilligen in Gruppen von 20—40 Mädels zur Hilfeleistung bei den Siedlern eingesetzt. Sie tun mit den Siedlerfrauen jede Arbeit. Die Mädchen arbeiten auf dem Felde, im Stall, im Hause und im Garten. Im Sommer werden die Kinder des Dorfes in Erntekindergärten zusammengefaßt und von einer Kindergärtnerin mit Hilfe der Dienstwilligen betreut. Soweit nicht anderweitige Hilfe vorhanden ist, werden auch die Kranken des Dorfes vom Arbeitslager versorgt.

Die Zielrichtung des Lagers geht im stärksten Maße dahin, die Frauen zu entlasten und ihnen beizustehen in der äußeren und inneren Verelendung, die wir gerade heute in den Siedlungen oft finden. Die junge deutsche Frauenkraft stellt sich hier freiwillig in den Dienst der Frau und Mutter unseres Volkes.

Wie notwendig die Hilfe der jungen Frauengeneration ist, beweisen statistische Berichte aus einer der größten Agrar-Provinzen Deutschlands (Pommern). Dort arbeiten die Bauern- und Siedlerfrauen im Jahre durchschnittlich 15 Stunden täglich. Im Sommer kommt die

Arbeit, nach Stunden gemessen, auf 18 Stunden täglich. Daß es für die Frau neben dieser Arbeitsüberlastung unmöglich ist, ihren eigentlichen Aufgaben als Frau und Mutter gerecht zu werden, wird jedem klar sein, der einmal auf einem Bauernhofe gewesen ist. Wie sehr sich diese Tatsachen auf den Gesundheitszustand auswirken, beweisen einige weitere Zahlen derselben Provinz.

Auf 100 Gestorbene kommen in Pommern 19,1% Kinder in dem ersten Lebensjahr.

In den Wochenbetten wirkt sich die Arbeitsüberlastung der Frau ebenfalls katastrophal aus. Auf 100 Wochenbetten kommen bei den Bauernfrauen 2,34% Todesfälle.

Mit dem Stande vom Juli 1934 arbeiten ungefähr 220 Lager mit 6000 Dienstwilligen bei Siedlern und Bauern. Wir wissen, daß unsere Hilfe nur ein Anfang ist, denn nicht Tausende von Frauen haben diese Hilfe notwendig, es sind Hunderttausende, die ihrer bedürfen.

Die 2. Gruppe der Arbeit wird in Zusammenarbeit mit der N.S.-Volkswohlfahrt durchgeführt. Mädels, die in hauswirtschaftlichen Lagern in der Stadtnähe untergebracht sind, werden einzeln oder zu mehreren zu hilfsbedürftigen Familien in die Stadt geschickt. Die Unterstützung gilt auch hier besonders den Müttern und Kindern.

Die 3. Gruppe der Arbeit hilft wieder auf dem Lande. Das Land braucht Arbeitskräfte. Dienstwillige werden in Lagern mit landwirtschaftlichen Betrieben zusammengefaßt und für die Landarbeit umgeschult. Die Erziehung im Lager soll die Mädchen fähig machen, nach einer 26wöchigen Dienstzeit als Landhilfe bei den Bauern zu bleiben. Die Umschulung erstreckt sich daher nicht auf die äußeren Fähigkeiten, sondern muß vor allen Dingen bei den Mädels die innere Bereitschaft und den Willen zur Landarbeit bringen. Diese Lager stehen in engster Zusammenarbeit mit den Siedlungshilfslagern.

Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß es sehr schwer ist, Mädels, die nur in geschlossenen Lagern mit landwirtschaftlichem Betrieb, also in der ganz engen Lagergemeinschaft gearbeitet haben, nach der Arbeitsdienstzeit zu bewegen, allein bei den Bauern zu bleiben. In den Siedlungshilfslagern, wo die Mädels schon den ganzen Tag über bei den Siedlern arbeiten und nur am Spätnachmittage und am Abend in der Gemeinschaft des Lagers leben, ist diese Bereitschaft, später allein auf dem Lande zu bleiben, viel eher da. Wir sind dazu übergegangen, die Mädels aus den landwirtschaftlichen Lagern nach einigen Wochen Umschulung in die Siedlungshilfslager zu versetzen. Es hat sich gezeigt, daß dieser Weg der richtigere ist. Denn hier, wo die Not am größten ist

und die Mädels täglich spüren, daß sie bitter notwendig gebraucht werden, wächst der Wille zum Aushalten und die Mädels werden bereit, auch nach der Arbeitsdienstzeit eine Arbeit auf dem Lande anzunehmen. Die Vermittlungsergebnisse aus dem Arbeitsdienst in die Landarbeit sind daher auch in den Provinzen mit Siedlungsarbeit am stärksten.

Die zukünftige deutsche Frau muß wissen, wo ihr Platz, wo ihre Arbeit im Leben des Volkes ist: Jahrzehntelang haben wir diese Verpflichtung, die der Einzelne gegenüber dem Volke hat, vergessen. Die nationalsozialistische Erziehung muß dieses Wissen um die Verpflichtung des Einzelnen in das ganze Volk tragen. Der Deutsche Frauenarbeitsdienst ist ein Stück im Erziehungswerk des Nationalsozialismus; er hat die Aufgabe, die Menschen zur Arbeit zu führen und auch die Frau bereit zu machen, ihr Leben ganz in den Dienst des Volkes zu stellen. Wir glauben heute, mit dem Deutschen Frauenarbeitsdienst diese Forderung zu erfüllen. In unseren Lagern wird eine Arbeit getan, die für das ganze deutsche Volk wertvoll ist. Durch diese Arbeit wird den Mädels die richtige Einstellung zum Leben vermittelt, denn sie erleben durch ihren Dienst, daß jede Arbeit befriedigend ist, wenn wir uns damit in die Notwendigkeiten der ganzen Volksarbeit eingliedern.

+

Wir wollen ein Frauengeschlecht heranbilden, das geistig imstande ist, führend zu sein in Deutschland, das innerlich revolutionär sein muß, um in keiner Weise irgendwie zu ermüden, und das diszipliniert ist und weiß, daß der Weg zum Aufstieg unseres Volkes nur über einen Gehorsam geht, der kein eigenes Ich mehr kennt, sondern nur das große Du: Deutschland.

Gertrud Scholtz-Klink.

# Ziele und Weg des BDM.

Von **Erna Bohlmann**,
BDM.-Referentin in der Abteilung S der Reichsjugendführung.

**Der Führer ruft uns:**

Vor allem wenden wir uns an das gewaltige Heer unserer deutschen Jugend. Sie wächst in eine große Zeitwende hinein, und was die Trägheit und Gleichgültigkeit ihrer Väter verschuldete, wird sie selbst zum Kampfe zwingen. Die deutsche Jugend wird dereinst entweder der Bauherr eines neuen völkischen Staates sein, oder sie wird als letzter Zeuge den völligen Zusammenbruch, das Ende der bürgerlichen Welt erleben.

**Pg. Major Buch sagt:**

Die Frontgeneration wird den neuen Staat bauen; Aufgabe der Jugend wird es sein, diesem neuen Staat als Kern und Inhalt die neue Familie zu schaffen.

Jugend will eine Sendung. Uns führte das Geschick vor solch gewaltige Aufgaben wie kaum eine andere Generation. Darum bejahen wir unumschränkt die Zeit, in die wir gestellt sind, getragen von dem Stolz einer großen, starken Verantwortung. Die harte Forderung des Sich-selber-durchbeißen-Müssens, die durch Krieg und Inflation an uns herantrat, hat ein für allemal die Zeiten eines sorglos-heiteren Mädchendaseins beendet und die Jugend zu jenem bedingungslosen Revolutionärsein geweckt, das unter dem Ruf des Führers zum entschiedenen Willen für die Neugestaltung unseres gesamten Volkslebens uns immer stärkere Gefolgschaften warb.

Auch uns Mädel riß seine Forderung der Selbstbesinnung mit. Immer schon hatten wir einen Einsatz gesucht für unsere besten Kräfte, die die Erziehung des Liberalismus ungefördert verkümmern ließ. Der Nationalsozialismus packte uns, weil er Weltanschauung und somit sittliche Forderung bedeutete. Wir verstanden ihn als Ahnenerbe und Zukunftspflicht. **Selbstverständlich** war uns der völlige Umbruch allen Lebens, ein Neuausrichten nach dem heiligen Gesetz unseres Blutes. Und als größte Aufgabe sahen wir vor uns die Volkwerdung durch den nationalsozialistischen Gedanken und die Errichtung eines unerschütterlichen, ganz auf das eigene Wesen gebauten Staates, der auf dem festen Fundament der neuen Familie ruht, die Garant sein wird für den Fortbestand und die restlose Erfüllung der nationalsozialistischen Idee.

Wir waren uns immer der Sendung bewußt, die Brücke zu sein zu dieser Familie von morgen, Erben der Idee und zukünftige Träger unseres Staates.

Für diese Aufgaben muß ein leistungsfähiger, einsatzbereiter Mensch geschaffen werden, darum wurden wir Erziehungsbund.

Als unsere Arbeit begann, fanden wir alles andere als ein klares, unverfälschtes deutsches Mädelbild. Schulmädel, Backfisch und Haustochter und das Berufsmädel der verschiedenen Stände bekamen ihre Prägung von außen und unterschieden sich kaum von ihren Entsprechungen in anderen Ländern. Es ist aber eine politische Unmöglichkeit, daß die junge Frauengeneration eines sich auf die eigene Kraft besinnenden Staates ihre besonderen Fähigkeiten vergißt und sich nach Rom, Paris und Amerika ausrichtet.

Darum stand hinter aller Volkstumsarbeit, hinter Werbedienst und sozialer Hilfstätigkeit, hinter Heimabend und Fahrt immer die Prägung eines neuen und wesensgemäßen Mädelbildes als der eigentliche Sinn unseres Bundes.

Dieses Ziel war um so unerhörter, weil wir keine Vorbilder vorfanden. Anknüpfen konnten wir nur an die Haltung heldischer Frauen im Weltkrieg, da die höchste Not sie über die Grundlagen ihrer bisherigen Erziehung heraushob und zu Leistungen befähigte, zu denen die Frauen romanischer und slawischer Völker nicht fähig waren. Die deutsche Mutter, die im Notfall Mannesarbeit leisten kann und dabei kaum weiß, wie sie das Brot auf den Tisch bringen soll, die aber trotzdem noch die Kraft hat, einen tapferen Brief ins Feld zu schreiben, diese Frau hat die uns wesentliche Haltung gefunden und reicht wieder an die Größe der germanischen Frau heran, die uns als Gefährtin des Mannes in aller Mühe und allem Kampf des Lebens in ihrer selbstverständlich heldischen und dabei immer fraulichen Haltung als die Erfüllung nordischen Frauentums vor Augen steht, das lange genug von südlichem und westischem Einfluß überschattet wurde. Unser Volk braucht heute wieder diese heldischen Frauen, Menschen mit einem klaren Blick und aufrechter Gesinnung. Als ein Volk der Mitte werden wir immer vor Notzeiten gestellt werden. Niemals aber ist unser Volk gesichert, wenn nicht seine Frauen zu jedem Einsatz fähig sind und bereit, schon in den Kindern diese selbstverständliche Haltung zu wecken. Was an Kräften in ihnen lebt, müssen sie im Dienst am Volk verwerten können, ganz gleich, ob im Beruf oder in der Familie. Das ist die eine große Forderung, die uns Frauen und Mädel aller Stände in eine geschlossene Front zwingt und durch die Notwendigkeit des Tages von selbst die problematischen

Streitfragen beendet, die durch die Frauenbewegung um die Stellung der Frau sich erhoben.

Unendlich groß stand unsere Erziehungsaufgabe vor uns. Nicht nur die Mädelgeneration, das ganze Volk war richtungslos geworden. Unser eigenes Wesen lag verfälscht in der Gosse, fremder Witz bespie und zertrat es.

Seine Ewigkeit und damit unserem Volke das Leben zu retten, bildeten wir Mädel den Bund, der Vorbote ist für das neue Volk. Arbeit nach innen war unser stärkstes Gebot, während HJ., SA. und SS. in täglichem Kampf nach außen den Raum für den neuen Staat eroberten.

Als Forderung zur Selbstbesinnung stellten wir vor unseren Bund das Eddawort:

> Von der Achsel dir schiebe, was übel dir scheint,
> und richte dich selbst nach dir selber!

Das befahl uns, unsere große Aufgabe als die junge nationalsozialistische Generation zu erkennen und darüber hinaus unser besonderes Amt als die kommende Frauengeneration. Denn dies Bekenntnis zum Ganz-wir-selbst-sein-Wollen war zugleich eine Bejahung unserer Mädelart und sichert uns vor einer unwesensgemäßen, allzustarken Angleichung an die Arbeitslinie der Jungen.

Niemals bedeutet diese Forderung erneuten Individualismus, wenn sie auch jedes einzelne Mädel vor das Ziel stellt, Persönlichkeit zu werden. Als die neue, blutsbewußte Jugend sehen wir den in allen Gliedern unseres Volkes stärker oder schwächer vorhandenen germanischen Blutsanteil als den Kern unseres Wesens an, und jede Ausrichtung nach diesem Kern wird unser Volk immer stärker zur Gemeinschaft und zu seiner wesenseigenen Gestalt führen, und damit zu höchster Kraft.

Diese Forderung umschließt nahezu alles; sie steht über der Hinwendung zum „Wir", über dem Suchen nach dem neuen Mädelbild, über der gesamten Arbeits- und Lebensgestaltung und dringlich und klärend über unserer Schulung, die durch Erkenntnis und Begeisterung das Rüstzeug für unsere Aufgaben in Volk, Familie und Gruppengemeinschaft vermitteln soll.

Diese Schulung schält radikal aus allen bisherigen Wissensgebieten die heraus, die für die Charaktererziehung und das Leben unseres Volkes notwendig sind, und ordnet sie unter einen großen, lebenbejahenden Gesichtspunkt. Sie kennt nur den einen Weg, der ausgeht vom aufbauenden Sinn des Revolutionär-Seins und, geklärt durch die Erkennt-



Aufn. E. Rind, Berlin

Unsere Jugend

nis der Erb- und Rassenkunde, das Verständnis für die Geschichte und damit für unsere heutige Politik erschließt, unterstützt durch Volkstumsarbeit und Kulturgeschichte, die uns erlebnismäßig und sichtbar Wesen und Schicksal unseres Volkstums vor Augen stellen und uns befähigen, vom wurzelhaften Grund aus ein neues Brauchtum und eine neue Festgestaltung zu errichten.

So findet jedes Mädel einen seelischen Wurzelgrund. Das Wissen um die Bedeutung des Blutes und eine Rassenerkenntnis, die zugleich an Körper, Seele und Haltung den Maßstab legt, weckt notwendig den Willen zu einer gesunden, dem Volke wertvollen Ehe und gibt den Mädeln die Kraft, auf den Menschen zu warten, der in seiner Haltung dem besten Teil ihres eigenen Wesens, also ihrer Art entspricht. — Unterstützt durch das Errichten einer ganz neuen Ordnung durch das unumschränkte Gelten der Leistung und der Kameradschaft in dem Bund, der sie erzieht, erwächst — gestärkt durch eine beschränkte Zusammenarbeit an einer übergeordneten großen Idee — der jungen Mädelgeneration eine neue Wertung des Mannes, eine Wertung, die notwendig zu einer Volksgesundung und zu der Familie von morgen hinführen muß.

Eine zum Erleben verdeutlichte Bevölkerungspolitik, ein Aufzeigen der großen Linien und der unser Schicksal schmiedenden ehernen Gesetze der Geschichte, jene wichtige Gebundenheit an Art und Raum gibt den Mädeln unbedingt eine fundamentierte Weltanschauung; hier führt unsere Arbeit schon über die Erziehung hinaus zur Tat. Grenzfahrt, Landdienst und Grenzschulung sind die Vorstufe dafür und im Hinblick darauf werden wir auch zu einer auf sich selbst gestellten, starken und einfachen neuen Wirtschaftserziehung kommen, die von der Frau Vielseitigkeit und Bindung an das Gegebene verlangt, eine Erziehung, die wir durch das Betonen der Werkarbeit mit ihrer Forderung an Eigengestalten und denkende Arbeit und durch unsere Haushaltungsschulen bereits angebahnt haben.

Bis an jedes Mädel in der Schaft wird diese Erziehung langsam, aber immer deutlicher getragen. Dort aber baut sie, mehr noch als in der Führerinnenschaft, auf das Erleben im Alltag, auf Heimabend und Fahrterleben auf und gewinnt zuerst Einfluß durch Volkstumsarbeit, Drückt doch ein Lied, ein Sprechchor oftmals eine Haltung und einen Gedanken unmittelbarer aus als ein sorgfältiger, noch so lebendiger Vortrag.

Gestaltung eines allumfassenden Volkstums, eines neuen Kulturausdruckes ist das Gebot der Stunde an die deutsche Jugend. Das Volkstum erst gibt dem Gerüst des Staates Bin-

dung und Halt, es ist unmöglich, den Kampf an der Grenze durchzufechten und die Volksgemeinschaft für immer zu halten, wenn nicht Staat und Familie zu wirklich nationalsozialistischer Lebenshaltung und zu einem Brauchtum gelangen, das diesem Geist die Dauer verleiht.

Darum sind wir bemüht, durch Lager und Feier unseren Mädeln das Brauchtum zu vermitteln, das die Feste in der Familie leider so oft entbehren. Wir knüpfen dabei bewußt an das uralte Brauchtum unserer Ahnen an, lebte doch in ihnen die gleiche blutbedingte Einstellung zu Natur und Heldentum, wie wir sie heute wieder suchen, kampf- und lebenbejahend. Erstaunt erkennen wir heute, wie sehr sich dieser geistige Ursprung hinter aller Überfremdung behauptet hat, wie er uns immer wieder zum Jahresrad und damit zum Hakenkreuz hinführt und Wege weist für eine Verankerung unserer Weltanschauung in einer neuen Gemeinschaftsfeier, die Politik, Mythos und Überlieferung, Lied, Bewegung und Wort zu einer Einheit zusammenschließt.

Volkstumsarbeit gilt auch als Erziehung zu einem schlichten, echten Stil. Halb wäre alle Arbeit an der Selbstbesinnung, würde sie sich nicht in der praktischen Wirklichkeit beweisen. Sind wir hierin ebenso wir selbst und aufrichtig wie in den geistigen Dingen, so wird die Lösung immer zeitbejahend und dabei doch anders ausfallen, wie der von Paris und Amerika diktierte Stil, der notwendig eine Verschwommenheit und damit eine Hemmung für unsere großen Ziele heraufbeschwören muß.

Und wiederum: was würde unserem Volk eine noch so begeisterte, noch so geschulte und klarblickende junge Frauengeneration nützen, wäre ihr Körper den gestellten Anforderungen nicht gewachsen? — Wir leben großenteils in Städten, in einer Arbeit, die dem Körper schadet, darum muß eine vernünftige, vielseitige Körperschulung einen wichtigen Bestandteil unserer Arbeit bilden. Eine Körpererziehung, die zur Leistungsfähigkeit und zu tapferer charakterlicher Haltung erzieht, die die Mädel in immer neuer Form durch Aufgaben fesselt und ihnen Orientierungsvermögen und alle Tugenden einer verantwortlichen Gruppenführerin vermittelt, Rüstzeug für das praktische Leben, verbunden mit regelmäßiger ärztlicher Untersuchung und, Auslese schaffend und anspornend, durch das Leistungsbuch des BDM. Führt sie dabei zu einer sonst in der Mädelerziehung ungewohnten straffen Zusammenfassung und Form, so erfüllt sie damit eine Forderung der Zeit, die nur solange als unerhört angesehen wird, bis der Mädelbund an sich Selbstverständlichkeit geworden ist und wir durch eine längere Arbeit aus dem einstweiligen vorbildlosen Tasten zu einer größeren, dann allgemeinen Sicherheit gelangt sind.

Für all diese Dinge gilt ein Grundsatz: Mag das „Was" manchmal den bisher nur den Jungen vorbehaltenen Aufgaben sich nähern, das „Wie" wird von Mädeln immer anders durchgeführt werden, so wie die Frauenarbeit sich auf recht viele Gebiete wagen kann, dort aber immer in ihrer eigenen und ergänzenden Weise sich betätigen muß.

Das Marschieren der Mädel ist in einer Bewegung großen Ausmaßes unumgänglich, es ist aber niemals Selbstzweck und Lieder und Schrittart sollen anders sein als bei den Jungen, wenn diese besondere Form auch unmöglich in so kurzer Zeit vorbildlich von der gesamten Mädelschaft gezeigt werden kann. — Wir sind heute Staatsjugend und stellen den Anspruch der Totalität. Wir fordern dafür aber auch von uns selbst die Erziehung für die gesamten Aufgaben des Staates und die Bereitschaft zur Verantwortung für die Neugestaltung unseres Volkslebens.

Die unmittelbare Vorarbeit dafür leisten unsere Sozialämter, die neben der immer von Frauen und Mädeln stark betriebenen sozialen Arbeit die Bahn brechen für eine neue Berufsgestaltung, für eine neue Form von Jugendpflege und Jugendrecht und für die tatsächliche Verwurzelung auf dem Lande. Riesengroß stehen da die Aufgaben vor uns.

All diese verschiedenen Arbeitsgebiete bauen den Weg zu dem neuen Mädel- und Frauenbild, das wir als Ziel sehen. Soll ich all die vielseitigen Forderungen in sichtbarer Gestalt vereinigen, so könnte ich sagen:

es ist das Bild der Siedlerfrau, wie sie sein soll!

Der Frau, die körperlich leistungsfähig, bodenverbunden, mütterlich groß und einfach ganz die soldatische Forderung des Auf-sich-selbst-gestellt-Seins erfüllen muß, die aus ihrem Haus ein Bollwerk macht gegen fremdes Volkstum und fremde Politik, selbst die Möglichkeit findend zu einem Haus und Siedelgemeinschaft fest zusammenschmiedenden neuen Volkstum, Erzieherin ihrer Kinder zu heldischem Geist, hart und entschlossen immer die Gefahr erwartend, eine Frau mit weitem und politischem Blick und dabei eine Mutter, die den Aufgabenkreis ihres Hauses so groß wie nur möglich sieht.

Dieses Bild ist Erziehungsziel für uns alle, ob wir auch unsere Kraft in ganz anderen Berufen verwerten. Der Zeit entsprechend und vollwertig einsetzen können wir sie immer nur mit der inneren Bereitschaft zu dieser Größe, die unseren Grundsatz verwirklicht, daß jeder Gedanke und jede Arbeit politisch sein muß, d. h. verantwortlich bezogen auf den Sinn für unser Volk.

So führt die Arbeit unseres Erziehungsbundes zum neuen Volk und zur neuen Familie. Ist diese Familiengestalt erreicht, wird sie die Er-

ziehungsarbeit an der Jugend leisten, die uns heute so stark in Anspruch nimmt.

Damit aber ist unser Sinn nicht erschöpft: wir werden vom Erziehungsbund immer ausgesprochener zur Aufbau- und Tatgemeinschaft für das ewig gefährdete, immer Kampf fordernde Deutsche Reich — bis der letzte Deutsche fähig ist, für die Heimat Vorposten zu sein.

Groß ist das Ziel, wenig dürfen wir voraussetzen, aber uns stärkt das Bewußtsein, daß unser Werk nicht auf Phantastereien und Romantik aufgebaut ist, sondern daß es geboren ist aus der bittersten Notwendigkeit und als Grundlage nimmt das vorhandene und nur überdeckte deutsche Wesen — unsere Wurzel.

Wir pflügen verschüttete Kräfte ans Licht —<br>
und morgen trägt es ein neues Gesicht!

+

Jugend ist Kraft,<br>
Jugend ist Mut,<br>
Jugend erschafft<br>
Mit drängendem Blut.<br>
Jugend gestaltet<br>
In ahnendem Beben<br>
Das Leben.

Bernhardine Schmid.

# Deutsche Frauen in der Welt.

## Von Dr. Martha Unger.

Weißt du, was es heißt, fern der Heimat zu weilen, unter artfremden Menschen, die nicht deine Sprache sprechen, deine Lieder singen, die nicht die stillen Worte deiner Seele erraten können?

Weißt du, was es heißt, die deutsche Erde, den Frühling, Wälder und Vögel zu missen?

Heimatlos sein — und dabei doch Deutschland so stark im Herzen zu tragen, daß es sich trotz aller fremden Einflüsse durchsetzt und lebendig bleibt und aus dem Menschen herausstrahlt, so daß, wo er weilt, auch Deutschland ist.

Da wandert sie hinaus, die junge deutsche Frau mit ihrem jungen Gatten, um in der Fremde unter Afrikas Sonne, in Amerikas unendlich weiten Steppen, auf Rußlands Boden, eine Lebensexistenz sich zu erarbeiten. Du findest, trittst du in ihr bescheidenes Haus ein, Erinnerungen an die deutsche Heimat, die Bank um den Ofen genau so, wie es in dem kleinen Schwarzwalddorf, aus dem sie stammt, war, deutsche Blumen, die mit rührender Geduld und Mühe im Garten gezogen werden; bevor das Mahl beginnt, betet die jüngste Tochter ein deutsches Tischgebet. Die Frau ist es, die dem Haus den Inhalt, die Seele gibt. Sie ist es auch, die in der Fremde dafür sorgen muß, daß in ihrem Hause „Deutschland" lebt.

Wo immer eine deutsche Frau im Ausland weilt, wo sie mit ihren Kindern deutsche Lieder singt und betet in deutscher Sprache, da ist auch „Deutschland". In ihre Hände ist auch die schwere Verantwortung gelegt, ihre Kinder dem Deutschtum zu erhalten. Sie muß in den Kleinen schon im frühesten Jugendalter die Liebe zur deutschen Heimat erweckt haben, damit sie später, wenn sie in die fremde Umwelt hineinwachsen, instinktsicher geworden sind. Dann werden sie die artfremde Kultur des Gastlandes als solche erkennen und damit auch dem Deutschen erhalten bleiben.

Sehen wir hinaus in die weite Welt, überall leuchten Lichter auf und grüßen uns aus der Ferne und sagen uns:

„Wir halten Wacht, du, unser Deutschland", und wir, wir wollen im Geiste allen den tapferen Frauen in der Ferne die Hand reichen und sagen: „Wir sehen dein Licht und danken dir."

Es ist oft für uns erschütternd zu sehen, wie sehr der Auslandsdeutsche seine Heimat liebt — mit einer Kraft, Hingabe und Gläubigkeit, die oft beschämt.

Da tritt z. B. eine junge Frau in mein Zimmer, mit blondem Haar und blauen, strahlenden Augen. Unbefangen reicht sie mir die Hand und sagt mit junger, kräftiger Stimme: „Ich bin so froh, daß ich zu Ihnen kommen kann und daß Sie mir von unserem Deutschland erzählen wollen, daß ich Sie fragen darf. Sehen Sie, ich liebe Deutschland. Jahrelang, ach, schon als kleines Mädel, habe ich abends — nach dem Gebet — noch still, ohne daß es meine Eltern gehört haben, dem Gebet hinzugefügt: ‚Bitte, lieber Gott, mache, daß ich bald Deutschland sehen darf', und dann habe ich die Augen geschlossen und habe mir vorgestellt, wie es wohl in Deutschland aussehen mag. Eine Tanne mit Schnee darauf — oder eine Wiese voller Himmelsschlüssel."

Da hält sie inne, lächelt und sagt leise: „Verzeihen Sie, jetzt habe ich nur von mir gesprochen, und ich wollte doch, daß Sie mir von diesem Deutschland, in dem ich jetzt weilen darf, erzählen."

Ich aber habe sie gebeten, daß sie mir zuerst von ihrer Heimat, fern vom Vaterland erzählt, von ihrem Leben und Wirken. Da fährt sie fort und berichtet:

„Meine Eltern sind schon vor meiner Geburt nach Sumatra ausgewandert. Sie haben dort eine Zuckerplantage. Ich bin dort aufgewachsen als einziges, weißes Kind, ich hatte keine Geschwister. Deutsch habe ich durch meine Eltern gelernt, d. h. durch meine Mutter, denn sie, die im Haus viel zu arbeiten und von früh bis spät alle Hände voll zu tun hatte, nahm sich doch die Zeit und lehrte mich deutsch Lesen und Schreiben, und Klavierstunden gab sie mir auch und erzählte abends vor dem Schlafengehen von Deutschland, von ihrem deutschen Dorf in Thüringen, wo sie als Tochter eines Pfarrers aufgewachsen ist. Ich konnte nie genug davon hören und fand es wunderbar, daß es ein Land gibt, in dem alle Kinder weiß sind und alle deutsch sprechen können, manches Mal, wenn ich mich mit meinen dunklen Kameradinnen nicht verstand, wenn sie meinen Erzählungen von den grünen Tannenwäldern in Mamas Heimat nicht zuhören wollten, dann habe ich mich hinweggeschlichen in mein Zimmer und geweint aus Heimweh nach — Deutschland, Deutschland, das ich nie gesehen. Und dann kam der Krieg, und ich habe geheiratet, auch einen Deutschen, den die elenden Jahre nach dem Kriege aus Deutschland vertrieben haben und der sich draußen eine neue Heimat gesucht hat. — Aber jetzt, wie wir von dem neuen Deutschland, von dem Führer Adolf Hitler hörten, da haben wir es nicht länger er-

tragen, und wir sind hierhergefahren und kamen in den deutschen Frühling. Ich sah Wiesen voller Himmelsschlüssel — ich sah Wälder im zarten Grün und hörte Nachtigallen schlagen — ich sah die deutschen Kinder, alle sauber und mit offenen deutschen Augen, und hörte sie deutsche Kinderlieder singen. Ach, da ist mir erst verständlich geworden, was ich alles habe vermissen müssen, und jetzt will ich Deutschland so recht verstehen lernen, wissen Sie, so ganz, ganz. Alles, alles, damit ich auch meine Kinder zu deutschen Menschen erziehen kann und den anderen deutschen Müttern draußen, die nicht das Glück haben, die Heimat wiedersehen zu können, denen möchte ich gern alles erzählen. Auch von den deutschen Frauen. Von dem, was ihr tut und denkt. Ach, ich muß noch soviel lernen und sehen — Deutschland ist so reich, — aber sehen Sie, das mit dem Blut, das ihr Nationalsozialisten so oft sagt, das verstehe ich aus tiefster Seele, ich bin Deutsche, obwohl ich Deutschland erst wenige Tage gesehen habe. Ja, seit ich hier bin, weiß ich es so ganz tief — ich bin Deutsche, und meine Kinder sollen es auch sein und . . . aber nein, jetzt will ich schweigen und Sie, nicht wahr, jetzt werden Sie mir von unserem Deutschland erzählen." —

Und dann steht wieder in meinem Zimmer eine alte Frau. Alt und zerfallen ist ihr Gesicht, ihre Augen müde und doch, es liegt ein warmer Schimmer in ihnen. Eine Hand, die Arbeit in einem langen Leben gekannt hat, wird mir langsam, fast zögernd entgegengestreckt, und dann — sagt sie: „S—ie sind ja jung, ja, aber das ist ja heute so in Deutschland, ihr Jungen, ja, ihr seid es — ihr baut dies wundersame neue Deutschland auf. Es ist gut so, Sie können mir sicher am besten dies neue Deutschland erklären.

Ich bin erst seit kurzem wieder hier — ich bin gekommen, um auf deutschem Boden zu sterben, aber meine Enkelkinder, die sind noch draußen, und ihnen möchte ich gern viel von Deutschland schreiben. Sie ahnen gar nicht, wie die Jungens mich quälen. Sie wollen wissen, wie die Hitlerjungens aussehen, was sie für Uniformen tragen, ganz genau wollen sie das wissen, denn sie wollen sich auch eine machen lassen, und dann, ob ich den Führer gesehen, — wissen Sie, das Bild vom Führer hängt über ihren Betten in Japan. Sie spielen oft im Garten, in Kagoshima, wo mein Sohn lebt, und da habe ich sie oft gehört, wie sie das Horst-Wessel-Lied gesungen haben, die Noten bekam mein Sohn aus Deutschland gesandt, und dann haben sie das Lied gemeinsam gelernt. Ach, das hätten Sie sehen sollen, das japanische Haus, die Kinder hatten wegen der Hitze ihre Kimonos an — draußen das Meer, die Kiefern — der Mond . . . und da stehen meine Jungens und singen mit

Begeisterung, so laut sie können: ‚Die Straße frei den braunen Bataillonen‘. — Sie meinen wohl, ich habe gelacht, o nein, Fräulein, gelacht nicht, geweint habe ich alte Frau — geweint, und mein Heimweh wurde stärker, und ich habe Sohn und Enkelkinder verlassen und bin gekommen, um auf deutschem Boden zu sterben. —

Aber, solange ich lebe, will ich doch meinen Kindern nach Japan berichten, wie es hier in Deutschland aussieht. Alles interessiert sie.

Ach, Fräulein, Sie ahnen gar nicht, wie das ist, die Heimat lieben — und so weit weg von ihr zu sein, so fern. Die Zeitungen, die japanischen und englischen, ja, ja, da können wir Deutschland nicht finden. Wir hungern nach Nachrichten, nach Eindrücken aus der Heimat.

Nichts ist unwichtig. Alles ist für uns wichtig, wenn es das Zeichen ‚Deutschland‘ trägt. Und deshalb kam ich. Können Sie mir sagen, was die deutschen Jungen für Bücher lesen, was soll ich meinen Enkelkindern senden, es sind Jungens, 12 und 9 Jahre alt. Und was könnte ich meinem Sohn und der Tochter schicken? Haben Sie Frauenbücher, können Sie mir etwas geben oder empfehlen? Und dann, wie ist das mit dem ‚Mutter und Kind‘? Ich habe schon so viel darüber gelesen, der Gedanke ist so schön und tief. Sehen Sie, das können nur die Deutschen. Er ist wunderbar — ich möchte darüber noch viel mehr wissen, bitte, erzählen Sie mir.“

Und dann beginne ich und erzähle ihr vom neuen Deutschland, von dem, was wir sind und wollen, von dem, was wir schon erreicht und was wir noch erarbeiten und erkämpfen müssen. Von dem neuen deutschen Menschen, der nichts anderes sein will als „Deutscher“, der seinem Vaterland, seinem Volke dienen will. Von dem Führer, der uns wunderbar in jahrelangem, zähem Kampf ans Licht geführt und einem verzweifelnden Volke wieder Glauben und Zuversicht geschenkt hat.

Und die alte Frau hörte zu, sie saugte sich mit ihren Augen in meinem Gesicht fest, und ihr müdes Gesicht hellte sich auf, und ein froher Schimmer, der ihrem Antlitz fast etwas Heiliges gab, breitete sich aus.

Und wie ich ende, da sagt sie: „Schade, ich möchte gern noch lange, lange zuhören. Jetzt aber werde ich heimgehen und den Kindern von dieser Stunde berichten.“

Ich habe soeben nur zwei kleine Begegnungen mit auslandsdeutschen Frauen erzählt, ich könnte noch so viele Unterredungen berichten, die immer wieder dies erschütternde Bild der Heimatliebe bringen. —

Die Verbundenheit mit unseren Schwestern draußen täglich durch Tat, Wort und Schrift zu verwirklichen, sei uns deutschen Frauen in der Heimat Aufgabe und heiligste Pflicht.

# Was tut's — daß wir nur heute sind.

Von Erika Maria Krug.

Gewiß, wir werden auch vergehn
und werden einmal sterben.
Doch unsre Arbeit bleibt bestehn,
gestützt von unsern Erben.
Die Fahne, die wir heiß umkämpft,
das Lied, das wir gesungen,
den Glauben, den kein Terror dämpft,
den erben unsre Jungen!
Was tut's, daß wir nur heute sind,
und morgen andre streiten;
es werden Kind und Kindeskind
in künftgen bessern Zeiten
durch unsern Geist und unser Blut
in gleichem Sinne streben.
Was wir erkämpft an wahrem Gut
wird immer weiter leben.
Was tut's, daß heut' nur unsre Zeit,
und morgen andre kommen!
Die Schanzen in dem großen Streit,
die haben wir genommen.

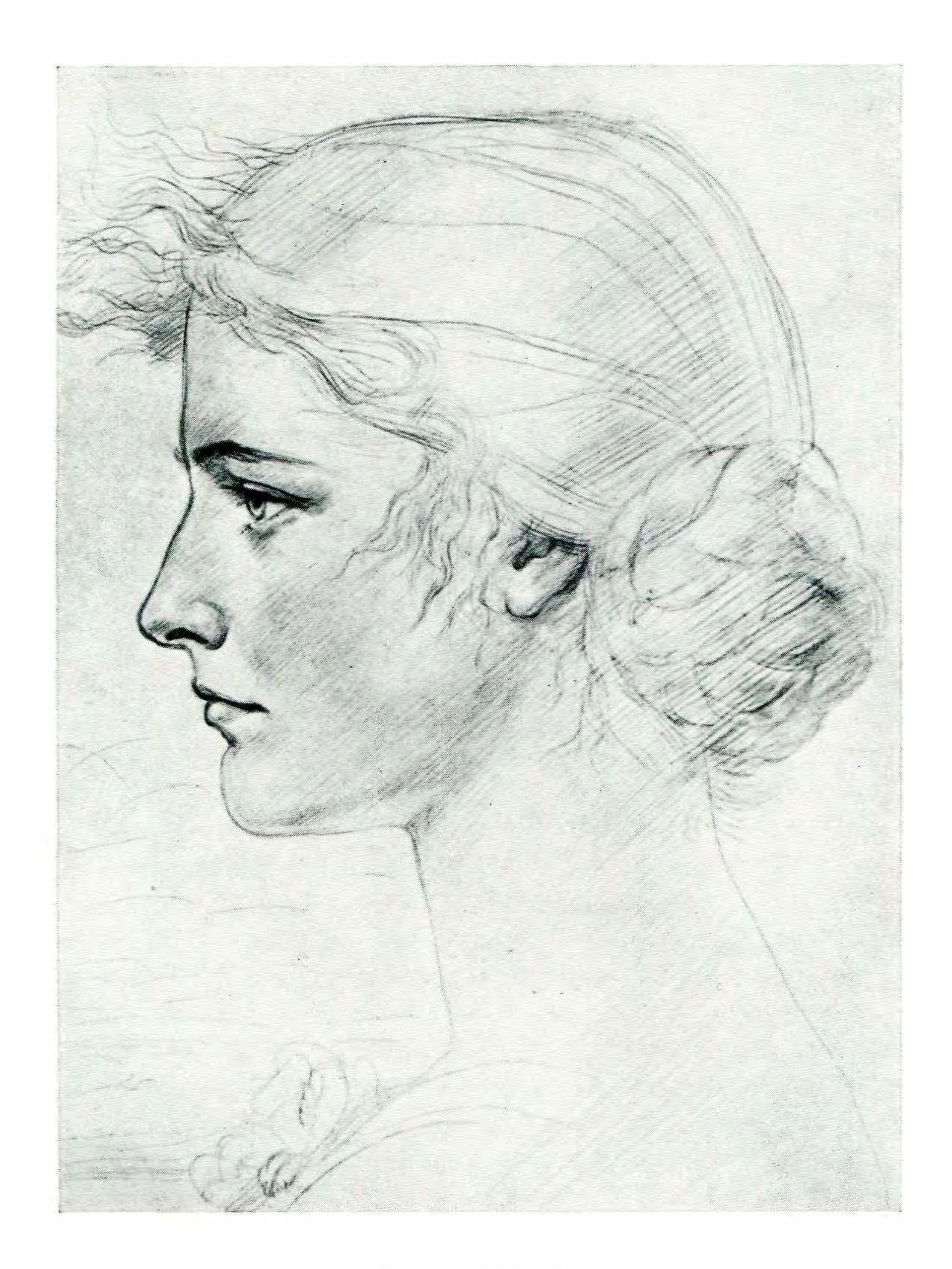
# Von nordischem Frauentum.

## Von Lydia Gottschewski.

Als die nationalsozialistische Bewegung zum erstenmal unserem Volk sein Bluterbe ins Bewußtsein hob und das nordische Zielbild zum Aufleuchten brachte vollzog sich eine Umwälzung von geschichtlichem Rang. Unter Jahrzehnte der Auflösung, des Verfalls, der seelischen Unsicherheit, die bis in die entlegensten Winkel Asiens nach Vorbildern, Göttern und Weisen gesucht hatte, wurde ein harter, energischer Strich gezogen. An die Stelle des richtunglosen Tastens nach dem Fremden und Allerfremdesten trat das Streben nach einheitlicher Formung und klarer Prägung, das Suchen nach dem eigenen, artgemäßen Gesetz. Das Nordische wurde von neuem entdeckt als jenes geheimnisvolle Etwas, das dem deutschen Gesicht in allen Stämmen und Ständen, in allen Jahrhunderten die wesentlichsten und entscheidendsten Züge verlieh; der nordische Gedanke, weit davon entfernt, Klüfte zwischen den Stämmen aufzureißen, wurde und wird in immer stärkerem Maße, in immer beglückenderer Weise „ein einzig Zelt ob allem deutschen Land". Denn alles deutsche Menschentum, gleichgültig wo immer es sich befindet, am Meer, in den Bergen oder jenseits der Grenzen, trägt stärker oder schwächer den Stempel nordischer Artung: ausgreifend, kühn, erobernd, zuchtvoll und in Form gehalten.

Die nordische Bewegung des Nationalsozialismus ist frei von Sentimentalität. Sie teilt nicht das zweifellos gutgemeinte, aber nichtsdestoweniger abwegige Bestreben mancher Außenseiter, irgendeine „gute alte Zeit" zu restaurieren, sie will nicht Zustände wieder herbeiführen, von denen uns der geschichtliche Raum mehrerer tausend Jahre trennt. Gerade der Führer hat scharf und ausdrücklich zwischen nordischer Bewegung und nordischer Romantik unterschieden und alle rührselige Schwärmerei bei Blechschwertern und Bärenfellen zurückgewiesen. Nicht das ist Ziel: eine tote Vergangenheit künstlich zu beleben, sondern die ewigen Kräfte des nordischen Blutes von neuem zu wecken und freizumachen zur Gestaltung des Jetzt und Heute, zur Lösung all der Fragen, die aus der gegenwärtigen Weltstunde unausweichlich an uns herantreten.

Wir wissen um die Bedeutung dieses nordischen Blutes, um seinen Wert und seine Unersetzbarkeit. Wir wissen, daß dies Blut in langen Jahrtausenden immer wieder hinausgeströmt ist in die Weiten der Welt,



Frauenbildnis

Zeichnung von Wolf Willrich, Dresden

Staaten eroberte, Reiche gründete, Kulturen schuf und sich an Tausende von Schöpfungen willig verschenkte. Denn immer war das wichtigste Kennzeichen dieses Menschentums der Ausgriff, eine geheime architektonische Sehnsucht tief im Blut, der Drang zum Planen, Bauen, Schaffen und Gestalten, der unerbittliche Wille zur Leistung, einer Leistung, die vollbracht wird um ihrer selbst und der Gemeinschaft willen. Deshalb hat man den nordischen Menschen als den Leistungsmenschen schlechthin bezeichnet.

Selbstverständlich trifft das eben Gesagte in erster Linie für den nordischen Mann zu. Damit taucht die Frage auf, welche Züge das Bild nordischen Frauentums tragen muß, wie die Frau beschaffen ist, die neben diesem schöpferischen, ausgreifenden und leistungbestimmten Manne steht. Eines ist von vornherein klar: daß nordischer Mann und nordische Frau, als Verkörperung des gleichen Rassenwillens, wesentliche Gemeinsamkeiten aufweisen müssen; fraglich ist, ob die seelische Artgleichheit sich bei beiden in gleicher Weise, in gleichen Lebensformen äußert und verwirklicht.

In letzter Zeit sind Stimmen laut geworden, die darauf hinweisen, daß die liberalistische Frauenbewegung in den nordischen Ländern entstanden sei und einen Durchbruch nordischen Frauentums darstelle, der nicht bekämpft und abgelehnt werden dürfe. Zweifellos entstand die Lehre von der Gleichberechtigung der Frau im Norden — niemals hätte südliches Menschentum diese These ersinnen können — aber in einem Norden, der innerlich unsicher geworden war, dessen eigenes Gesetz eine verhängnisvolle Trübung und Schwächung erfahren hatte. Auf diesem Boden ist die Idee der Frauenemanzipation entstanden; die alte Frauenbewegung des Liberalismus war eine Nordverzerrung.

Solange die Volksordnung sicher und gesund ist, hat es die nordische Frau gar nicht nötig, in angespannt-ängstlichem Wettbewerb mit dem Manne zu stehen, da sie durch ihr Sein gleichwertig ist. Die ihr entgegengebrachte Schätzung und Achtung ist um so größer, je tiefer die Frau in sich selber ruht, je mehr ihr ganzes Leben bestimmt wird von der Mitte ihres eigenen weiblichen Seins. Wohl steht auch die nordische Frau unter dem Gesetz des Leistenmüssens, der Stil ihres Erlebens ist der gleiche wie beim Manne, aber die Art und Weise der Verwirklichung ist eine grundsätzlich andere.

Zwar hat es immer Frauen gegeben, die berufen sind zu einem objektiven Werk und die dies Werk erfüllen müssen, ob sie selbst sich daran steigern oder darunter zugrunde gehen. Niemand wird diese Frauen — es sind sehr wenige — daran hindern, dem Ruf zu folgen, der in irgend-

einer Stunde an sie erging, niemand wird sie hindern, um der Gemeinschaft willen zu verwirklichen, was als brennendes So-und-nicht-anders-Können in ihnen lebendig ist. Doch diese Frauen müssen erkennen, daß ihr einsamer Weg unter einsamen Gesetzen steht und daß es ein schweres Vergehen wäre, wollten sie, um den eigenen Weg zu erleichtern, andere in die gleichen Bahnen treiben. Denn im allgemeinen ist das Schöpfertum der Frau anders gerichtet wie das des Mannes.

Der schöpferische Wille des Mannes meint das Werk, der schöpferische Wille der Frau den Menschen. Denn entscheidend ist nicht, was jemand tun kann, bei so und so gelagerten Verhältnissen, sondern was er tun muß, unter dem Zwang des inneren Gesetzes. Gewiß kann die Frau Maschinen führen, Geschäfte leiten, organisieren und Forschungen treiben, aber sie muß es — bis auf die erwähnten Ausnahmen — nicht. Aber: Menschen formen, Menschen bilden, erziehen, gestalten und liebhaben muß die Frau, oder sie geht zugrunde. Und ist es etwas Geringeres, eine Kinderseele zu formen, als ein Buch zu schreiben oder ein Werk zu gestalten? —

Nur eine Zeit schlimmster Überschätzung der Vernunft konnte dies „in Seelen schöpferisch sein" der Frau so geringschätzig betrachten, wie es in den letzten Jahrzehnten geschah. Heute wissen wir wieder, daß hier die kostbaren, sorgfältig zu hütenden Wurzelgründe alles menschlichen Lebens sind, an deren Kraftloswerden das Volk zugrunde gehen müßte. Wir ehren und achten diesen stillen, verborgenen Schaffensbereich, das ständige Bereitsein, das behutsame Atmosphäreschaffen, das unaufhörliche Modellieren an der Seele des Kindes — die Schöpferhände der nordischen Frau. Wir fangen wieder an, zu ahnen, was Goethe meinte, als er vom „Reich der Mütter" sprach.

Es sind die nordischen Frauen, die auch in schwerer Alltagsarbeit immer unter dem Leuchten einer Sehnsucht gehen wie Königinnen unter der Krone, einer ausgreifenden Sehnsucht, die in die Kinder hineingeschlossen wird, die ihren Weg begleitet als verpflichtendes, zu Leistungen und zum Schaffen antreibendes Erbe. Was in den Müttern als „Lust zum Fabulieren" lebte, ist oft bei den Söhnen gewachsen zum ragenden und gültigen Werk. Jede echte nordische Mutter wünscht sich nichts sehnlicher, als daß ihr Kind einmal „besser" würde als sie selbst (nicht „etwas Besseres", das war eine Verzerrung ins Materialistische), sondern daß es reifer, klarer, einheitlicher, geschlossener werde als die Eltern.

Mir hat ein junges Mädchen, das dicht vor der Ehe stand, ein sehr verhaltener, sehr nordischer Mensch, einmal gesagt, sie wünschte, daß

eins ihrer Kinder Architekt würde und eine gewaltige Kirche baute. Es war eine sehr verborgene, nie laut gewordene Sehnsucht nach Klarheit in religiösen Dingen, die hier ihren ausgreifenden, architektonischen, ihren nordischen Ausdruck fand.

Diesen Zug ausgreifender Sehnsucht kann man mitunter bei nordischen Mädchen, oft schon in sehr frühen Jahren, als ausgesprochenen Gestaltungswillen entdecken. Nordisch bestimmte Schülerinnen stürzen sich mit besonderem Eifer, mit plötzlicher Begeisterung auf schwierige Aufgaben, bis das betreffende Problem gelöst worden ist, um dann sofort zu etwas anderem überzugehen, manchmal mit dem sehr kennzeichnenden Ausspruch: Das kann ich jetzt, das interessiert mich nicht mehr! Auch wenn dieser Wille sich später beruhigt, sich auf den gegebenen Kreis bezieht und ihn ausfüllt bis zum Rande, als Sehnsucht ist er immer vorhanden — und als Verständnis für andere. Allein die nordische Frau begreift den nordischen schöpferischen Mann, sie begreift die Tatsache des Leistenmüssens, den Zwang zum Gestalten, auch wenn sie das Werk als solches nicht versteht. Nur eine Zeit, die den Instinkt für Rasse und Blut fast völlig verloren hatte, konnte die Lebensbereiche von Mann und Frau als gänzlich auseinanderstrebend, durch kein Verstehen überbrückt, betrachten, nur eine völlig bastardierte Zeit konnte das Wort vom „Haß der Geschlechter" erfinden. Dieser Haß ist nur dort möglich und denkbar, wo Menschen verschiedener seelischer Artung nebeneinander hergehen müssen. Besonders dann kommt es zu tragischen Konflikten, wenn an der Seite eines nordisch gearteten Mannes eine nichtnordische, deshalb verständnislose Frau steht — Fälle, in denen, oft unbewußt, zwischen Werk und Ehe gewählt werden muß. Dagegen sind in solchen Ehen, in denen Mann und Frau unter dem gleichen Artgesetz stehen, den gleichen nordischen Seelenstil haben, wunderbare Möglichkeiten gegenseitiger Steigerung und Vervollkommnung gegeben, auch dann, wenn die Frau den Gatten immer wieder mit seinem Werk „teilen" muß.

Der nordische Mensch, zumal die nordische Frau, ist oft als „kühl" bezeichnet worden, ein merkwürdig abwegiges Urteil. Es stützt sich auf die Tatsache, daß die nordische Frau zurückhaltend im Ausdruck ist und eine tief eingewurzelte Scheu davor hat, ihre Gefühle vor anderen zu offenbaren. Alle Beziehungen von nordischen Menschen stehen unter dem Zeichen des Abstandes, die Persönlichkeit des anderen wird voll anerkannt und geachtet. Auch die nordische Liebe hat, nach einem schönen Wort von Clauß, diesen „Zug von innerer Ferne". Das heißt nicht, daß es ihr an Kraft und Tiefe des Gefühls mangelt; die nordischsten unter

den germanischen Dichtern, wie Hebbel und Shakespeare, haben von der schicksalhaften, verzehrenden Gewalt nordischer Liebe gekündet, die gerade deshalb so stark und tiefgewurzelt ist, weil sie Bindung zweier aufrechter Persönlichkeiten bedeutet, weil die Frau im Norden niemals „Besitz" ist wie im Orient. Bei aller starken und leidenschaftlichen Hingabe des Ich an den anderen Menschen geht niemals das Selbst verloren; es bleibt ein innerster Bezirk der Seele, der nicht angetastet werden darf. Die nordische Treue gegen den andern beruht auf der Treue gegen sich selbst. Und vielleicht ist das die tiefste und letzte Möglichkeit nordischer Liebe, dem andern Menschen dazu zu helfen, sein eigenes Gesetz, seine eigene „Gestalt" zur vollkommensten Verwirklichung und Formung zu bringen.

In den „Kriegsbriefen gefallener Studenten", diesem herrlichsten Dokument des großen Krieges, ist uns manch ein Zeugnis jener nordischen Liebe, die zugleich bindet und freigibt, erhalten; das schönste sei hier wiedergegeben. Da schreibt ein junger Student kurz vor dem Tode:

„Mein liebes, tapferes Herz, Du weißt es ja selbst, worum es geht; solche Gedanken werden Dir gewiß auch kommen, laß uns auch sie teilen, laß uns dankbar sein für all das unsagbar Schöne, was uns gegeben wurde, nicht für den Tag, sondern zum Fortwachsen; freilich, wir hoffen erst die Erfüllung, aber wenn sie uns nicht so gegeben wird, ach Lieb, so mußt Du's allein erfüllen. Sieh, das ist meine Bitte, und daß Du es kannst und wirst, mein Trost. Das machte mir unser gemeinsames Sein so sicher, das stand mir, als ich Dich um Dein und mein, um unser Leben bat, klar vor der Seele: daß Du nimmermehr nur ein Halbes bist und sein wirst, sondern ein ganzes, selbständiges Leben von eigener Kraft und Herrlichkeit. Mir ward gegeben, es mit meinen Armen zu ergreifen, von ihm zu leben; wie tief, wie unendlich dankbar bin ich Dir lauteren Liebe dafür in alle Ewigkeit! Was ich Dir geben konnte und wollte, war nicht, was Du nicht hattest — nur höchstens Klarheit über Dich selbst und dann eine Hand, Dich durch die Welt zu führen. Möchte Dir beides vollkommen werden, Klarheit in allen Dingen um Dich und Dein Schritt sicher und behütet. Ich muß es nun alles in Deine Hand legen, so wie ich mich selbst bei Dir berge für immer, auch wenn es mich hier trifft ferne von Dir."

Die Haltung, die aus dem Brief dieses jungen Studenten spricht, wird zweifellos von vielen in Deutschland als fremd empfunden werden. Das Nordische ist heute noch nicht selbstverständliche Lebensnorm, wohl aber das unverrückbare Ziel; die nordische Prägung unseres gesamten Volkslebens muß erst wieder geschaffen, neu erkämpft werden. Der

Verlust dieser Prägung ist nicht zuletzt dadurch bedingt worden, daß das nordische Menschentum die ihm gemäßen Lebensgrundlagen, die natürlichen Wachstumsbedingungen in den letzten Jahrzehnten immer mehr verlor, weil es in immer stärkerem Maße abgedrängt wurde vom Boden. Die „Großwaltende" früherer Jahrhunderte sah sich beschränkt auf ein paar Stuben in der Stadt, die ihrem Ausgriff und ihrem Leistungswillen kein Betätigungsfeld mehr boten. Ihr nordischer Seelenstil verkümmerte in artfremden, ungünstigen Verhältnissen. So konnte es geschehen, daß der ostisch-enge Seelenstil oder der westisch-spielerische immer mehr das nordische Ideal überdeckte und zeitweise zur völligen Verdunkelung brachte. Das Nordische wurde schwach und unsicher in sich selbst, es gab nicht mehr wie früher „den Ton an". Als Beispiel für die westische Veräußerlichung und Verniedlichung des Frauenideals sei hier ein Teil aus einer Predigt wiedergegeben, die um 1720 zu Rechenberg gehalten wurde:

„Das Frauenzimmer lieb ich von Natur, wenn sie schön, galant, complaisant, honett, sauber aufgeputzt, wie ein schön Pferd, da weiß ich schon, wie sie zu respektieren seyn; die wohl haushalten können, dem Mann an den Augen alles ansehen, was er will, ach, da lacht das Herz, wenn der Mann heim kommt, und einen solchen schönen liebenswürdigen Engel antrifft, die ihn mit ihren schneeweißen Händen empfängt, küßt, herzet, ein Brätlein und Salätlein auf den Tisch trägt, zu ihm hinsitzet und spricht: Engel, wo will er heruntergeschnitten haben, und was dergleichen honigzuckersüße herzerquickende Reden mehr sind." —

Man braucht nicht einmal die Worte, sondern nur den Ton dieser Ausführungen mit dem vorher erwähnten Studentenbrief zu vergleichen, das gefällige, spielerische Plätschern mit dem schweren Ernst jenes Briefes, um den seelischen, den r a s s e n s e e l i s c h e n Abstand zu erkennen, der diese beiden Auffassungen voneinander trennt.

Vielleicht wären die nordischen Energien unseres Volkes langsam eingeschlafen und verkümmert, hätte die nationalsozialistische Bewegung sie nicht so zwingend, so unwiderstehlich aufgerufen. Der nationalsozialistische Staat ist nichts anderes als ein kühner und ausgreifender Vorsatz, diesem nordischen, wieder erwachten Wollen die entsprechenden Lebensbedingungen zu schaffen, vor allem durch die Rückführung des deutschen Menschen zum Boden. Das Nordische in uns allen wird unter dem fordernden Willen der Zeit immer stärker herausgemeißelt, immer klarer abgehoben gegen das Unnordische auf der einen Seite wie gegen die Nordverzerrung auf der andern. Es ist ein wunderbar beglückender Beweis für den Sieg des nordischen Willens in Deutschland,

daß die deutschen Kinder in den letzten Jahren immer lichter und heller, immer nordischer werden — eine Beobachtung, die man nicht nur im Norden, sondern auch im Süden Deutschlands machen kann.

Erst heute, in einer Zeit, die unter dem Gesetz des Heldentums und der Leistung steht, kann nordisches Frauentum von neuem seine volle Auswirkung erfahren. Denn die Forderung heldischen Lebens gilt für beide, Mann und Frau, nur daß die Formel beim Manne heldischer Kampf, bei der Frau heldisches Dienen heißt. Die nordische Prägung unseres Volkes muß von uns allen mit ermöglicht und mit verwirklicht werden in ständigem Kampf gegen die eigene Trägheit und Lässigkeit, als Streben nach dem Harten, Unbequemen und Schweren, als Wille zur Leistung und zum Opfer. Und das ist unser Glaube, daß einstmals wieder ein Frauentum heranwächst, das fähig und berufen ist zum höchsten Dienst an der Gemeinschaft, zum priesterlichen und seherischen Amt, zur Weiterführung jenes hohen Erbes, das uns die Kunst als mahnendes Vermächtnis hinterließ, von der Elisabeth des Bamberger Domes bis zu den hohen schweigenden Frauen des Münchener Nornenbrunnens. Welche Möglichkeiten in der Zukunft liegen, wissen wir nicht, aber eins können wir tun: ihnen gläubig und tapfer den Boden bereiten, indem wir unser eigenes Leben immer unbedingter unter das Gesetz der Gemeinschaft stellen, als einzelne Stimme im großen Chor. So wie es die Weisheit eines alten Spruches verkündet, der als Inschrift einer Orgel überliefert ist:

Du spielst hier nicht für dich, du spielst für die Gemeine;
Dein Spiel erheb ihr Herz, sei einfach, ernst und reine.



Aufn. Presse-Photo

Heimatfest nach altgermanischer Sitte
in Heiligengrabe

B.D.M. in der Tracht der Bronzezeit

# Die germanische Frau als Vorbild und Wegweiserin.

Von A. v. Auerswald.

Keines Volkes Urgeschichte und Vergangenheit ist je so verschüttet gewesen und entstellt worden wie die der Deutschen. Die Gründe dafür liegen tiefer, als man gemeinhin annimmt. Dieses Volk, das — nicht abgeschlossen, aber weit entfernt von der beweglichen Geschichte der Mittelmeerländer, sein in sich beruhigtes kraftvolles Dasein führte, war, als es mit den anderen Völkern in Berührung trat, diesen etwas schlechthin Unverständliches. Es war friedliebend und heischte nur nach Land, um seiner starken, die Landesgrenzen überflutenden Jugend Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Aber zugleich war es von einer Schwertgewalt und hinreißenden Wucht im Kampfe, daß schon bei seinem ersten Ansturm das ewige Rom in seinen Grundfesten erbebte. Sein Geistesleben war erfüllt vom grüblerischen Tiefsinn und rührte an die geheimnisvollen Rätsel des Daseins, aber neben dieser schweren Gedankenfülle stand ein kindhaftes Wesen, das den verständigen, allzeit erwachsenen Völkern fremder Rassen unbegreiflich und unreif erschien. Es war im Besitz einer hohen, eigen gewachsenen Kultur und hatte doch den frommen Blick tiefer Achtung für die Kulturgüter der anderen und nahm von ihnen dankbar Neues entgegen, freilich vom ersten Augenblick an dies Neue schier unbewußt von sich aus nach der eigenen Art gestaltend. Es kam, wie sie glaubten, aus einem staatenlosen Dasein und errichtete Staaten mit den schlichten großen Land- und Gefolgsschaftgesetzen, die seinem Wesen entsprachen, und diesen Staaten war zum Teil Jahrhunderte Dauer und Blüte beschieden.

Wir können nur sehen, was wir begreifen. Die anderen Völker hatten einfach nicht die Fähigkeit, dies Neue zu verstehen, und so prägten sie das Wort „Barbaren“, das seither über dem Kapitel unserer Vorgeschichte steht, ja, das uns noch anhängt. Eine unheilvolle Auferstehung fand, wenn nicht das Wort, so doch der Begriff in der Zeit der Renaissance. Die humanistischen Gymnasien wurden Träger dieser Gedankenwelt, und von ihnen aus wurde im Lauf weniger Jahrhunderte das ganze Volk damit durchdrungen. Was sich an alten Volksbräuchen, Sitten und tiefem Gedankengut erhalten hatte, wurde verachtet und verfiel dadurch dem langsamen Aussterben. Nicht der Wechsel der Religion, nicht die Kirche mit ihrer umgestaltenden Macht hat germanisches Wesen so im innersten Kern getroffen und geschädigt, wie diese humani-

stische Bildung, die so ganz auf fremden Werten beruhte. Wir sehen die Folgen: ein armes, an inneren Werten verkümmertes Volksleben. Die Kirche hatte doch an das alte Brauchtum angeknüpft, es umgewandelt, ihm andere Namen gegeben, einen anderen Sinn untergelegt, aber es immerhin als einen eigengewachsenen Wert hochgeachtet und erhalten. Was aber sollte der humanistisch gebildete Pfarrer mit der für ihn abergläubischen und dunklen Welt seiner Dorfbewohner anfangen? Erst durch diese Einstellung der Gebildeten sank dieses ganze kraftvolle Leben ab zu einem wirklich abergläubischen, lichtscheuen Treiben.

Was bedeutet das für unsere Gegenwart? Wir sind wie Kinder, die nichts von ihrem Elternhaus wissen. Wir sind Waisenkinder, in wesensfremden Anstalten groß gezogen. Aber Vater und Mutter leben — und wenn wir das erst wissen, welche Macht der Erde will uns den Zugang zu ihnen versperrt halten? Wir suchen also den Weg zu ihnen — und wie im Märchen hat die richtige Stunde geschlagen. Während wir an dies Elternhaus noch mit keinem Gedanken dachten, hat die Wissenschaft unter Führung von Männern, die leidenschaftlich für ihr Volkstum entflammt waren, uns den Weg bereitet. Verborgene Schatzkammern haben sich aufgetan, denn, wo Menschen schweigen, werden die Steine reden. Die Erde hat gesprochen und uns ein Kulturbild unserer Vorfahren vermittelt, das uns nun, da wir, von einer Welle neuen Willens getragen, sehnsüchtig den Blick zurückwenden, fertig entgegentritt, und das in Wahrheit alle unsere Erwartungen übertrifft.

Ja, deutsche Frau, zu der diese Zeilen sprechen sollen, du stammst aus einem hohen Hause, und hast du das bisher nicht gewußt, so sollst du es nun erfahren und damit allen Stolz in deiner Seele wach werden lassen. Aber wenn nun die Reihe deiner Ahnen vor dir wieder lebendig wird, da sieht jeder einzelne aus dieser Schar dich mit tiefem forderndem Blick an: „Sei unserer würdig!“ Um aber zu wissen, wie du das werden kannst, mußt du dich in Wesen und Art deiner Vorfahren vertiefen. So will ich davon erzählen, und zwar wird Wort für Wort durch Funde beglaubigte Wahrheit sein, wenn es auch unmöglich ist, den ganzen Reichtum dieser versunkenen Welt auszuschöpfen.

Woher stammten unsere Vorfahren, die Germanen? Sie kamen aus den nordischen Ländern, zuerst besiedelten sie die Ostseeländer, dann drangen sie weiter landeinwärts und füllten die norddeutsche Tiefebene. Kamen sie als Eroberer in das Land? — Ja, als friedliche Eroberer. Denn sie, oder noch besser gesagt, die indogermanischen Vorstämme, aus deren Verschmelzung der Germane entstand, kamen schon als Ackerbauer her. Die Steingeräte, die sie mit sich brachten, und die sie dann später

auch in der neuen Heimat anfertigten, dienten friedlichem Werk. Pflug, Axt, Hammer, Sichel, Meißel, Säge, Hacke — sie alle sind darunter. Häuser entstanden und nicht nur Einzelhöfe, auch Dörfer. Das Feld wurde bestellt, der Garten umhegt, der Apfelbaum gepflanzt. Rinder und Pferde tummelten sich auf den Weiden. Einen großartigen Zusammenschluß dieser Menschen, die hier siedeln, zeigen ihre Grabbauten. Ungeheuere Steinkammern werden errichtet. Zu ihrem Bau gehören ganze Markgenossenschaften, denn das Heben und Bewegen dieser gewaltigen Steine, die oft Berge heraufgeschafft wurden, setzt eine technisch vollendete Zusammenarbeit voraus. Neben dem Stein, dessen kunstvolle Geräte wir noch kennen, war der Werkstoff Holz und Knochen. Diese Dinge hat der Boden nicht bewahrt und so sind die Zeugnisse jener Zeit als lückenhaft zu betrachten. Anders war es in den südlichen Ländern, wo der Steinbau oft die Jahrtausende überdauerte und so einen besseren Einblick in das Kulturleben der Vergangenheit gestattet.

Zu Ende der Steinzeit, zu Beginn der Bronzezeit, etwa um das Jahr 1800 v. Chr., war die Verschmelzung der Nordstämme zu einer einheitlichen Bevölkerung wie die nunmehr einheitliche Sprache beweist, vollzogen. Diese Bronzezeit bedeutet eine Hochblüte germanischer Kultur. Die verschiedensten Ursachen haben hier zusammengewirkt: das milde Klima, friedliche Zeiten, die einen ausgedehnten Handel erlaubten, der neue herrliche Werkstoff, der sich den Handwerkern in Gestalt der Bronze darbot, und wie wir denken möchten, ein innerer Aufschwung, wie er nach der Verschmelzung und Volkwerdung verschiedener hochbegabter Stämme verständlich ist. Wunderbar sprechen die Funde dieser Vorzeit zu uns. Der Boden hat Bronzegeräte von einer köstlichen Schönheit und vollendeten Technik der Herstellung hergegeben, daß man früher — in der humanistischen Zeit — den Gedanken, sie könnten von den barbarischen Germanen angefertigt sein, weit von sich wies. Aber es zeigte sich bald, daß sie dennoch bodenständig waren: die dazu gehörigen Gußformen wurden gefunden. Mehr noch, die einzigartige Schönheit dieser Formen blieb ganz auf das nordische Gebiet beschränkt: die Halskragen, Hängedosen, Lanzen und Schwerter und etwa die Luren, diese in Form und Ton unübertroffenen Musikinstrumente der damaligen Zeit.

Erkenntnis der Vorzeit wird sich vielfach auf Rückschlüssen aufbauen müssen. Finden wir Räder und Reste von Pferdegeschirr in der Bronzezeit, so wissen wir: Wagen und Pferd waren bekannt. Dann mußte es aber auch entsprechende Wege geben, die ein Befahren ermöglichten. Auch jener einzigartige Fund: der kleine Holzkasten mit lauter verschie-

denen Bronzegeräten gefüllt, gewährt tiefen Einblick. Hier haben wir den Musterkoffer eines Händlers vor uns. Er bereist die Dörfer und legt die verschiedenen Schmuck- und Gebrauchsstücke vor, nach denen die Bestellung für den Handwerker erfolgt, der natürlich seine kostbare Zeit mit solchem Herumreisen nicht vertun konnte. Solche kleinen Züge sind imstande, uns das Kulturleben einer vergangenen Zeit lebendiger zu vergegenwärtigen als seitenlange wissenschaftliche Abhandlungen. Jagd, Schiffahrt, Strandrennen, Kultfeste von überaus feierlichem Character sind uns für die skandinavischen Länder durch Felszeichnungen überliefert und werden genau so für unser, mit diesen Ländern eine Einheit bildendes Kulturgebiet in Anspruch genommen werden dürfen. Ein festes, staatliches Gefüge, das die Kräfte seines Volkes im Falle der Not und zu allen Gemeinschaftshandlungen zusammenzufassen weiß, ist Vorbedingung dafür. Dieses staatliche Gefüge ist in wunderbarer Weise vereint mit hoher, persönlicher Freiheit des einzelnen. Lange Friedenszeiten müssen diese Entwicklung begünstigt und ihr Dauer gegeben haben. Es finden sich aus dieser Zeit Friedhöfe, die eine ununterbrochene Belegung über zwölf Jahrhunderte hindurch zeigen. Schauen wir auf das Jahrtausend deutscher Geschichte zurück, das hinter uns liegt, so möchte eine so lange friedvolle Zeit uns fast wie ein Wunder erscheinen.

Welche Stellung nun hatte die germanische Frau im Leben ihres Volkes? Sprechen auch darüber die alten Zeugnisse, die dem Boden entstiegen sind? — Ja, schon zu Beginn der Germanenzeit, in der ältesten Bronzezeit tritt uns die nordische Frau entgegen. In jener frühen Zeit bestand der Brauch, daß man die Toten in Eichensärgen beisetzte. Auch dieser Sitte lagen tiefreligiöse Gedanken zugrunde. Das Sinnbild der Gottheit war dem Germanen der Baum, die Weltesche, Ygdrasil, das Zeichen für sie der Pfahl, die Irminssäule. Wurde der Tote eingefügt in den Stamm des Baumes, so war er im besonderen Sinne der Gottheit, dem Fortleben anvertraut. Es lag dem Germanen ferne, die Frau davon auszuschließen und ihr eine Stellung anzuweisen, wie sie sie etwa im Orient hatte. Sie war ihm schlechthin einbeschlossen in das Leben seines Volkes. So finden wir im Eichensarggrab auch die germanische Frau bestattet. In ein Fell gehüllt, liegt sie im Stamm eingeschlossen, und von dem Gerbstoff des Eichenholzes sind die blonden Haare, das kunstvolle Netz, das es zusammenhält, die Gewandstücke vollkommen erhalten und auf uns überliefert. Königlich ist der Schmuck, den sie trägt, reiches Bronzegeschmeide von wundervoller Arbeit an Hals, Gürtel und Armen. Ihr Gewand besteht aus Bluse und Rock. Die Bluse hat

Kimonoschnitt, ist vorn geöffnet und von purpurfarbenem Einsatz unterlegt. Der schön gefärbte Wollrock — blau, grün oder rot — ist im Gürtel in Falten zusammengefaßt und von einem Gurt mit bunten Troddeln festgehalten. Die Füße tragen den Bundschuh, wie ihn auch der Bauer im Mittelalter noch kannte. Diese Frau war Genossin des Mannes bei seiner Arbeit. Sie war die Bäuerin, ohne die er seinen Hof nicht verwalten konnte, das Vorbild der stolzen, freien Bäuerin, die einige Teile unseres Vaterlandes noch kennen, das dem ganzen Volke wiedergeschenkt werden soll. Aber sie war noch mehr. Sie war Priesterin, Ärztin, Seherin. Es gab auch Fälle, in denen sie dunkler Zauberei beschuldigt wurde. Ihr Verhalten den Mannen des Bauernhofes gegenüber war von Bedeutung: ob sie eine offene Hand und einen freundlichen Sinn hatte, ob sie gut zu wirtschaften verstand, so daß die Vorräte nicht verdarben und knapp wurden. Wichtig für ihren Mann war neben dieser wirtschaftlichen Seite ihre Gemütsart Freunden und Verwandten gegenüber. Totschlag war bei den stark ausgeprägten Persönlichkeiten der Germanen auf ihren freien Bauersitzen nicht selten. Anlaß zu alter Fehde und Haß gab es immer wieder. Auch zwischen den Knechten kam Feindschaft vor, die blutig ausgetragen wurde und für die die Herren einzutreten hatten. Der Germane kannte für solche Tat die Sühne in Geld. Bei den Verhandlungen, die uns die alten Bauernerzählungen Islands vermitteln, finden wir immer wieder, daß der Sinn der Männer billig und bereit für Vergleiche war. Oft dagegen ist es die Frau, die Sühne bis in das letzte verlangt. In großartiger Form tritt uns diese Art noch einmal im Nibelungenlied entgegen, in Kriemhilds Durst nach Rache, der sich nicht stillen läßt, bis die ganze schuldige Sippe vernichtet und erschlagen ist. So werden Söhne auch oft von ihren Müttern in den Rachekampf getrieben. Und wohl ist es verständlich, daß die Augen der Männer auf die Frauen schauen, deren Wesen so tief gestaltend auf das Leben der Gesamtheit zu wirken vermag.

Wie aber war denn die rechtliche Stelle der Frau? Hatte auch sie die persönliche Freiheit, die der höchste Stolz des Mannes war? Sie war in selbstverständlicher Weise dem Familienleben eingefügt. Die Wege des Mädchens trennten sich früh von den Wegen des wehrhaften Knaben, es teilte die Arbeit der Mutter. In einem germanischen Grabe findet sich neben dem Spinnwirtel der Mutter das winzige Spinnwirtelchen ihrer kleinen Tochter. Früh lernt sie die häuslichen Geschäfte kennen. Ihre Tüchtigkeit wird aber auch bekannt und wohl beachtet bei der Werbung des Mannes. Wie eine solche Werbung erfolgt, ist uns in dem unsterblichen Bild, das Tacitus in seiner „Germania" schildert, überliefert

und wird durch Berichte der Islandsagas ergänzt. Der Vater hat das eigentliche Bestimmungsrecht bei Verlöbnis der Tochter, und an ihn richtet der Bewerber zunächst seine Anfrage. Aber sehr häufig erhält er die Antwort: in diesen Dingen müsse man den Willen der Tochter befragen. Hat sie ihr Jawort gegeben, so kann das Verlöbnis vor sich gehen. Die Verwandten der Braut sammeln sich im Hause des Brautvaters. Der feste Zusammenhalt der Sippe spielt ja eine große Rolle im germanischen Leben, und gerade die mütterlichen Verwandten stehen den Kindern nahe. So würden auch die entfernteren Glieder bei diesem für die Familie und die Allgemeinheit so wichtigen Schritt nicht fehlen. Der Bewerber kommt mit seinem Brautgeschenk. Es besteht in einem Joch Rinder, in einem vollkommen ausgerüsteten Reitpferd, in Waffen. Auch die Gegengabe der Braut besteht in Waffen. Tacitus, wohl belehrt von denen, die den Sinn der alten Sitte kannten, erläutert sie seinen Lesern: schon an der Schwelle des Ehestandes solle das Weib belehrt werden, sie trete ein als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um mit dem Manne gleiches im Frieden, gleiches im Kriege zu wagen und zu tragen. Sie stünde nicht außerhalb seiner Gedankenwelt, nicht außerhalb der Kriegsereignisse. So gelten diese Geschenke mit ihrem darin verborgenen Sinn als die geheimnisvolle Weihe des Ehebundes.

Es bedürfte kaum noch anderer Worte, um die einzigartige Stelle, die die germanische Frau in dem Gesamtgefüge ihres Volkslebens einnimmt, darzustellen. Das Zeugnis des Römers, das seine volle Bestätigung in späteren schriftlichen Überlieferungen findet, ist so herrlich, daß es auch noch heute jedem stolzen Frauenherzen genügen müßte, die Aufgabe, die hier umrissen ist, erfüllen zu dürfen. Gefährtin der Gedankenwelt des Mannes, bestimmt, mit ihm das gleiche in guten und in schlechten Zeiten zu tragen und zu wagen, in diesem Sinne ihrem Volk in tiefster Sittlichkeit verpflichtet — das ist ein Bild von erhabener Größe. Daß die germanischen Frauen diesen Aufgaben gerecht wurden, dürfen wir aus der tiefen Verehrung, die der Mann ihnen entgegenbringt, schließen. Unsere Quelle ist wieder Tacitus, der berichtet: „Der Germane spricht dem Weibe eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu: man achtet ihren Rat, man horcht auf ihren Ausspruch. Wir selbst“, erzählt er von sich, „haben jene Velleda gesehen, die weit und breit für ein göttliches Wesen galt. So haben sie auch vor Zeiten Albruna und andere Frauen verehrt. Doch“, fügt der aus einer anderen, sittlich tiefer stehenden Welt kommende Römer verwundert hinzu, „doch war das weder Schmeichelei, noch Vergötterung.“

Rechtlich war die germanische Frau in der Ehe dem Manne gleichgestellt. Ihr wie ihm stand das Recht zu, Ehescheidung zu beantragen. Das geschieht beispielsweise, wenn der Mann sich zur Mißhandlung gegen seine Frau hat hinreißen lassen. Andere wissen einen Schlag noch nach Jahren in furchtbarer Weise an dem Manne zu rächen. Eigenes Vermögen stand der Frau zu. Wir hörten schon, daß das Brautgeschenk von dem Manne dargebracht wurde. Was die Frau von den Ihren in die Ehe miterhielt, war ihr Eigentum. Sie verwendete es nach Gutdünken, sich Gefolgschaft zu werben oder auch große Gastfreiheit, die sehr geschätzt wurde, zu üben. Manche kühne Frau handelt in gefährlichen Dingen dem Willen des Mannes entgegen, und er vermag ihr nicht zu zürnen, da er einsieht, daß sie seine Ehre besser gewahrt hat, als er es gewollt hatte. Frauen gibt es, deren Stimme auf dem Thing gehört wird. Andere sind in der schlichten Größe ihres Lebens schier sagenhaft, wie Frau Unn, die erst im höchsten Alter, aufrecht und ungebeugt, ihr Haupt zum Sterben legt, nachdem sie ihre großen, in musterhafter Weise verwalteten Liegenschaften, ihrem Lieblingsenkel, dem sie noch die Hochzeit ausrüstet, übergeben hat.

Diese geschichtlichen Überlieferungen finden ihre volle Bestätigung in dem Lieder- und Sagenschatz der Germanen. Von nicht wiedererreichter Schönheit ist jene Werbung Sigurds in der Sigrdrifasage. Die Heldenjungfrau, die er befreit hat, weissagt ihm sein Schicksal: er habe zu wählen zwischen einem stolzen Heldendasein von kurzer Dauer oder einem langen Alltagsleben. Er lauscht ihrem Heldensang, der nur weckt, was in ihm ruhte. Und hingerissen ruft er ihr zu: „Folgen will ich deinem Freundeswort, solange mein Leben währt." Und fügt hinzu: „Das aber schwöre ich dir, daß ich dich zu meinem Weibe haben will, denn du bist nach meinem Geiste."

Noch ein wunderbares Bild enthält die Edda in dem Merkgedicht von Rig. Rig ist auf Wanderung und betritt ein altgermanisches Bauernhaus. Das wird so geschildert: „Er traf eine Halle, die Tür war im Schloß. Er trat auf die Diele. Drinnen war das Feuer. Bei der Arbeit saß das Ehepaar." Wir meinen ihn in das altsächsische Bauernhaus treten zu sehen. Das Gedicht schildert weiter: „Holz zum Webebaum hieb der Mann. Zum Weben war am Werk die Frau. Sie rührte den Rocken, reckte die Arme, trug Schmuck auf dem Kopf, auf den Schultern Spangen, um den Hals das Leintuch, den Latz auf der Brust." Dies Bild mag nicht in den verarmten, überlieferungslosen Teilen Deutschlands, wohl aber wo noch Trachten getragen werden, genau so wiederzufinden sein. „Zu eigen war Aetti (Vater) und Amma (Mutter) das

Haus." Das Gedicht geht weiter und schildert, wie Amma einen Knaben geboren hat. Er wurde ein Bauer, denn es wird erzählt: er schmiedete Schare, Scheunen baut er, zähmte Ochsen, zimmerte Häuser, schuf Lastwagen, lenkte den Pflug. Ihm wird die Gattin gewählt. Sie ist aus seinem Stande: die Herrin der Schlüssel im Geißenpelz." Den Schleier trug sie. Sie wohnten als Gatten, gaben Ringe, breiteten Leinwand, bauten das Land. Sie hausten behaglich und hatten Kinder." Die Namen der Knaben waren: „Hölder, Hausmann und Schmied, Bauer, Pflüger, Bursch, Degen, Mann." Noch mehr interessieren uns hier für unser Bild germanischer Frauenart die Namen der Mädchen. Sie hießen: „Maid, Braut, Muntere, Mädchen, Stolze, Frau, Weib, Tochter, Tüchtige, Sittsame. Von diesen stammt der Stand der Freien."

In diesen Namen liegt alles, was ein Frauendasein wertvoll macht und ausfüllt, beschlossen. In ihnen liegt alles beschlossen, was sich der Mann von der Gefährtin seines Lebens erwünscht: die Tüchtige, Stolze, Sittsame, Maid, Braut, Weib, Tochter — sie umschließen den Umkreis eines sittlich gefestigten Daseins.

Die Kette dieses Volkstums ist noch nicht abgebrochen. Wir haben in Deutschland noch einen Bauernstand, in dem altes Erbgut lebendig ist. Freilich, es ist viele Jahrzehnte her, daß ein Geistlicher, der die Bauernhäuser Westfalens kennenlernte, sein Erstaunen über die königlich vornehme Art des Verkehrs dieser Menschen untereinander und ihre festgefügte Sitte zum Ausdruck brachte. Was aus unserer Vorzeit überliefert ist, zeigt Zucht und Maß. Wundervoll streng und spröd ist das Ornament germanischer Geräte. Das Ornament aber steht in tiefer Wechselwirkung zum Tanz. Der Tanz wieder ist kultisch bedingt und spricht aus das tiefste sittliche Wesen eines Volkes. Hier zeigt sich nichts von Extase, alles ist Zucht, Maß, Rhythmus. So eingeborene Güter können nicht verloren gehen. Das Kind, das den Zugang zu seinem Elternhause wiederfand, wird sich der edlen Art, die auch ihm eingeboren ist, stolz bewußt werden, wird sie aus der Verschüttung heben und mit Bewußtsein pflegen.

Darum ist es gerade heute in der Zeit eines neuen Beginnens, das seine Kräfte aus der eigenen Wesensart gewinnen möchte, auch für die Frau von höchster Bedeutung, daß die Welt der Vorgeschichte ihres Volkes ihr nicht fremd bleibe, daß vor allem das Bild der germanischen Frau in seiner sittlichen und geistigen Höhe sich ihr tief einpräge und ihr Vorbild und Wegweiser werde.

# Den deutschen Frauen.

## Von Felix Havenstein.

Einst, als in Anbeginnens dämmerndem Morgen
junge Menschheit über des Tages lichte Schwelle schritt,
flochten Germaniens Mütter erster Gemeinschaft innige Bande.
Urtümlich gruben Frauen des Herdes erste Grube und wurden
Hüterinnen heiliger Flammen. Gaben des Hauses Altar Gestalt
und schufen der Liebe erste Priesterschaft.
Frauen krönten der Krieger Stirnen,
gruben der Mutterschaft heilige Bronnen,
spannen des Linnens lohende Blüte und suchten
sorgend zu mehren des Hauses Gut.

Jahrtausende sanken ins Grab der Zeit,
breiter wusch sich des Lebens Strom
durch deutscher Erde Schicksalsgefilde . . .
Stund einst das Weib im Windschirm der Hütte,
fängt es mit leuchtenden Augen heute
stürmenden Lebens weiteren Kreis.
Turmhoch wuchsen die Pflichten empor,
erdweit wurde der Mühen Schwung,
tiefer die Gründe des häuslichen Schaffens.

Doch webte der Nornen nie ruhende Hand
auch weiter und weiter des Wandels Gewand,
blieb sich doch gleich das Urziel der Frauen:
Liebend zu dulden und Reinheit und Sitte
ewig zu wahren dem deutschen Herd.
Schauend über die Zeit hinaus,
weisen dem Knaben sie höhere Ziele,
sinnen zu brechen viel schmerzende Not.

Gesegnet, wie vor Jahrtausenden schon,
tragen sie leuchtend des Sieges Kron'.

# Krieg.

## Erzählung von Irmgard von Maltzahn.

Schwester Else tritt aus dem Lazarett und biegt rechts in die Ahornallee ein. Ihr Gesicht ist wie gefroren, nun, da sie kein Lächeln zu schenken braucht, keinen Scherz, keinen Blick liebreich-tapferer Anteilnahme. Nun, da ihre Augen nicht in gütig gewährendem Gleichmaß standhalten müssen bettelnden, verzweifelten, fragenden, heischenden Augen und durstigen, so durstigen Augen standhalten müssen.

Ein Schritt klingt hinter ihr, und eine Stimme fragt aufreißend: „Schwester Else, darf man sich Ihnen auch als Mensch mit heilen Gliedmaßen nähern, oder zählen die überhaupt nicht mehr für sie?“ Sie wendet sich dem also Fragenden zu, und ihr Gesicht taut sogleich auf, wird Hinneigen und Aufnahme wie immer, wenn einer von jenen aus dem Kriege sie unterhalb gesprochener Worte schweigend ruft. Sie, die Geübte, versteht dennoch nicht sein Gesicht zu deuten, so sagt sie einfach: „Es ist nicht meine Schuld, daß ich auf der Station bin.“ „Ihre Schuld — nein! — aber die Schuld von andern, von denen, die Sie im Raritätenkabinett durch Monate schon pflegen lassen.“ Sie lenkt ab: „Sie sind schon lange in der inneren Abteilung. Ich kenne Ihr Gesicht gut.“ „Danke für die Gnade!“ Sie denkt: Bist du einer der Ärmsten, ein Krüppel der Seele? Aber er sieht nicht danach aus! Und nun sagt er sogar ganz heiter: „Kommen Sie, Schwester Else! Ich weiß ein schönes Plätzchen zwischen Birken und Glockenblumen und eine kleine Bank! Nämlich falls Sie Lust dazu verspürten — hinlegen darf man sich da nicht im Zittergras!“ „Warum denn nicht?“ „Fragen Sie beim Polizeipräsidium an! Neulich lag ich da und war so sanft es mir möglich entschlafen“ — sie sieht ihn an, gewahrt aber keine Bitterkeit in dem strengschönen Gesicht — „und dann wurde ich geweckt: Stehn Se uff und jehn Se weg! Das Auge des Gesetzes hatte mich erspäht und sein Träger stand gebieterisch vor der Sonne!“ Heinz Findiger und Schwester Else lachen zusammen. Sie merkt froh: er lacht ehrlich! „Nein, kleine Schwester Else, ich will nichts von Ihnen. Oder — doch — aber anders.“ Sie schweigt. „Nun meinen Sie: Warten, der sagt schon, was ihm ist. Mir ist aber gar nichts, gar nichts.“ Jetzt frägt sie doch: „Zum Vergnügen sind Sie kaum im Lazarett!“ „Meine zerquetschte Niere wird nicht wieder felddienstfähig.“ Sie verlangsamt sofort ihren Schritt. Er knurrt: „Ist mir auch lieber!“ In ihr aber wehrt es sich, es steigt in

ihre Augen, sie fühlt sich hilflos. „Jetzt denken Sie: Der will nicht bedauert sein.“ Das reißt sie zusammen, aber sie gibt ehrliche Antwort: „Ich dachte eben gar nicht an Sie.“ „Gratuliere!“ Sie weiß nicht, was sie aus ihm machen soll, entdeckt aber plötzlich, daß sie ab und zu seitwärts späht und sich freut an der hohen Gestalt, freut an der Harmonie sicherer und unverletzter Glieder. „Raritätenkabinett“ schießt es ihr durch den Kopf — ja so sagen sie. Es war überhaupt, als müßten diese grausam Verstümmelten ihre innere Gesundheit ausrichten an derbem Spott. Sie ist voll tiefer Bewunderung für diese Männer erfüllt. Vielleicht schmollen sie jetzt: „Die Schwester Else ist uns untreu geworden!“ Ohne daß sie es ahnt, neigt sie den Kopf, als trüge sie eine Last. Heinz sagt: „In dem polizeilich bewachten Birkengrund weiß ich ein Nest!“ „Das müssen Sie mir zeigen!“ „Ich will Ihnen noch mehr zeigen, Schwester Else!“ Fragend blickt sie ihn an, aber er schreitet gleichmütig weiter.

Er hat ihr das Nest gezeigt, und nun sitzen sie schweigend auf der schmalen Bank unter einer wehenden Birke. Die Sonne ist warm, und die Luft ist gut. Schwester Else denkt nichts, der leise Wind streichelt sie. Heinz sagt: „Nehmen Sie doch die harte Haube ab!“ Sie schüttelt nur den Kopf. „Warum nicht? Der Tracht wegen?“ „Nein, des Berufes wegen!“ „Ist das nicht kleinlich?“ „Laufen Sie draußen, ich meine in der Heimat, mit offenem Uniformkragen spazieren? Ich hätte ja Zivil anziehen können!“ „Warum haben Sie es nicht getan?“ „Ich habe gar nicht daran gedacht.“ „Man sieht Sie sonst nie allein, Schwester Else?“ „Sonst schlafe ich in der Freizeit oder gehe mit einem von meinen Leuten in den Anstaltsgarten.“ „Und nehmen eine Tüte mit Brosamen mit für die Spatzen — eigentlich für Ihre Leute.“ „Es macht ihnen Spaß.“ „Ja“, sagt er, „sogar die ohne Unterkiefer lächeln.“ Sie denkt gequält: Was will er nur? entgegnet aber, ihn voll ansehend: „Sie lächeln mit den Augen!“ Heinz ärgert sich über sich — Tölpel! — „Es ist das erstemal, daß ich Sie allein gehen sehe.“ „Sie beobachten mich?“ und sie denkt: Wenn er doch nichts von mir will, soll er mich allein lassen! „Beobachten? Ich kenne Sie, kleine Schwester Else. Ja, meine Nächte sind lang. O, Sie wissen nicht, wie das ist, diese langen Nächte. Und dann ist ein Mensch um einen, einer der es gar nicht weiß. Man spricht mit ihm endlose Gespräche. Ich habe endlos mit Ihnen gesprochen, Schwester Else!“ Ja, sie hatte es oft erfahren, Traum einem andern zu sein, es ist fast das Schwerste. „Ich habe nie etwas von Ihnen gewollt. Nichts Selbstsüchtiges und auch keine Antwort auf uferlose Fragen. Ich habe Ihnen geantwortet, Schwester Else!“

Etwas in ihr zittert, und sie weicht aus: „Ich schlafe immer gut", und weiß im selben Augenblick, daß sie solche Dummheit noch keinem ihrer Kranken gesagt hat. Sie möchte weglaufen oder weinen, am liebsten beides. Seine Stimme fährt ruhig fort: „Wie lange pflegen Sie auf der Station?" „Viereinhalb Monate." „Und wie oft waren Sie aus?" „Heute zum zweitenmal." Sie sieht eine Rettung: „Das erstemal auf Geburtstag — bei einer Tante. Verheerend! Da sitzen sie und trinken ihren betonten Kaffeersatz —" „Betonter Kaffeersatz ist gut!" murmelt er. „Na, das ist doch so — und sprechen von den armen Verwundeten, und dann reden sie von draußen. Mein Gott! Und ich, ja ich a h n e doch, wie es draußen ist — a h n e es." Sie fühlt, daß sie unbeherrscht wurde. Heinz steht auf und kommt mit einer Glockenblume, die er ihr reicht, zurück: „Die gibt es auch draußen, Schwester Else!" Sie blickt dankbar zu ihm auf, und ihre Augen strahlen ihn an: „Ihr — —"

Dann sitzen sie wieder nebeneinander. „Sie wollten heute allein sein, Schwester Else?" „Ja", ihre Lippen zittern, und sie wendet den Kopf fort. Da nimmt er ihre Hände in seine, sehr zart, sehr bestimmt. „Schwester Else, Sie können kaum noch tragen. Sie haben keine Kameraden zum Tragen wie wir." Sie weiß, daß er recht hat. Nie ist sie einsamer als unter den andern Schwestern, die dabei pflichttreu sind und gut. Ihre Hände läßt sie furchtlos in den seinen, sie will nur nicht weinen. „Else, es ist wahnsinnig, Dich Junges monatelang diese Trostlosen pflegen zu lassen, es ist Sünde!" Sie schüttelt den Kopf. „Wir liegen auch nicht monatelang in Bereitschaft!" „O doch!" sagt sie nur — ja — sie wehrt sich noch immer. „Auch wenn Sie von Gutschlafen reden, im Traum sind sie doch da, die Gestorbenen, die grauenhaft Verstümmelten. Sie hören ihre Schreie im Schlaf." Sie sinkt zusammen: „Lassen Sie mich!" „Nein! Ich habe das doch alles mit Ihnen erlebt, in meinen langen Nächten. Jetzt will ich zu Ihnen." Da rafft sie sich wieder auf und sieht fast feindselig aus. Er läßt ihre Hände nicht los. „Ich stelle es dumm an. Ich habe es mir leichter gedacht. Aber ich weiß doch um alles. Du trägst und schenkst und schenkst und trägst und stirbst dabei." „Ich sterbe nicht dabei, ich danke, daß ich es darf." „Warum sind Sie denn heute allein fortgegangen — fort gewandelt wie ein Mondsüchtiger?" „Darf man nicht Ruhe brauchen?" Es ist ein Unterton von Bitterkeit in der Stimme. „Du gingst ganz heimatlos, Else. Deine Heimat ist der Schmerz." „Nein, der Dienst!" Er läßt ihre Hände frei. Nach einer Weile sagt sie: „Ob ich hier einen Strauß pflücken darf für meine Leute?" „Sie dürfen! Ich zahle das Strafmandat, falls ein Polizist kommt." Sie bleibt aber doch sitzen.

Nach einer Weile stehen beide auf. Er streckt ihr seine Hände hin: „Vergib!“ Sie sieht in seine Augen, und als sie ihr Umfassen, ihre Stärke begreift, stemmt sie plötzlich ihre Hände gegen seine Brust. Dann legt sie die Stirn an ihre Handrücken und weint. Er rührt sich nicht, er steht ganz still. Als sie sich aufrichtet, nimmt er wieder ihre Hände: „Dank! Komm, ich zeige Dir eine schöne Aussicht!“ Und beim Gehen sprechen sie dann von Blumen und Vögeln, von Büchern und Kunst, und sie fühlt, daß es gut tut. Er führt sie in Bezirke der Freude — — von sich spricht er kein Wort — — —

*

Nun begann ein Kampf zwischen ihm und ihr. Er wollte, sie sollten in ihrer Freizeit zusammen sein, sie ließ nichts von ihrer Zeit ab. Wie immer diente sie den Kranken in jeder Minute. Sollte einer dieser Beraubten sehen, daß sie mit einem Kameraden zusammen war, der alle Gliedmassen hatte? Nein! Aber Heinz paßte auf. Ging sie einmal nachmittags für eine kurze Stunde hinaus — in der Ahornallee, war er bei ihr. Sie wußte jetzt, daß sie ihn erwartete und sich freute, hörte sie seinen Schritt neben sich. Einmal sagt er: „Du darfst nicht immer der Stärkste sein müssen.“ Sie gibt ernst zurück: „Mein Gott, ich bin nicht stärker, mich schlug nur das Schicksal nicht, ich habe nicht geopfert.“ „Du opferst täglich!“ „Das ist Lüge, Heinz! Ich bin — ich bin nur da.“ „Nur — da — —“ und es ist das erstemal, daß er seinen Arm um ihre Schultern legt und sie leise an sich zieht. „Nur da — kleine Else — —“ Sie lächelt: „Ich bin gern klein!“ und schmiegt sich ein wenig gegen ihn.

Schließlich hat er sie doch bezwungen. Nein, sie läßt ihre Kranken nicht — aber er kommt zu ihnen. Er hilft ihr helfen! Als sie an einem Nachmittag in den Saal kommt, sieht sie ihn Karten spielen, und seine unverletzte Gestalt wirkt unter diesen Einarmigen und Beinlosen, den Zerstümmelten und Verbundenen sehr seltsam, denn sie versteht es, sich dennoch einzufügen. Als ihre Augen sich begegnen, geht sie hinaus — o Gott — daß die andern nur nichts merken — ihre hungrigen Augen.

Als sie wieder hineinkommt, wundert sie sich, daß er ausführlich von seiner Krankheit erzählt, Temperatur, Blutabsonderung. Und er läßt sich sogar bedauern. Schwester Else denkt in einem Strom von Freude: Immer seid Ihr die Stärkeren — — Dann aber muß sie wieder hinausgehen und weinen. Die Oberschwester begegnet ihr; sie gibt ihr sogleich frei: „Sie überanstrengen sich, Kind!“ Sie bittet spazieren gehen zu dürfen.

Nun sitzt sie allein auf dem Bänkchen unter den Birken. Sie denkt alle „Fälle“ durch, die sie erlebte. Sie weiß, sie muß das einmal tun.

Ihr Gefühl wird fast stumpf vor Schmerz. Da ist einer, dem fehlen beide Beine, und nun er fort ist, schreibt er ihr fast täglich. Da ist ein anderer grausam zerfleischt, eine Schulter fehlt, aber er lebt und kann sogar lachen. Sie erträgt alle Erinnerungen. Sie erträgt sie. Stunde um Stunde gibt sie sich hin allem Geschehen, Stunde um Stunde schreien die Hunderte, deren Gesichter sie kennt, durch sie: „Sinnlos!" Stunde um Stunde fühlt sie den Strom ihrer Liebe zu ihnen: „Gottgegeben." Stunde um Stunde begreift sie: „Kein Dank hilft euch." Stunde um Stunde sieht sie: Dank, Dienst, Liebe — nicht aber irrende, rechtende Auflehnung — nur Dienst, Dank, Liebe ist Geheiß und ihre Berufung. Sie steht allein vor Gott und dem Leiden, und sie weiß: Brücke sein zwischen beidem. Der Krieg fordert Unmenschliches von Männern, sie geben es bereit und klaglos — der Krieg fordert Letztes von uns — Hingabe der Seele und alle Kraft. Und es ist nicht schwer — vielleicht. „Immer Brücke sein zwischen Leid und Gott — auch dann noch, wenn das Opferschwert auf uns selbst niederfällt. Das ist Gebot." Sie lehnt sich nicht auf, sie versucht nur ganz zu wissen um ihre Berufung, damit sie sie erfülle. Aber sie weiß auch plötzlich: jede Formulierung ist letzten Endes unsinnig. Nur die große Zärtlichkeit, die große Bereitschaft, das ist es, was Gott von ihr will. Und sie lächelt, da ihr fast das Herz springt im Schmerze dieser Bereitschaft.

Dann wird sie müde wie ein Kind, läßt sich von der Bank gleiten und schläft ein. Über ihr steht im silbernen Himmel die zarte Sichel des zunehmenden Mondes.

*

Als sie erwacht, sitzt Heinz auf der Bank. Sie ist nicht verwundert, sie erhebt sich, geht auf ihn zu, legt ihre Hände auf seine Schultern: „Ohne dich hätte ich ihn nicht gefunden, den Weg, der fort von Überspannung und Auflösung führt." „Und wohin führt er weiter?" „Ich weiß noch nicht. In irdisches Land glaube ich — fort vom Hadern jedenfalls." Sie steht so schlank und zart gegen den Abendhimmel, und er liebt sie sehr. Seine Hände liegen um ihre Hüften, und plötzlich birgt er sein Gesicht an ihr. „Daß ich dich stütze, ist dein Geschenk, nein, deine Gnade für mich. Mir war nur damit zu helfen!" Sie streichelt sein Haar. „Das ist nicht wahr, Heinz. Ich bin auch noch ich!" „Das bist du, sonst könntest du nicht verschwenden. Aber wahr ist es doch." „Mache mich nicht zu einer Heiligen! Ich bin ein Mensch und will es sein." Er umfaßt sie fester, während sich Freude in seine Brust stürzt. „Und doch ist es dein größtes Geschenk!" Es durchschauert sie kältend, aber sie wehrt sich nicht gegen diese neue Forderung, sie sagt nur gequält: „Nicht zerdenken — nicht zerdenken,

Heinz!" „Nein, Else! Komm!" Sie lächelt schon wieder: „Die Armen, du, die dürfen nie etwas merken!" „Unterschätze sie nicht. Sie gönnen dir alles Gute!" Es durchzuckt sie, und sie schämt sich, zu klein von ihnen gedacht zu haben. Plötzlich fragt er in die Stille: „Schon so viele, und forderten sie nie mehr von dir?" Sie gibt traurig Antwort: „Einige — aber — wenn ich damit anfangen wollte — — Manchmal wußte ich nicht, was recht ist. Jetzt weiß ich es lange." Sie merkt, daß er schon während ihrer Antwort wo anders ist. Er hat dies manchmal, dies Schweifende, gerade nach Dingen, die ihm nahe gehen. Sie hat es schnell verstehen gelernt. Nun lauscht sie zu ihm hin, ihr ganzer Körper lauscht, ihre Hände, die sich über sein Haupt schmiegen. Und da spricht er schon, schwer sind die Worte und fallen einzeln in die lichte Dämmerung: „Ich — bin — ein — kranker — Mann —." Sie fühlt, daß er Entscheidung von sich fordert und daß sein Weg zu ihr doch anders ging; daß er hilflos ist vor der Zukunft. „Du wirst einmal gesund!" „Vielleicht, aber ich bleibe noch lange im Lazarett." Sie neigt sich zu ihm und küßt ihn: „Heinz — du — ich auch!" Ihre Stimme klingt froh, da lächelt auch er.

Sie gehen Hand in Hand zurück zu der Stätte, da sie wirken und leiden. Und jedes meint, von dem andern gestützt zu werden. Die junge Schwester schreitet ein wenig gebückt unter der Last ihrer Bereitschaft. Sie ahnt es, daß ihr Weg erst begann — — —

✦

Kein Mannesgeschlecht wird den Kampf an der Front bis zum letzten Sieg durchfechten, wenn nicht ein hochgemutes Frauengeschlecht ihm die Seele aufrichtet und stärkt. Wir Männer werden nicht Söhne haben, denen wir, wenn unsere müde Hand einmal sinkt, getrost unser Werk überantworten können, wenn nicht Mütter sind, aus deren unverzagtem, gottvertrauendem Herzen sie Kraft und Zuversicht schöpften.

Wilh. Kottenrodt.

# Die erwerbstätige Frau im Dritten Reich.

Von Alice Rilke, Dresden.

Schon in den Kampfzeiten des Nationalsozialismus stand die Frage seiner Einstellung zur Erwerbstätigkeit der Frau im Vordergrund der Erörterung fraulicher und volkswirtschaftlicher Fragen. Es war die beharrliche Behauptung der Gegner, daß der Nationalsozialismus im Falle seiner Machtübernahme die erwerbstätigen Frauen gewaltsam aus ihren Berufen entfernen und ihnen die Berechtigung zur Ausübung eines Berufes absprechen werde.

Diese Befürchtung war die willkürliche Auslegung der schon damals klar ausgesprochenen Absicht des Nationalsozialismus, die Familie als Keimzelle des Staates zu betrachten und in erster Linie zu fördern. Mit selbstverständlicher Folgerichtigkeit ergab sich aus dieser Einstellung die bevorzugte Wertschätzung der Frau als Mutter und die mit allen Mitteln zu erstrebende Arbeitsbeschaffung für den Mann als Familienvater.

Diese damals verkündeten Grundsätze sind in der Tat auch praktisch bestimmend geworden für die Erwerbstätigkeit der Frau im Dritten Reich.

Es konnte für keinen einsichtigen deutschen Menschen einen Zweifel darüber geben, daß alle Möglichkeiten erschöpft werden mußten, um der Masse langjährig erwerbsloser Familienväter zunächst wieder Brot und Lohn zu geben. Im Rahmen dieser Maßnahme wurde es nötig, die Frauenerwerbstätigkeit dort zu beschränken, wo der Verlust des Erwerbs keine unmittelbare Not verursachte und wo die Art der Tätigkeit den Mann als Arbeitnehmer geeignet erscheinen ließ.

Dieses Vorgehen war für die davon betroffenen Frauen naturgemäß mit Opfern aller Art verbunden. Die Aufgabe eines in jahrelanger Arbeit liebgewordenen Berufes, der Verlust persönlicher Selbständigkeit, die erneute Beanspruchung betagter Eltern oder sonstiger Angehöriger — das alles sind Dinge, die für die Betroffenen sicherlich nicht immer leicht zu nehmen waren. Es ging aber dabei eben um die Gesamtheit, um das Volk, das den Vätern seiner darbenden Familien Hilfe zu leisten hat und dafür Opfer erheischt.

Neben dieser vorübergehenden, von der Not dieser Zeit diktierten Maßnahme scheinen für die Lösung der großen Gegenwartsfrage „Frauenerwerbstätigkeit" drei Schichten berufstätiger Frauen bestimmend:

1. Frauen, die aus wirtschaftlichem Zwange berufstätig sind,
2. Frauen, die einem Beruf nachgehen, der ausschließlich durch Frauen ausgeübt werden kann,
3. Frauen, die aus innerer „Berufung" her einen Beruf haben.

Wo nicht die innere „Berufung" bestimmend ist, sondern ausschließlich der wirtschaftliche Zwang, handelt es sich um Frauen, die gar nicht den Beruf gesucht haben, sondern den Erwerb. Zu ihnen zählen zunächst diejenigen Ehefrauen, deren Männer als Ernährer gar nicht oder nur ungenügend wirksam sein können, so daß die Frau gezwungen ist, zur Aufbesserung des Familieneinkommens mitzuverdienen. Ist diese Ehefrau noch Mutter, so stellt sie jenen tragischen Typ der Frau dar, die sich aus tiefstem Verantwortungsbewußtsein in doppelter Arbeit verzehrt — „eine Kerze, die an beiden Enden brennt . . .". Für sie ist die Ablösung von der Ausübung des Erwerbs die Erlösung. In der Absicht, diesen Frauen ihre Kraft für ihre Familie und sich selbst zu erhalten, ist der neue Staat bestrebt, jedem Familienvater ein menschenwürdiges Existenzminimum zu schaffen.

Andere Angehörige dieser Schicht erwerbstätiger Frauen sind jene jungen Mädchen, die zwischen Schulentlassung und erwarteter Eheschließung einen Erwerb ausüben müssen, um den elterlichen Haushalt zu entlasten und für ihre eigene Zukunft zu verdienen. Unter ihnen befinden sich im allgemeinen wenige, die nicht gern geneigt wären, den Erwerb gegen die Ehe einzutauschen. Wie sehr es ihnen lediglich um die Beseitigung hemmender wirtschaftlicher Schwierigkeiten geht, zeigt die über alle Erwartungen hohe Zahl der angeforderten staatlichen und privaten Ehestandsdarlehen. Gleichzeitig mit den Bestrebungen, diese jungen weiblichen Kräfte an Stellen unterzubringen, an denen sie für Haushaltsführung und künftige Mutterschaft vorbereitet werden, muß freilich auf der anderen Seite alles getan werden, der männlichen Jugend die Frühehe zu erleichtern.

Völlig anders liegt dagegen die Situation für die erhebliche Anzahl der Frauen, die aus sachlichen oder persönlichen Gründen zur Schließung einer Ehe nicht gelangen, also auf den eigenen Erwerb angewiesen sind. Für sie ist die Frage des Erwerbs schlechthin die Frage ihres Lebens. Ihre Millionenzahl stellt einen wesentlichen Teil des erwerbstätigen deutschen Volkes dar und damit einen Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Angesichts dieser Bedeutung muß die Leichtfertigkeit und Unüberlegtheit erschrecken, mit der von bestimmten Kreisen das Schicksal dieser Frauen betrachtet wird. Ohne Rücksicht auf das Lebensrecht jedes deutschen Volksgenossen, ja ohne Verständnis für die notwendige

Ordnung unseres Wirtschaftslebens, wird ihre Arbeit als schädlich bezeichnet und gelegentlich der radikale Abbau aller erwerbstätigen Frauen verlangt.

Ein Staat, der, wie der unsrige, nach Ordnung und Stabilität mit allen Mitteln ringen muß, kann kein Interesse haben an der Heranbildung eines neuen Erwerbslosenheeres. Er hat ebenfalls kein Interesse an der Wiederherstellung jenes bedauernswerten Typs der „alten Jungfer", der „sitzengebliebenen" Frau, die sich mit Handarbeiten und Klavierspielen mühsam ihre Zeit vertrieb. Er hat vielmehr größtes Interesse an tatfrischen Menschen, die an irgendeiner Stelle eine positive Arbeit tun.

In Erkenntnis dieser Tatsachen haben namhafte Führer der nationalsozialistischen Bewegung immer wieder vor Mißdeutungen und übereilten Handlungen gewarnt. Der nationalsozialistische Staat ist der festen Überzeugung, daß die erwerbstätige Frau an unzähligen Stellen im deutschen Wirtschaftsleben segensvoll wirken kann, ja geradezu unentbehrlich ist. In dem Bestreben, zunächst auch in der erwerbstätigen Frau die mütterlichen, helfenden Kräfte zur Entwicklung zu bringen, wird sie in erster Linie auf das soziale Gebiet verwiesen. Aber weit darüber hinaus sind zahlreiche Stellen auch auf wirtschaftlichen Gebieten als durchaus für Frauen geeignet anzusehen.

Nur wenige erwerbstätige Frauen schaffen für sich selbst. Nach Millionen zählen diejenigen, die mit ihrem Einkommen alte Eltern oder sonstige Familienangehörige mit ernähren. Es hängt daher von der Möglichkeit ihrer Erwerbsausübung meistens nicht nur ihr eigenes, sondern das Schicksal mehrerer Menschen ab. Allein diese Tatsache macht die Forderung notwendig, daß der Abbau erwerbstätiger Frauen keineswegs erfolgen darf ohne ausführliche Nachprüfung ihrer sozialen Verhältnisse. Bei der daraus folgenden Entscheidung wird eine Auffassung einzuschließen sein, der bereits die Grundsätze der Reichsregierung über das Doppelverdienertum den Weg bereitet haben: nämlich, daß die Pension oder das mäßige Vermögen alter Eltern keine „gesicherte Existenz" darstellt, die zur Entlassung berechtigen könnte. Die Versorgung lediger, sich im vorgeschrittenen Alter befindender Töchter durch die Eltern ist für beide Teile ein hartes Schicksal, das insbesondere bei den letzteren zu völliger Lebensentmutigung führen kann. In diesem Zusammenhang scheint es besonders gefahrvoll, Frauen, die bereits jahrelang in einem Erwerb standen, aus ihrer Arbeit zu entfernen und sie der Versorgung durch Eltern oder sonstige Angehörige zu überlassen.

Da diese Ernährer durch Tod oder sonstige Umstände jederzeit wieder wegfallen können, werden die aus ihrem Beruf gegangenen Frauen nachher erneut vor die Notwendigkeit gestellt, sich ihr Leben zu verdienen. Nun mag vielleicht die 18—22Jährige eine Aussicht auf Wiedereinstellung haben — bei der älteren Frau aber hat die Unterbrechung der Erwerbstätigkeit in den allermeisten Fällen die völlige Unmöglichkeit der späteren Wiedereinstellung zur Folge. In verhältnismäßig jungen Jahren muß sie damit rechnen, als „zu alt" bezeichnet zu werden, um dann, existenzlos, der öffentlichen Fürsorge anheimzufallen.

In einer Ausnahmestellung besonderer Art befindet sich die sog. „weibliche Kriegsgeneration". Es sind das die Frauen des Alters von Anfang 30 und darüber, für die Heiratsmöglichkeiten so gut wie gar nicht mehr bestehen. Sie wären verheiratet und die meisten von ihnen wären Mütter, aber die Männer, die die Väter ihrer Kinder geworden wären, liegen in den Gräbern der Schlachtfelder. Diesen zurückgebliebenen Frauen, die das wahre Glück ihres Frauenlebens geopfert haben, ist wohl ein Stück vom Dank des Vaterlands gewiß. Ihnen sind in erster Linie Arbeitsmöglichkeiten bereitzustellen, denn gerade für sie stellt der Ausruf, die Frau möge „ins Haus gehen", eine schmerzliche Unbedenklichkeit glücklicherer Menschen dar. Dieses Haus muß eben überhaupt da sein! Wo das nicht der Fall ist, wo die leidvolle Entbehrung von Heim und Familie allein schon Glücklosigkeit bedeutet, muß der Frau die Ausübung eines Erwerbs bevorzugt ermöglicht werden. Diese Einsicht sollte sich allen denjenigen mitteilen, die so schnell geneigt sind, den erwerbstätigen Frauen ihre Existenzrechte zu bestreiten oder zu neiden. Es braucht noch keine Tat darzustellen, in einer geschützten Ehe die notwendige Versorgung zu genießen. Es ist aber sehr wohl eine Tat, sich allein, durch eigener Hände Kraft sein Leben zu erhalten und damit seinen Teil zur Ordnung des deutschen Volkslebens beizutragen.

Gleichzeitig mit den Maßnahmen des nationalsozialistischen Staates, wirtschaftliche Ehehindernisse zu beseitigen, wird sich im Laufe der Jahre der durch den Krieg hervorgerufene Männermangel wieder ausgleichen. Damit werden äußere Wirkungen nach und nach gemildert. Es darf aber nicht vergessen werden, daß gewisse innere Gründe, die von der Schließung einer Ehe abhalten, immer bleiben werden. Das vertiefte Gefühlsleben der Frau, das Bewußtsein, in der einmal abgeschlossenen Ehe nachher den einzigen Lebenssinn zu erblicken, der mütterliche Instinkt, ihren künftigen Kindern den auch wertvollen Vater zu geben, erlegt ihr für den Abschluß einer Ehe mehr Hemmungen auf, als dem Manne. Es sind nicht die schlechtesten Frauen, die darauf verzichten,

„um jeden Preis" zu heiraten, nur um überhaupt verheiratet zu sein. Ihr innerer Widerstand gegen eine nur aus Zweckmäßigkeitsgründen geschlossene Ehe ringt sich durch alle Versuchungen und bitteren Kämpfe hindurch zu dem Entschluß, unter Verzicht auf die Ehe allein durch das Leben zu gehen. Erfüllt von dem Drange, die Kräfte ihres fraulichen Wesens dennoch zum Wirken kommen zu lassen, werden diese Frauen dann oft hervorragende Vertreterinnen eines Berufs, in dem sie über den Kreis einer Familie hinaus Segen verbreiten.

Ihnen stehen alle diejenigen Berufe offen, deren Ausübung den besonderen Wesenseigenschaften der Frau bestmöglichste Erfüllung bietet. Ist die Frau in allen sozialen und hauswirtschaftlichen Berufen unentbehrlich, so findet sie beispielsweise als Erzieherin oder Ärztin Aufgaben, die nur durch sie zu erfüllen sind. Eben die hohe Bedeutung, die der Nationalsozialismus der Familie und der Nachkommenschaft des Volkes beimißt, erschließt der berufstätigen Frau als Betreuerin einzigartige und ausgesprochen frauliche Aufgaben.

Vor schwere innere Entscheidungen stellt die Gegenwart diejenigen deutschen Frauen, die schon bisher die Ausübung eines bestimmten Berufes als „Lebensberufung" empfunden haben, oder die ihn zur Zeit als junge Menschen auf Grund einer ganz bestimmten, konzentrierten Begabung erstreben müssen. Im Gegensatz zu ihren erwerbstätigen Mitschwestern, die geneigt sind, sich bei der Eheschließung aus dem Erwerbsleben zurückzuziehen und ihren Arbeitsplatz freizumachen, empfinden sie den Beruf nicht als Provisorium, sondern als höchste Lebensaufgabe, für die sich ihnen eine ganz bestimmte Perspektive aufzeigt. In einer Zeit, in der auch das Recht auf Arbeit und deren Notwendigkeit vom Gesamtwohl des Volkes her bestimmt werden müssen, ringen sie ehrlich um eine innere Klärung über die Art, mit der sie ihrem Volke am besten dienen. Es wäre eine schwere Verkennung nationalsozialistischer Weltanschauung, wenn dem Wirken berufener weiblicher Kräfte, deren Begabung über das Haus und die Familie hinausweist, ein gewaltsames Ziel gesetzt würde. Wie nie zuvor ist unser Volk zur Zeit angewiesen auf die bestmöglichste Leistung des einzelnen, sei es Mann oder Frau. Die göttliche Macht, die an Menschen Begabungen als Gnade gab, hat sie nicht verschenkt, daß sie unverbraucht bleiben, sondern damit sie sich verschwenden. Das fühlt die Frau, der dieses Gnadengeschenk zuteil wurde, in tiefster Verantwortung für ihr Volk ...

Wo aber eine Gnade sich auswirkt, geschieht es zum Segen und nicht zum Schaden. Millionenfach wirkt sich im deutschen Volke segensvoll die Arbeit erwerbstätiger Frauen aus. Und in ihrem Bewußtsein steht —

wie in dem der deutschen Mütter — unverbrüchlich fest der Wille, ihrem Volke zu dienen.

Es ist der oberste Grundsatz nationalsozialistischer Staatsführung, die besten Kräfte der Nation an den richtigen Stellen zur Entwicklung zu bringen. Von dieser Auffassung her wird auch der Einsatz der erwerbstätigen deutschen Frauen bestimmt, wenn die jetzige Übergangszeit überwunden sein wird, in der es „ohne unmenschliche Härten" nicht geht. Daß es eine Übergangszeit ist, weiß die deutsche Frau und bringt dafür täglich Opfer. Wachsamkeit aber dafür, daß Grundsätzliches nicht verzerrt und entstellt wird, ist heilige Aufgabe eines Volkes, das seine Gesundung an allen Stellen und mit allen Mitteln betreiben will und muß.

+

In der Hingabe des eignen Lebens für die Existenz der Gemeinschaft liegt die Krönung allen Opfersinns. Gerade unsere deutsche Sprache aber besitzt ein Wort, das in herrlicher Weise das Handeln nach diesem Sinn bezeichnet: Pflichterfüllung. Das heißt nicht sich selbst genügen, sondern der Allgemeinheit dienen.

Dies ist Pflicht. Adolf Hitler.

# Die Frau in der sozialen Arbeit.

## Von Hildegard Villnov.

Durch die Neugestaltung des gesamten Volks- und Staatslebens hat auch die soziale Arbeit einen anderen Inhalt und größere Bedeutung erhalten. Neue Arbeitsgebiete haben sich ihr durch die Förderung und Bejahung aller gesunden Volkskräfte erschlossen, während auf der anderen Seite die übertriebene Betreuung alles Schwachen und Kranken bekämpft und eingeschränkt ist. Nationalsozialistische Wohlfahrtspflege ist heute schon zu einem festumrissenen Begriff im deutschen Volk geworden.

Die soziale Arbeit in all ihrer Vielgestaltigkeit war von jeher das Aufgabengebiet der Frau. Hier kann auch die unverheiratete berufstätige Frau ihre mütterlichen Kräfte entfalten und durch ihren Einsatz für den einzelnen dem Ganzen dienen. Die soziale Arbeit stellt an die Persönlichkeit jeder einzelnen Mitarbeiterin und Helferin sehr hohe Anforderungen. Sie verlangt neben pädagogischen Fähigkeiten und fachlichen Kenntnissen eine innere Einstellung zur restlosen Hingabe und Dienstbereitschaft. Nur dann wird sie den Weg zu dem Herzen der Menschen finden. Erst wenn die Sozialarbeiterin eine volkserzieherische Aufgabe, die Erziehung zur Familien- und Volksgemeinschaft, erfüllt, wird sie zu einem wichtigen Faktor in dem Aufbauwerk unseres Führers. Die Sozialarbeiterin muß daher den Blick frei behalten für die großen Zusammenhänge des gesamten Volkslebens und darf nicht über der Not des einzelnen das Wohl des ganzen Volkes vergessen. Sie muß sich daher wie keine andere Berufsarbeiterin verbunden fühlen mit der nationalsozialistischen Bewegung.

So vielgestaltig die Arbeitsmöglichkeit in der sozialen Arbeit ist, so verschiedenartig sind auch die Menschen, die sich für sie ausbilden lassen. Auf den sozialen Frauenschulen kommen die Schülerinnen aus allen Volks- und Berufskreisen zusammen. Es stehen hier nebeneinander die Volksschülerin neben der Abiturientin, die ehemalige kaufmännische oder hauswirtschaftliche Angestellte neben der Erzieherin, Kindergärtnerin oder der ausgebildeten Schwester. Sie alle müssen schon eine Ausbildung oder langjährige Bewährung in einem Beruf nachweisen, bevor sie in zweijähriger Seminarzeit als Wohlfahrtspflegerin ausgebildet werden können. Auch diese Ausbildung muß der neuen Zeit Rechnung tragen und vom nationalsozialistischen Geist bestimmt sein.

Der Unterricht muß von den praktischen Erfahrungen der einzelnen ausgehen und für die praktische Arbeit erziehen. Selbstverständlich muß jede Wohlfahrtspflegerin die verschiedenen Gesetze auf allen einschlägigen Gebieten kennen, sie muß sie aber auch anzuwenden lernen.

Bei der Durchführung aller bevölkerungspolitischen, gesundheitsfördernden und vorbeugenden Maßnahmen hat die Sozialarbeiterin als wichtigste Mitarbeiterin des Arztes zu wirken. Der Gedanke der Gesundheitsführung muß als etwas völlig Neues ins Volk getragen werden. Er hat durch eine Reihe neuer Gesetze bereits einen Niederschlag gefunden. Ich erinnere hier an das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und an die Neugliederung des gesamten Gesundheitswesens. Diese Maßnahmen erfordern den restlosen Einsatz der Sozialarbeiterin und von den erprobten älteren Fachkräften eine unerhörte Umstellung in ihrer bisherigen Arbeitsmethode. Aufgaben der fachlichen und weltanschaulichen Schulung der Berufskräfte wird es daher sein, ihnen ihre Umstellung zu erleichtern.

Auch die übrigen Fürsorgezweige sind von einem anderen Blickfeld aus zu sehen. Die nationalsozialistische Wohlfahrtspflege lehnt das Spezialistentum auf dem Gebiet der Fürsorge ab. Weil die nationalsozialistische Weltanschauung von der Familie als der Keimzelle des Staates ausgeht, stellt die nationalsozialistische Wohlfahrtspflege die Familienfürsorge in den Mittelpunkt der sozialen Arbeit. Sie sieht den hilfsbedürftigen Volksgenossen nicht als Einzelwesen, sondern als Teil seiner Familie. Unter diesem Gesichtspunkt sind auch die erforderlichen Maßnahmen zu treffen.

Innerhalb der Familienfürsorge wird der gesamten Jugendhilfe besondere Aufmerksamkeit zufallen. Die heranwachsende Generation unseres Volkes gesund zu erhalten oder gesund zu machen, wird erste Aufgabe aller sozialen Arbeit sein. Jede Fürsorgerin wird es dankbar begrüßen, wenn sie sich in ihrer Arbeit wieder mehr als bisher auf den erbbiologisch gesunden Jugendlichen einstellen und dort ansetzen kann, wo wirklich aufbauende Zukunftsarbeit geleistet wird.

Am umfassendsten kann die ländliche Wohlfahrtspflegerin die Familienfürsorge gestalten. Sie gewinnt am besten durch ihre Arbeit Einfluß auf das ganze Leben der Landbevölkerung, wenn sie einmal ihr Vertrauen besitzt. Besonders wichtig ist ihre Aufklärungs- und Erziehungsarbeit auf gesundheitsfürsorgerischem Gebiet. Sie muß aber ebenso die Beraterin der Eltern in allen Erziehungsfragen werden, wie die Kulturträgerin für ländliches Brauchtum.

Das letzte gilt besonders für die Siedlungshelferin, die in unmittelbarer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft den Kampf der Siedlerfamilien um die eigene Scholle unterstützt und eine unentbehrliche Helferin der Siedlerfrauen geworden ist.

Auch bei der weiblichen Arbeitsvermittlung und der Berufsberatung muß der Einfluß der Frau gefestigt und erweitert werden. Es geht hier nicht um schematische Arbeitszuweisung oder um die Beratung, welcher Beruf am „aussichtsreichsten" ist. Vielmehr kommt es darauf an, den arbeitsuchenden Volksgenossen dort einzusetzen, wo er seinen Kräften entsprechend der Volksgemeinschaft am besten dienen kann. Diese Aufgabe ist im Hinblick auf die jahrelange Arbeitslosigkeit mit einer unerhörten erzieherischen Aufgabe verbunden.

Ein anderes, noch ausbaufähiges Arbeitsfeld ist die Betriebs- oder Fabrikpflege. Auch hier soll die Sozialarbeiterin den Kampf um den arbeitenden Menschen mitführen. Ihre Arbeit gilt vor allen Dingen den arbeitenden Frauen und Mädchen in den Betrieben. Sie erfordert eine Kenntnis der Fabrikarbeit und ein feines Taktgefühl und Einfühlungsvermögen in die Psyche der Belegschaft.

Eine neue aufbauende Arbeit erschließt sich für die Sozialarbeiterin in dem von dem Amt für Volkswohlfahrt ins Leben gerufenen Hilfswerk für Mutter und Kind. Es soll neben aller persönlichen Hilfe für die einzelne Mutter, für ihre Kinder und damit für ihre Familie die bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Reichsregierung unterstützen. Das Hilfswerk baut auf dem Willen und der Erziehung zur Selbsthilfe auf. Die Mitarbeit der Sozialarbeiterin der öffentlichen und freien Wohlfahrtspflege ist nötig, wenn dieses Ziel erreicht werden soll.

Eng mit der erzieherischen Arbeit des Hilfswerkes hängt das Gebiet der Mütterschulung zusammen, bei der die Sozialarbeiterin ebenfalls wichtige Mitarbeit leisten muß. Durch ihre tägliche Arbeit kennt sie die Nöte der Frauen und Mütter und weiß, daß sie oftmals durch fehlende Kenntnisse bedingt sind. Die Wohlfahrtspflegerin ist deshalb eine unentbehrliche Mitarbeiterin für die Mütterschulung. Sie muß daher für diese Aufgaben methodisch geschult werden.

Darüber hinaus müssen der jungen Sozialarbeiterin noch andere Aufgabengebiete erschlossen werden, Arbeitsgebiete, die mit „Fürsorge" im alten Sinne nichts zu tun haben, die aber im jungen Deutschland zu einem wichtigen Erziehungsfaktor geworden sind: die Mitarbeit als Führerin im Frauen-Arbeitsdienst und im Landjahr. Der Jugendleiterin sind diese Arbeitsgebiete durch ihre anders gestaltete Ausbildung im allgemeinen leichter zugänglich als der Wohlfahrtspflegerin. Wenn diese

jedoch selbst als Arbeitsdienstwillige im Lager mitgearbeitet oder als Siedlungs- oder Landhelferin in vorderster Front gestanden hat, wird sie bei richtiger Schulung eine wertvolle Arbeitskraft auf diesem Gebiete sein. Sie wird dann die lebendige Beziehung zum gesunden Volksleben nicht verlieren, weil ihre spätere Arbeit entscheidend bestimmt wird durch ihre ersten Eindrücke.

Man kann heute nicht über die soziale Frauenarbeit sprechen, ohne die Frauen zu erwähnen, die neben ihren Pflichten als Hausfrauen und Mütter aus ihrer nationalsozialistischen oder religiösen Weltanschauung heraus sich mit beispielloser Hingabe als ehrenamtliche Helferinnen in den Dienst der sozialen Arbeit stellen. Nicht zuletzt ist es ihnen zu verdanken, wenn die Gedanken der nationalsozialistischen Wohlfahrtspflege Wirklichkeit und die großen Hilfswerke durchgeführt werden konnten.

Für die fachlich ausgebildete Sozialarbeiterin ergibt sich hier eine große, verantwortungsvolle Aufgabe. Sie muß alle einsatzbereiten Kräfte ihres Arbeitsbereiches einzuspannen verstehen und durch ihre Mitwirkung bei der erforderlichen Schulungsarbeit den Helferinnen ihres Bezirkes das nötige Rüstzeug für ihre Arbeit geben; nicht durch große theoretische Vorträge, sondern durch praktische Arbeitsanweisungen.

Der Staat hat bereits durch verschiedene Erlasse die Arbeit der Frau auf allen Gebieten der sozialen Fürsorge sichergestellt und sich scharf gegen den übermäßigen Abbau fürsorgerischer Kräfte gewandt, der in den ersten Monaten nach der Machtübernahme Platz griff. Die deutsche Frau und Sozialarbeiterin ist stolz auf die ihr damit zugewiesene Aufgabe: den Dienst am Volk.

Ein Wort unseres Führers soll uns allen die Bedeutung der sozialen Arbeit für die Erhaltung des deutschen Volkstums zeigen und uns eine hohe Verpflichtung für den restlosen Einsatz aller Kräfte sein:

„Ein Volk aber, von dem die eine Hälfte elend und abgehärmt oder sogar verkommen ist, gibt ein so schlechtes Beispiel, daß niemand Stolz darüber empfinden soll. Erst wenn ein Volkstum in allen seinen Gliedern an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu jenem hohen Gefühl steigern, das wir mit Nationalstolz bezeichnen. Diesen höchsten Stolz wird aber auch nur der empfinden, der eben die Größe seines Volkstums kennt."

# Die Mutter.

## Erzählung von Irmela Linberg.

Das also war sie — die Mutter! ... Nein, so hatte Frau Henning sich die Frau allerdings nicht vorgestellt, als die junge Führerin im Arbeitsdienst, Anneliese, Anfang Juli die beiden Mansardenzimmer in ihrem Lehmhäuschen gemietet hatte. Natürlich nicht für sich, denn sie selbst wohnte mit den anderen im Lager. Aber während der Ferien wollte sie die Mutter und den jüngeren Bruder hier in ihrer Nähe haben. Und diese wohnten nun da.

Obschon Frau Henning bereits einige Tage Zeit gehabt hatte, sich an die schwerfällige, etwas beleibte Dame mit dem breiten Scheitel, der sich wie ein rosa Weg durch das zu beiden Seiten abfallende Haar zog, zu gewöhnen, mußte sie doch immer wieder darüber nachsinnen, warum diese Mutter der Tochter Anneliese eigentlich in keinem Zuge ähnlich war. Ihre Großmama — ja, das hätte sie vielleicht sein können! War sie nicht eine vollkommene Greisin? — Jedoch, schließlich konnte man sich täuschen! Der Weltkrieg hatte ihr, ebenso wie Frau Henning in Frankreich den Mann geraubt: — den frühen Verlust des Vaters hatte Anneliese einmal beiläufig erwähnt. An solchem Schlage mochte die arme Witwe wohl derart früh gealtert sein ...

Im übrigen war Frau Kühn ein stiller, freundlicher Gast, mit dem man nicht viel Mühe hatte. Sie stand mit Tagesanbruch auf und hatte von sich aus vorgeschlagen, den Kaffee gemeinsam mit der Hausfrau zu nehmen. Hochmütig, wie die Städterinnen es sonst zu sein pflegten, war sie demnach nicht. Auch zeigte sie keinerlei Neugierde und steckte die Nase nicht, wie frühere Sommerfrischlerinnen, in Ställe und Schuppen, Kessel und Bratpfannen, sondern tat und redete nur das Notwendigste.

Vorsichtig hatte Frau Henning ein wenig in sie zu dringen versucht.

Die Kinder wären einander auffallend ähnlich. Sie schlügen jedoch, wie es den Anschein hätte, wohl mehr dem dahingegangenen Vater nach.

Ja, der Meinung wäre Frau Kühn auch ...

Ein schreckliches Los, so jung schon den Ernährer zu verlieren —

Gewiß, es sei hart ...

Den beiden sähe man aber in keiner Weise an, daß sie Kriegskinder wären ... Sie hätten der Mutter wohl in gesundheitlicher Hinsicht nicht allzuviele Sorgen bereitet ...

Nein. Und in jeder anderen auch nicht. Ein rechtes Gottesgeschenk seien die beiden ihr geworden, für das zu danken sie alle Tage von neuem Ursache hätte. Was wäre ihr Leben vorher — ohne diese Himmelsgabe — gewesen . . . Nichts als ein gehaltloser Alltag . . .

Natürlich, sie, Frau Henning, könne das gut nachfühlen! So junges Blut vermöge einer Frau im Dasein manches zu ersetzen, niemals jedoch wohl den verlorenen Gatten. Ach — bitter, bitter sei es, als Kriegerwitwe zurückzubleiben. — Nun — darüber brauche sie ja keine Worte zu machen, Frau Kühn wüßte ja selber, wie es täte . . .

Aus Frau Hennings hellen Augen fielen zwei klare, runde Tränen.

An dieser Stelle aber hatte sich das Unglaubliche, das Unerhörte ereignet, daß Frau Kühn — diese so ehrbar ausschauende weißhaarige Dame — ihr seelenruhig und ohne Umschweife gestanden hatte, sie könne darüber nicht gut mitsprechen, da sie nie verheiratet gewesen sei, obschon sie bei einem gewissen Anlaß den Frauentitel angenommen habe.

Frau Henning war starr gewesen über diese unverfrorene Eröffnung. Was doch in den städtischen Kreisen für Ansichten und Zustände herrschen mußten! Man führte nicht nur ein sittenwidriges Lasterleben, man redete sogar mit der größten Offenherzigkeit und Selbstverständlichkeit darüber . . . Die armen, armen Kinder — diese hübschen, offenblickenden und so unschuldig dreinschauenden Geschöpfe — ob sie es auch wußten? — Frau Hennings Phantasie verstieg sich zu den wildesten Gedanken. — Ob sie überhaupt von ein und demselben Vater abstammten? Ob der wirkliche Erzeuger dieser bedauernswerten Waisen überhaupt festgestellt war? — — Nein, wer hätte sich so etwas träumen lassen!

Ein paar Tage irrten ihre Gedanken gleich verflogenen Vögeln um die auf einmal so fragwürdig gewordene Person ihrer Mieterin. Sie erwog, ob sie nicht der Gemeinde gegenüber verpflichtet war, ihr auf der Stelle zu kündigen, oder gar die Tür zu weisen mit den Worten: „Fort aus meinem sauberen Heim!" So oder ähnlich verfuhr man wohl in derartigen Fällen.

Grübelnd und in sich gekehrt schmiedete Frau Henning allerhand finstere Pläne, wagte es indessen nicht, jemand ins Vertrauen zu ziehen. Welche Schande, wenn die Nachbarschaft davon erführe!

Und inzwischen stieg Morgen um Morgen goldklar und duftend aus kurzen, sternerhellten Nächten, und Frau Kühn begrüßte an jedem neuen Tage mit der gleichen harmlos gütigen Freundlichkeit ihre Wirtin beim Kaffeetisch, so daß diese allmählich wieder geneigt war zu glauben, sie habe sich am Ende bloß verhört und das Mißverständnis würde bei

Gelegenheit schon auf die allernatürlichste Weise seine Aufklärung finden. So beruhigte sie sich selbst darüber von Tag zu Tag mehr. — — —

Jetzt stand der Erntemond auf seiner Höhe. Glasklar leuchtete der wolkenlose Himmel, und in das Weinlaub an der Freitreppe, wo die Mahlzeiten eingenommen wurden, hatten sich schon einige rote Blätter eingeschlichen. Die Roggenmahd war in vollem Gange. —

Frau Henning schenkte zum zweiten Male den Kaffee ein. Kurt, der Untersekundaner, blinzelte, den runden Kopf auf die Arme gelegt, in den flimmernden Glast des Sommertages, während er eine lange, gebogene Brotrinde langsam in den Mund zog.

„Sitzt man so, Junge?“ ermahnte die Mutter leise.

Kurt räkelte sich auf die andere Seite, griff nach einer Tomate und erklärte langsam, tief überzeugt: „Darauf, Muttel, kommt es jetzt wirklich nicht an. Der Führer vom Lager in Reiken meint das auch. Gestern noch haben wir uns über dies Thema unterhalten. Weiß du, was er sagte? Manieren — so heißt ja wohl das eklige Fremdwort welscher Abstammung — also Manieren wären in unserer gewaltigen, alles umstürzenden Zeit ein vollkommen unnützer Ballast. Das Herz müßte einer auf dem rechten Fleck haben und die Hand am Gewehr. Ja, so sagte er. — Ist übrigens ein ganz famoser Mann, unser Lagerführer Schulze. Bin stolz auf seine Freundschaft. Früher ist er Steuermann auf einem Australiensegler gewesen . . . Ja, der hat mehr von der Welt gesehen, als wir alle zusammen . . .“

Kurt zog aus der hinteren Tasche seiner kurzen, schwarzen Jungvolkhose das Fahrtenmesser mit der Aufschrift „Blut und Ehre“ und spaltete damit einen Rettich.

„Schade um den guten Dolch“, meinte er dabei, „der müßte andere Aufgaben erfüllen.“

„Welche denn?“ erkundigte Frau Henning sich ein wenig ängstlich.

„Nun“, sagte der Knabe, und seine Stimme schwankte zwischen herrisch Wildem und träumerisch Sanftem: „das Vaterland verteidigen zum Beispiel, oder — seine Mutter beschützen . . .“

„Mir wird ja keiner etwas anhaben“, meinte Frau Kühn beschwichtigend und sah den Sohn zärtlich an.

„Das ist es ja eben —“ seufzte der Schüler fast bedauernd, spießte ein Stück Rettich auf und schob es zwischen die gesunden Zähne. Dann fragte er: „Rohkost ist doch sehr gesund, Muttel, nicht wahr?“

Dabei versenkte er den kleinen Dolch in die Lederscheide und erhob sich mit eckigen Bewegungen.

„Hat gut geschmeckt, Frau Henning", lobte er. „Danke schön! Anständigen Käsekuchen verstehen Sie zu backen — das kann man wohl sagen . . . Brauchst du mich noch, Muttel?"

„Nicht daß ich wüßte —"

„Dann werde ich den Fritz um sein Fahrrad bitten und nach Reiken gondeln . . ."

„Fritz!" beeilte sich die Hausfrau dienstfertig nach ihrem Sohn zu rufen.

„Lassen Sie nur —" winkte Kurt ab. „Er ist im Schuppen. Ich hole mir das Rad schon selber von ihm. In Reiken helf' ich jetzt nämlich tüchtig mit. Kamerad Schulze hat es mir erlaubt. Er sagt, ich wär' ihm genau so willkommen, wie seine Dienstpflichtigen. Freiwillige schafften sogar noch mehr — das wäre seine Meinung. Wir roden ein Stück Heide. Stubben raus und so . . . Na, Sie kennen das ja, Frau Henning . . . Schade, daß Reiken so weit ist. Müßtest es dir sonst mal anschauen kommen, Mutz. Das kriegst du nämlich auf'm Asphalt nicht zu sehen . . ."

„Tu dir nur nicht zu viel —" ermahnte die alte Frau, „sollst dich ja auch ein bißchen von der Schule erholen . . ."

„Wird nebenbei gemacht", lachte er. „Dafür allein ist die Zeit heute zu kostbar . . ."

Er sprang mit einem Satz über die fünf Stufen der Vortreppe in den Garten hinunter und schlenderte laut pfeifend davon.

„Ein flinker Junge", äußerte Frau Henning und schob der Mutter einladend nochmals die Schüssel mit Selbstgebackenem zu.

„Etwas unreif noch für seine sechzehn Jahre —" sagte diese leicht bekümmert.

„Das ist bei den Bengeln nun mal nicht anders. Bis mein Fritz trocken hinter den Ohren wurde, hat's auch seine gute Weile gehabt . . . Ein Mädel von sechzehn und ein Junge — das macht einen großen Unterschied!"

„Sie haben recht", bestätigte Frau Kühn. „Wenn ich an Annelie denke — damals . . . Die war bereits eine richtige kleine Frau . . . Eigentlich war sie das sogar immer — schon als Kind . . ."

Sie sann still in sich hinein.

„Ja — Ihre Annelie —" bekundete Frau Henning eifrig. Auf das Mädel können Sie sich wahrhaftig was einbilden! Am ersten Tage, als sie mir vor Augen kam, hat sie mein Herz erobert. Überhaupt — seit wir auf dem Gut das Arbeitslager bekommen haben, ist das ein ganz neues Leben in unserm Dorf geworden. Früher — die Stille, die ge-

drückten Mienen, die Klagen, die Unordnung — jetzt: morgens Gesang und mittags — um die Vesperstunde und beim Abendläuten ... Und immer sie an der Spitze, bei der Arbeit und beim Spiel. Aber schaun Sie, wenn man vom Wolf spricht — — —"

Mit geschulterten Rechen, die Haare unter weiße Kopftücher gebunden, zog eine Schar von Mädchen in Reihen zu Viert die Dorfstraße entlang.

„Wir säen grüne Saaten, wo and're Unkraut sä'n,
Wir woll'n als Werksoldaten getreu zur Heimat stehn!"

sangen sie mit ihren lauten, hohen Stimmen.

Das Lied hallte wieder von den Lehmwänden der Katen, die Holzpantinen klapperten den Takt dazu. Barfüßige, bestaubte Kinder liefen in Scharen neben dem Zuge her. Einige Braunhemden riefen winkend ihr kräftiges „Heil!".

Die junge Führerin Anneliese, der eine blonde Haarlocke — dem bergenden Tuch entglitten — über die gebräunte Stirne wehte, reckte straff den Arm zu Dank und Gegengruß, während ihre Augen ruhig und ein wenig fern die sich bergan schlängelnde Straße sichteten. Ein kurzes, helles Kommando aus ihrem Munde brachte den Zug zum Halten.

Das von ihr angerufene großgewachsene Mädchen trat vor.

„Anna übernimmt die Führung! Wenn Ihr zurückkommt, Anna, schließe ich mich euch wieder an."

Die Gartenpforte knarrte. Anneliese warf die Schuhe in weitem Bogen zur Seite und lief, während die Mädchen schon weitergingen, barfüßig über den warmen, glitzernden Kies der Veranda zu.

„Da bin ich, Liebste! Habe mich für eine halbe Stunde freigemacht. Hier — das ist für dich!"

Sie legte der Mutter einen großen Strauß frischgepflückter Kornblumen in den Schoß.

„Mußte dir doch Glück wünschen und als erste am Tag einen Kuß geben ... Kurt, der Schlingel, hat das sicher versäumt ..."

„Er gratulierte mir schon vom Bett aus", verteidigte Frau Kühn den Abwesenden.

„Na wenn schon! Also Heil und Sieg! Auf daß du uns noch weitere sechsundsechzig Jahre erhalten bliebest!"

Frau Henning fühlte einen leichten Schwindel. Hatte sie recht vernommen? Sechsundsechzig? Und der Junge — — — erst sechzehn? — — Ja — wie war denn das möglich — — ?

„Darf ich ein Glas Milch bekommen?" bat Anneliese und schenkte sich den kühlen, leicht schäumenden Trunk ein.

Dann berichtete sie mit leuchtendem Blick: „Weißt du, was die Inspektorsfrau uns gestern erzählt hat? Der Führer will ein neues Gesetz erlassen, auf daß es im Lande kein einziges Waisenhaus mehr gäbe . . ."

„Wie ist das gedacht?"

„O, so gescheidt, Muttel, und doch wieder ganz einfach. Jede kinderlose Frau über fünfundvierzig soll einen Buben oder ein Mädel annehmen und großziehen. Bemittelte kriegen sogar gleich zwei ins Haus." Sie zwinkerte der Mutter schelmisch zu — „Einzelheiten sind noch nicht bekannt. Aber auf den Grundgedanken kommt es an. Und ist der nicht wieder einmal großartig?"

Frau Kühn streichelte Annelie liebevoll die Schulter.

Aus der Ferne nahte bereits der Gesang.

„O — sie kommen schon! Schnell, noch ein Häppchen! — Ich darf doch, Frau Henning?"

„Immer zugegriffen, solange was da ist!"

„Leb wohl, Herzliebste!" Annelie drückte ihren frischen Mädchenmund auf den rosigen Scheitel der Mutter — „und wenn du hernach aufs Feld gehen willst, vergiß nicht, den Schirm mitzunehmen, damit du mir keinen Sonnenstich davonträgst! Und — was ich noch sagen wollte — die Rosamunde darfst du heute auch einmal ausführen; meine Mädels werden begeistert von ihr sein. 's wird auch Zeit, daß das alte, treue Ding endlich mal aus dem Dunkel des Koffers ans Licht des Tages gelangt . . ."

Winkend lief das Mädchen fort, schlüpfte in die Pantinen, und trat in das Lied einfallend, an die Spitze des Zuges.

Eine Weile schauten die beiden Zurückgebliebenen den jungen Garbenbinderinnen nach, bis das Weidengebüsch des sich senkenden Weges sie ihren Blicken entzog.

Dann sagte Frau Henning leise: „Wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte . . ."

„Bitte sehr!"

Die Kantorswitwe schluckte erst ein paarmal heftig. Dann raffte sie sich zusammen.

„Könnten Sie mir vielleicht sagen — ist es — ist es wohl möglich, daß eine Frau von fünfzig Jahren noch Kinder zur Welt bringt?"

Frau Kühn konnte ein leichtes Erstaunen nicht verbergen.

„Es soll vorgekommen sein", antwortete sie, „man liest zuweilen in medizinischen Zeitschriften davon. Mir persönlich ist ein derartiger Fall allerdings nicht bekannt."

„Aber —“ fiel Frau Henning ihr überhastet ins Wort, — aber Sie selbst — —?“

„Wie meinen Sie —?“

„Nun — ich habe doch recht verstanden, Sie werden heute sechsundsechzig?“

„Das stimmt — jedoch —“

„Und Ihr Bub' ist sechzehn —“ unterbrach Frau Henning in leicht gekränktem Ton.

„Ach so!“ faßte Frau Kühn sich, plötzlich begreifend. „Sagte ich Ihnen denn nicht, daß meine Kinder ein Geschenk Gottes sind?“

„Wohl — das sagten Sie. Aber ist nicht jedes Kind schließlich eine Gottesgabe?“

„In gewissem Sinne allerdings! So mühelos jedoch, wie meine zwei mir in den Schoß gefallen sind, haben es andere Mütter nun doch nicht gehabt ... Vielleicht —“ um die Mundwinkel der Greisin zuckte es leise — „vielleicht wird zwar in Zukunft solch unverdientes Glück noch einer ganzen Anzahl von Frauen beschert werden, dank den großzügigen Plänen unserer jetzigen Volksführung ... Jedenfalls aber —“ sie stand auf und strich das schlichte, schwarze Kleid glatt — „freut es mich, heute feststellen zu können, daß ich eine der Ersten war, der es bereits vor sechzehn Jahren vergönnt gewesen ist, dem schönen und beglückenden Gedanken zuvorzukommen ... Doch nein —“ unterbrach sie sich, ernst werdend —, „so war es ja nicht! All das geschah im Grunde ohne mein Planen und Wollen, einzig aus — ja, ich kann es nur immer wiederholen — aus Gnade! — Ich will Ihnen gern einmal darlegen, wie es sich begab, wenn Sie Zeit haben, mich anzuhören ...“

„Ich habe Zeit —“ beeilte Frau Henning sich zu versichern. „Wenn Sie es mir erzählen wollten — —. Darf ich nur noch schnell den Stopfkorb holen? Dann setzen wir uns in die Ligusterlaube. Dort ist es kühl und schattig.“

„Das war also an einem herbstlichen Tage des Jahres 1918“, begann Frau Kühn mit verhaltener Stimme ihren Bericht: „Schon lag jene unausgesprochene und bange Schwermut über dem deutschen Lande, die ein vierjähriger Krieg, begleitet von Blockade und Hunger, mit sich gebracht. Die Menschen schritten dahin wie unter unsichtbarer Last, hager, blaß, gebeugt. Selbst die Jugendlichen und Kinder blickten aus Augen, von blauen Schatten umsäumt, und ihr Lachen war kurz und selten. —

Ich arbeitete damals als Fürsorgerin in einer großen Fabrik, und zu meinen Aufgaben gehörte es auch, die erkrankten Arbeiterinnen, die

von unserer Betriebskasse durchweg dem städtischen Krankenhause überwiesen wurden, zu besuchen und mich ihrer Angelegenheiten anzunehmen. Zweimal wöchentlich führte mich mein Weg daher durch das große, eisenbewehrte Tor des Spitals, und eines Tages fiel mir ein Kind auf, das — obschon die Anstalt weit außerhalb der Stadt gelegen war, vor diesem Tor mit einer Puppe spielte. Das heißt, die Puppe fiel mir eigentlich zuerst auf, denn sie war ein sonderbar großes, schlenkriges Geschöpf, aus Stoff gefertigt, mit einem Büschel roten Fuchsfells statt der Haare auf dem Kopf.

An dem Kinde war im Grunde genommen nichts Besonderes. Sein Kittel war so verblichen, daß man seine Farbe nicht mehr bestimmen konnte. Die zur kurz gewordene Schürze starrte vor Schmutz; die bloßen Arme und Beine schimmerten schwärzlich. Es war allem Anschein nach ein sehr ungepflegtes und vernachlässigtes Kind. Aber seltsam stark und blond umwehten das unsaubere Gesichtchen mit den Spuren von Rübensaft am Munde wildgelockte Haare, und die leuchtendblauen Augen schauten so blank und verwegen in die Welt, als hätte der liebe Gott sie eben erst frisch eingesetzt.

Die Puppe hieß Rosamunde. Ich erfuhr dies, weil das Kind sie anredete und mütterlich ermahnte.

Als das Tor hinter mir zugefallen war, ließ das Kind die Puppe plötzlich zur Erde fallen, preßte die runde Stirn von außen gegen das Gitter und rüttelte mit schwachen Armen an den dicken Stäben. Groß und verlangend blickte es mir nach, und in diesem Blick war etwas, das mich zwang, stets von neuem den Kopf zu wenden, um zu sehen, ob es denn nicht ablassen wollte, mich mit seinen großen, glänzenden Augen zu verfolgen.

Da hörte ich es endlich leise rufen, kehrte, wie erlöst, um und fragte, ob es etwas von mir wünschte.

„Tante, kannst du mich nicht mitnehmen?" bat es mit flehender Stimme.

„Dich mitnehmen? Wohin denn?"

„Zu meiner Mutti. Sie liegt da drin."

„Im Krankenhaus?"

„Ja."

„Wie heißest du denn?"

„Anneliese Wenske, Schloßstraße 87, zweiter Hof, Seitenflügel, drei Treppen", haspelte das kleine Mädchen mit großer Zungenfertigkeit herunter.

„Aber —“ meinte ich zögernd — „jetzt ist im Krankenhaus keine Besuchszeit. Hier steht es: Mittwochs und Sonntags von zwei bis vier Uhr ... Du kannst wohl noch nicht lesen?“

„Nein — ich bin erst vier.“

„So ... Und bei wem bist du denn, wenn deine Mutti im Krankenhause liegt?“

Das Kind bohrte den Finger in die Nase.

„Mal —“ erklärte es nachdenklich, „bin ich bei der Frau Schuhbring — die arbeitet in Munistion und kommt immer erst um sechs Uhr nach Hause. Mal bin ich auch bei der Frau Mäder — die hat ein Plättgeschäft und gibt mir Mittag ... Mal bin ich auch bei keinem. Dann — wenn es nicht regnet — komm' ich hierher mit Rosamunde — Rosamunde reich der Tante das Patschchen — aber das rechte — und mach' einen schönen Knix — das ist nämlich meine Tochter. Meistens ist sie sehr artig. Manchmal muß sie etwas Klapse haben. Aber nicht zu hart, sagt Mutti, sonst platzt der Balg und die Sägespäne streun aus, das gibt dann eine furchtbare Schmutzerei in der Wohnung — und außerdem ist die Rosamunde dann ganz alle ...“

Ich stand unschlüssig.

Lebhafter fuhr das Kind fort: „Die Frau Mäder sagt immer, einmal wäscht sie mir die Schürze fein aus und schrubbt mich ordentlich ab und laust mir die Haare, und dann gehen wir zusammen, meine Mutti besuchen. Aber —“ Annelieses Gesichtchen nahm einen ernsten und tief bekümmerten Ausdruck an — „dann hat sie doch nie Zeit dazu, denn sie hat ja selber drei Jungens, und Sonntags muß sie auch für ihren Mann kochen — dem haben sie im Kriege ein Bein abgeschossen ...“

„Wo ist denn dein Vater?“ erkundigte ich mich.

„Gefallen natürlich“, sagte Anneliese, als wäre das eine Selbstverständlichkeit, „damals im Frühling, an der Somme, als ich gerade Geburtstag hatte. Es gab nicht einmal Kartoffelkuchen, und Mutti hat so sehr geweint, immerzu geweint. Ich konnte ihr gar nicht so viel die Tränen abwischen, wie sie geweint hat ... Und jetzt — — vielleicht weint sie auch jetzt, wenn die Doktors ihr weh tun — und da ist keine kleine Anneliese bei ihr, um sie zu trösten. Ach, Tante, nimm mich doch mit!“ bettelte sie von neuem, „Mutti bangt sich sicher sehr nach mir — —“

„Na, dann komm!“ sagte ich überwunden, und ein rauhes kleines Händchen schob sich in meine Rechte. —

Frau Wenske lag auf der „Septischen Abteilung“. Ich mußte sie erst im Aufnahmezimmer erfragen. Die Schwester schlug die Hände zusammen über das schmierige Kind, das ich mitbrachte. Im Badezimmer

säuberten wir ihm gemeinsam notdürftig Hände, Gesicht und Waden. Es bekam einen viel zu großen, weißen Schutzkittel um, der bis auf den Fußboden reichte.

„Aber nur zehn Minuten", schärfte die Schwester uns ein. „Der Frau geht es sehr übel", fügte sie, nur mir vernehmbar, hinzu. „Außerdem wollte Herr Oberarzt um zwölf Uhr kommen, um ein letztes Mittel zu versuchen. Es ist ja eigentlich keine Besuchsstunde jetzt am Vormittage."

„Hopp!" sagte Anneliese, indem sie über ihr langes Gewand stolperte. „Schick seh ich aus, Tante, nicht wahr? Mutti wird mich sicher für 'ne Komfermandin halten ..."

Frau Wenske lag allein in einem kleineren Zimmer. Am Fußende ihres schmalen, eisernen Krankenbettes stand ein weiß ausgeschlagener Korb, in dem ihr Neugeborener schlummerte.

„Annelie!" rief sie mit schwacher und doch beglückter Stimme, und ihre fiebrigen Augen leuchteten auf. „Annelie — wo kommst du her — um diese Zeit?"

Heftig schlang das Kind die weißumbauschten Ärmchen um den Nakken der bleichen Frau.

„Tag, Mutti! Freust du dich? — Ja, die gute Tante hat mich reingeschmuggelt. War doch nett von ihr! Ich hab' mir doch gleich gedenkt, daß du froh sein wirst, wenn ich dich besuchen komm' ... Aber was steht denn da?"

„Du hast ein Brüderchen bekommen, Annelie."

„Ach nein! — Ausgerechnet! Hast mir doch immer ein Schwesterchen versprochen! Was sollen wir mit 'nem Jungen? Die sind ja so wild. Mäders Maxe hat mich neulich erst die halbe Treppe runtergeschmissen. Guck, da hab' ich noch immer den blauen Fleck —" sie hob den Kittel und wies der Mutter das gestoßene Schienbein. „Sieh an!" rief sie verwundert aus, „jetzt ist er ja grün! Ob der nochmal schwarz wird?"

„Nein — aber vielleicht gelb —" lächelte die Frau.

Plötzlich fing das Kind unvermittelt heftig an zu weinen.

„Was fehlt dir denn Annelie?" rief die Kranke tief erschrocken aus.

„Ach — ich hab' ja sone Angst, sone Angst —" jammerte die Kleine verzweifelt.

„Angst? — Wovor denn?"

„Ja, die Frau Mäder, die gibt mir immer so furchtbar viel mittags zu essen, und immer, immer Kälberzähne, weiß du Mutti, die so satt machen. Und abends kocht mir wieder die Frau Schuhbring immerzu Brühe mit Stacheldraht — du weißt doch, was immer im Halse stecken bleibt — ach, so viel, so viel soll ich immer essen — —"

Sie schluchzte wild auf.

„Es ist doch nur gut und gesund für dich, wenn du reichlich zu futtern kriegst", suchte ich sie zu beruhigen.

„Nein — nein — ich hab' sone Angst, sone Angst — —"

„Warum denn?"

„Na klar", erwiderte Annelie, entweder werd' ich davon so groß wie der Riese Goliath, das will ich nicht — oder — oder — — ich platz'!"

Kläglich heulte sie auf.

„Höre mal", ermahnte ich, nur mit Mühe nach dieser Erklärung noch den Ernst wahrend, „wenn du hier derart laut bist, mußt du fort. Das regt deine arme Mutti viel zu sehr auf. Mit dem Wachsen geht das nicht so fix, wie du meinst und — — mit dem Platzen auch nicht."

Ich mußte das Taschentuch benutzen, um mein Lachen zu verbergen.

Das Kind hatte augenblicklich aufgehört zu weinen, glitt von meinen Knieen und stellte sich vor dem Körbchen auf.

„Nun will ich mir den Kleinen mal ordentlich begucken. Muß Rosamunde doch erzählen, wie er aussieht. Nein — so winzig — ganz wie 'ne Puppe! Rosamunde ist sicher größer. Wir müssen sie mal messen ... Denk, Mutti, sie haben mein Goldkind nicht zu dir hereingelassen. Sie war schrecklich traurig darüber, läßt dich tausendmal grüßen. Na gut nur, daß ich keine Zeugpuppe bin, die man nicht waschen darf, weil das Gesicht abfärbt, sonst hättest du mich heute auch nicht wiedergesehen. Hier, bei euch, ist man ja so sauber ..."

Annelie vertiefte sich hingegeben in den Anblick des schlafenden Säuglings.

Die Kranke gab mir verstohlen ein Zeichen, an ihr Bett zu treten. Mein Blick streifte die Fieberkurve, die am Kopfende, ihr unsichtbar, befestigt war. Die lateinische Bezeichnung der Krankheit rechts in der Ecke sagte mir alles ...

„Noch näher —" bat die Frau flüsternd.

Ich beugte mich über das magere, fleckige Gesicht, und da kam mir erst zum Bewußtsein, daß die Kranke genau so blondes, dicht gelocktes Haar hatte, wie Anneliese. Gleich einer viel zu schweren Krone schmiegten die breiten Zöpfe sich ihr um Stirn und Schläfen.

„Ich weiß es ja —" sagte sie mühsam atmend, „ich weiß es wohl ..." Und nach einer Pause: „Was wird mit den Kindern?"

Ihre großen blauen Augen verdunkelten sich von stummen Tränen.

„Seien Sie unbesorgt", erwiderte ich wie unter unsichtbarem Zwang, schnell und ohne zu überlegen: „Gott wird für sie sorgen ... Ich verspreche es Ihnen! Hier — meine Hand darauf!"

Und erst, nachdem ich die Worte ausgesprochen, wurde mir klar, daß sie eigentlich eine Art von Lästerung gewesen waren. Ich — — versprach für Gott! Welche unsinnige Vermessenheit!

Die trockenen, zersprungenen Lippen der Kranken jedoch entspannten sich lautlos. Sie nahm meine Hand in ihre beiden schmalen, glutdurchströmten. Es schien, als wolle sie mir noch etwas anvertrauen.

Da wurde die Tür aufgerissen und die Schwester steckte den Kopf herein.

„Schnell — fort mit dem Kinde!" rief sie halblaut. „Herr Oberarzt ist unterwegs!"

„Komm — komm, Annelie!" drängte ich.

Das kleine Mädchen gehorchte auf der Stelle. Es raffte den langen Kittel um sich zusammen und lief eilfertig, stolpernd, neben mir her.

Die Kranke hob den Arm und winkte stumm.

Ich zog Annelie auf den Flur. Am Ende des langen Wandelganges tauchte schon die hohe Gestalt des Anstaltsleiters mit dem Zuge der Hilfsärzte auf. Es gelang uns, ungesehen in den Baderaum zu schlüpfen.

„Rosamunde — armes, verlassenes Kind!" schrie Anneliese entzückt beim Anblick der Puppe auf, „da bin ich wieder. Da ist sie wieder — deine Mutter! — Großmama läßt schön grüßen. Nächste Woche übermorgen ist sie wieder gesund. Dann bekommt Rosamunde ein neues Kleid, ein lilaseidenes mit grünen Spitzen und einem goldenen Gurt mit Schnalle dran." — — — —

Frau Kühn verstummte und blickte gedankenverloren in das sonnendurchschimmerte Laub des Ligustergesträuchs.

„Und dann —?" mahnte Frau Henning mit leiser Ungeduld.

Die Greisin faltete die Hände im Schoß und fuhr fort: „Dann —? Es war das letztemal gewesen, daß Anneliese ihre Mutter gesehen hatte. In der nächsten Nacht schon glitt sie hinüber in das Reich des Friedens . . ."

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile. Endlich begann die Erzählende wieder:

„Damals war ich fünfzig Jahre alt. Ein vierjähriger Krieg ging seinem schweren Ende entgegen. Der Weg wies hinein in die dunkelste und bitterste Zeit des Reiches . . . Tausende, Millionen mußten nach diesem Weltenbrand ein neues Leben sich zimmern, eine andere Heimstatt suchen. Tausende, Millionen — die meisten freilich jünger als ich — machten wieder einen Anfang, begannen den Bau vom Grundstein an aufzurichten . . .

Manchmal schon hatte ich mir überlegt, daß die Zeit zu ruhen für mich gekommen sei, die Zeit, mich zu entfernen aus der täglichen Arbeit

in das kleine Vorstadthäuschen, das ich vom Vater ererbt; dort zu verschwinden, um ein Leben der Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit zu führen ... Ja, an all das hatte ich gedacht ... Vorher nämlich — ehe das blonde Kind am verriegelten Tor des Krankenhauses gerüttelt und und mich zu der sterbenden Mutter und dem hilflosen Brüderchen geführt hatte. Vorher, ehe ich dieser bittenden und vertrauensseligen Kranken mein Versprechen gegeben hatte — und zwar im Namen Gottes — für ihre verlassenen Waisen sollte gut gesorgt sein!

Selbstverständlich gab es Heime und Asyle, es gab Familien, in denen man solche Kinder gegen bestimmte Geldzahlungen unterbringen und erziehen lassen konnte. All das war vorhanden, um — das Gewissen zu beruhigen ... Aber hinter dieser gutbürgerlichen Gewissenhaftigkeit, diesem billigen Verantwortungsgefühl, das Gutmeinende mit Ratschlägen und Warnungen in mir noch zu bestärken suchten — hinter all diesem regte sich etwas anderes: ein zweites feineres Gewissen sozusagen, eines, das sein Tun und Lassen einzig vor Gott verantworten mußte. Ja, es war da — ein unaufhörlich pochender Herzschlag, leise, wie das Ticken einer kleinen Uhr, leise und — — unentwegt — unentwegt ... Der Ton in der Stille — der nimmer versiegende Laut aus der Tiefe ...

„Hast du den Vater dieser Kinder gekannt?" sprachen die mir Befreundeten. „Weißt du, ob diese zwei Krabben nicht irgendwie schwer erblich belastet sind — —?"

„Ich habe mit der Mutter gesprochen ..."

„Und was weißt du von ihr?"

„Eigentlich — nichts ... Sie war in Angst um ihre Kleinen."

„Das ist instinktiv jede Mutter —"

Ich suchte krampfhaft in meinem Gedächtnis nach weiteren Anhaltspunkten.

„Sie hat um ihren gefallenen Mann geweint — tagelang — —"

„Das tun alle Frauen!"

Ich fühlte mich in meinem Entschluß leise wankend werden, doch die kleine Uhr tickte, tickte, unentwegt, ohne Pause. Ach! — Es wurde zur Qual! —

„Nun, noch steht die Entscheidung ja bei mir! Doch ehe ich sie treffe, will ich noch einmal hingehen und mir die Kinder streng prüfend anschauen — unter neuen Gesichtspunkten. Ja, das will ich tun ... Man kann wirklich nie vorsichtig genug sein!" —

Ich finde Anneliese und das Brüderchen bei Frau Mäder vom Plättgeschäft. Es ist Sonntag und die ganze Familie in der Küche versammelt. Der verstümmelte Mann liegt in einem Rollstuhl. Bräunlich ge-

schmorte Kälberzähne riechen angebrannt. Anneliese hockt am Herd und rüttelt einen Wäschekorb, aus dem es heiser und kläglich schreit — schreit . . . An Frau Mäders Rock, deren rotglänzendes, gutmütiges Gesicht ein wenig hilflos ist, hängen die eigenen drei schnatternden Sprößlinge.

„Man jut, daß Se kommen" — sagt sie nach der Begrüßung und wischt mit der Schürze einen Stuhl ab, den sie mir zuschiebt. „Wat wird jetz mit de arme Würmkens werden? 'n Herr vom Majistrat war jestern schon da und hat sich allens uffjeschrieben. Die sollen nun wohl ins Waisenhaus —", sie breitete wie entschuldigend beide Hände aus: „De Wohnung von de Frau Wenske — Jott hab' ihr selich — is ja wejen Mietrückstand schon jeräumt und bei mir könn' se uff de Dauer ooch nich bleiben. — Se sehn's ja selber — hier jeht's bunt jenug zu . . ."

Der jammernde Säugling ist still geworden. Ich fühle mich leise am Ärmel gezupft, sehe in Annelieses blanke, blaue Äuglein. Über den blonden Haarschopf huscht ein verirrter Lichtstrahl von irgendwoher.

„Wollen wir zu Mutti gehen?" fragt das Kind geheimnisvoll.

Ich schweige befangen. Da fährt es schon selber fort: „Sie ist tot — ich weiß. Die Frau Schuhbring hat es gestern erzählt, und die Frau Mäder sagt, es ist wahr . . . Mutti ist gefallen, nicht wahr, Tante? — Gefallen, wie der Vater?"

Sie sagt es ganz kühl und sachlich, nur sehr ernst.

Mir ist, als setzte die unsichtbare kleine Uhr in mir plötzlich zum Schlage an. Mein Atem stockt.

Da ging ein Mann hin, kämpfte fürs Vaterland und ist gefallen. Da rang eine Frau um die Erhaltung der Sprossen seines Stammes, seiner Erben, seines Unsterblichkeitsgedankens — rang hart und schwer, und auch sie — ist gefallen . . .

Wie klar, wie einfach war dies alles doch, wie kinderleicht begreiflich! Sogar eine Vierjährige konnte es fassen. Was aber war es, das meinen Verstand solange umdunkelt hatte?

Nein — Entschluß und Bestimmung lagen längst nicht mehr bei mir. Es gab keine Ausflucht, kein Entweder-Oder mehr! Gottes Entscheidung war gefallen!

Gefallen!!

In diesem Wort mußten alle Bedenken und Zweifel, alle wohlmeinenden Warnungen von Besserwissenden, alle Fragen nach Stand und Herkunft ersticken. Es gab nur eins noch: ein sofortiges Bekenntnis. Das Bekenntnis ohne Einschränkung!

„Ja“, sagte ich laut und fest, und durch dieses Ja strömte eine Freudigkeit und sieghafte Kraft, wie ich sie zuvor noch nie empfunden, in meine Seele, die mich bis ins tiefste erschauern ließ. „Ja — deine Mutter, Annelie, ist gefallen, ebenso wie dein Vater. Vorher aber hat sie euch beide — dich und das kleine Brüderchen — mir geschenkt, und von heute ab werde ich eure Mutter sein!“

Zwei kleine Arme packten und umschlossen mich mit ungestümem Druck ...“

Über die Felder her kam in regelmäßigen Abständen an- und abschwellend, der summende Ton der Dreschmaschine. Sonst war nichts zu hören. Selbst die Vögel schwiegen. Heiße, sonnige Stille überflutete das Land.

Da schluchzte Frau Henning plötzlich laut auf.

„Ich — ich habe Ihnen Unrecht getan —“ rief sie unter Tränen, „schweres Unrecht! O — verzeihen Sie mir!“

Und sie beugte sich über die weißen, ein wenig fülligen Hände der Greisin und küßte sie unter Tränen.

Frau Kühn wehrte ihr voller Verwirrung.

„Nein — aber nein! Womit sollten Sie mir denn Unrecht getan haben? Sie waren doch stets gut zu mir — und Sie lieben meine Kinder — —“

„Gerade darum!“ weinte die Kantorswitwe, schlug in Kummer und Beschämung die Hände vors Gesicht und lief ins Haus.

Die alte Frau wiegte in verständnislosem Staunen das weißgescheitelte Haupt. Dann verklärte ein mildes Lächeln ihre Züge. Hoch über das dumpfe Surren der Maschine war ein Jauchzen aus Mädchenmund emporgestiegen, hatte klingend die glutzitternde Luft durchschnitten und flog nun als ein holdes, weiches Echo grüßend vom Rande des nahegelegenen Waldes zurück.

# Wirtschaftliche Alltagspflichten der deutschen Frau beim Einkauf und Verbrauch.

Von Dr. Else Vorwerck, Berlin-Schlachtensee.

Im nationalsozialistischen Deutschland steht über allem Tun und Lassen des einzelnen Menschen der leitende Gedanke der Verantwortlichkeit gegenüber dem ganzen Volke. Was auch immer der einzelne tun mag, es ist nie belanglos für die Allgemeinheit, es wirkt sich auf das Ganze aus. Darum ist es erforderlich, daß jeder seine Handlungen auf diese Auswirkungen hin prüfe. Der neue Staat verlangt einen neuen Menschen, der neben dem Ichbewußtsein auch ein Volksbewußtsein in sich ausbildet, der sich zu einem kritischen Urteil erzieht, mittels dessen er den Eigennutz immer zugleich auch unter dem Gesichtswinkel des Gemeinnutzes zu zügeln vermag.

Es ist selbstverständlich, daß eine solche geistige Haltung sich auf alle Gebiete menschlicher Betätigung erstrecken muß, also auch auf das wirtschaftliche. Wie aber Egoismus und Materialismus sich im Wirtschaftsleben am zügellosesten ausgetobt haben, so wird gerade auch hier der heftigste und schwerste Kampf zwischen der Idee der Volksgemeinschaft und der hemmungslos gewordenen Ichsucht zu bestehen sein. Der Prüfstein für das siegreiche Fortschreiten der nationalsozialistischen Idee wird nicht zuletzt im wirtschaftlichen Verhalten der Menschen liegen.

Die wirtschaftliche Tätigkeit ist verschieden, sei es, daß der Bauer dem Boden die landwirtschaftlichen Erzeugnisse abringt, sei es, daß der Handwerker in seiner Werkstatt oder der Arbeiter an der Maschine tätig ist, sei es, daß der Unternehmer oder der Ingenieur dem industriellen Fortschritt dienen oder der Kaufmann die Waren dem Verbraucher zuführt. In fast allen Berufen sind auch Frauen am Werke und finden in dieser Berufsarbeit nicht nur ihr Einkommen, sondern geben auch je nach Begabung und Kenntnissen ihr Bestes in diese Berufsarbeit hinein. Keiner dieser wirtschaftenden Menschen vermag nun aber alle die Dinge, die er für seinen Lebensunterhalt benötigt, von sich aus herzustellen. Jeder arbeitet vielmehr für den Gesamtbedarf und ist wiederum von der Arbeit der anderen abhängig, um seine eigenen Bedürfnisse befriedigen zu können. So umfaßt die Volkswirtschaft die Tätigkeit aller dieser Menschen, die wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, die fürein-

ander und miteinander arbeiten, um jeder wieder seinen Vorteil davon zu haben.

Ein gewaltiges und sehr kompliziertes Räderwerk ist die Volkswirtschaft. Je komplizierter sie aber durch die weitgehende Arbeitsteilung und Spezialisierung der Berufe geworden ist und immer noch wird, um so mehr kommt es darauf an, daß alle Rädchen recht gut ineinandergreifen. Gerade dieses Bild zeigt deutlich, daß die nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung der gegenseitigen Verantwortlichkeit nicht nur eine rein ideelle Angelegenheit einer uneigennützigen Wirtschaftsgesinnung ist, vielmehr auch eine Angelegenheit der vernunftmäßigen Erkenntnis. Der größte Nutzen und Vorteil muß dann entstehen, wenn das Zusammenwirken der wirtschaftenden Menschen sich möglichst reibungslos und harmonisch vollzieht.

Während sich in den Jahrzehnten des wirtschaftlichen Aufschwunges vor dem Kriege und auch noch in der Nachkriegszeit das volkswirtschaftliche Denken fast ausschließlich mit Fragen der Güterherstellung und des Güteraustausches und -verkehrs beschäftigte, gewinnt in der Gegenwart der Güterverbrauch immer mehr an Bedeutung. Das heißt: in Zeiten, in denen man sich um den Absatz nicht zu sorgen brauchte, in denen die Weltmärkte für deutsche Fabrikate offenstanden, mußte es so scheinen, als ob der Reichtum und das wirtschaftliche Wohlergehen eines Landes vorwiegend von der Arbeit der Menschen abhinge, die in der Gütererzeugung und im Handel tätig waren. Seitdem wir aber nach Absperrung der fremden Märkte gegen unsere Waren stärker auf den Absatz im eigenen Lande angewiesen sind, lenkt sich das Interesse mehr und mehr den Stätten zu, die Hauptabnehmer für alle Waren sind, nämlich die Haushalte. Man erkennt, daß im Räderwerk der Volkswirtschaft gerade die Haushalte eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben. Man entdeckt die alte Wahrheit wieder, daß die Wirtschaft nicht Selbstzweck ist, daß alles Wirtschaften vielmehr nur dazu da ist, die Mittel zu beschaffen, die der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht. Der Mensch ist der Mittelpunkt und das Ziel allen Wirtschaftens. Der Verbrauch, d. h. die Menge der in den Haushalten benötigten Güter ist der Maßstab für die Gütererzeugung und -herstellung. So rücken die Haushalte in das Scheinwerferlicht der volkswirtschaftlichen Betrachtung, und die Hausfrauen, die im Zeitalter der Emanzipation und des Gewinnstrebens ein oft allzu bescheidenes Dasein führten und stiefmütterliche Behandlung gewohnt waren, sehen sich nunmehr als wichtige und in ihrer Bedeutung auch anerkannte Glieder der Volkswirtschaft. Als Führerin ihres Haushalts vollbringt die Frau

ebenso eine volkswirtschaftliche Leistung wie jeder andere berufstätige Mensch. Sie untersteht daher aber auch dem gleichen Gesetz des Dienens, jener neuen Berufsauffassung, die menschliche Arbeit nicht allein danach wertet, wieweit sie dem einzelnen nützt, sondern darüber hinaus danach, ob sie dem ganzen Volke dient.

Mehr als 17½ Millionen Haushalte sind gegenwärtig im Deutschen Reich vorhanden, und der weitaus größte Teil aller Endprodukte unserer Wirtschaft fließt in diese Haushalte hinein. 60—80% des Volksvermögens gehen durch die Hände der haushaltführenden Frauen, 80% aller Einkäufe werden von Frauen getätigt. Sieht man einmal die volkswirtschaftliche Leistung und die volkswirtschaftliche Verantwortung der Frauen unter dem Gesichtswinkel dieser zahlenmäßigen Tatsachen, so ergibt sich ohne weiteres die Forderung, die Frauen über ihre volkswirtschaftliche Bedeutung aufzuklären, sie über die wirtschaftlichen wie politischen Auswirkungen ihres wirtschaftlichen Verhaltens zu unterrichten und ihnen das Bewußtsein ihrer volklichen Verantwortung anzuerziehen. Jede Hausfrau muß wissen, daß sie ein Rädchen der gesamten Rädergruppe Haushalt ist, und daß die große Rädergruppe Haushalt wiederum zusammen mit den anderen Rädergruppen wie Landwirtschaft, Handwerk, Industrie usw. erst das gesamte Räderwerk der Volkswirtschaft ausmacht.

Es könnte vielleicht die Meinung auftauchen, als müßte sich — wenn doch die Haushalte mit ihrem Verbrauch das Ziel aller Wirtschaft seien — die Wirtschaft ausschließlich nach den Wünschen der Haushalte richten. Dieser Gedankengang entspräche durchaus der liberalistischen Zeit, in der jeder nur auf seinen höchst persönlichen Vorteil und Gewinn bedacht war. Die nationalsozialistische Frau aber wird fragen: wie kann ich mit meinem Haushalt mein Teil dazu beitragen, daß die deutsche Volkswirtschaft in gesunder Weise gefördert wird?

Es gibt viele Möglichkeiten solcher Förderung. Die neue Betrachtungsweise der Eingliederung der Haushalte in die volkswirtschaftliche Verantwortlichkeit ist noch jung; aber je mehr man sich über die Tatsache des harmonischen Zusammenspiels der Kräfte in der Volkswirtschaft klar wird, um so mehr Möglichkeiten des Mitwirkens und Mithelfens werden sich finden.

Im folgenden soll ein kurzer Überblick über die volkswirtschaftlichen Anforderungen an das Verhalten der Frauen gegeben werden, wie sie in der Gegenwart als besonders wichtig hervortreten.

## I. Der Einkauf.

Jeder Einkauf setzt Überlegung und Nachdenken voraus, und zwar nicht nur über Nutzen und Brauchbarkeit des Gegenstandes für den eigenen Bedarf, sondern auch darüber, wem der Einkauf Nutzen oder Schaden zufügen könnte.

Da ist zunächst die deutsche Landwirtschaft, die immer die Grundlage der Ernährung unseres Volkes sein muß, und die nach der Schwächung durch eine jahrelange Fehlentwicklung gegenwärtig durch besondere Maßnahmen geschützt, gefördert und gepflegt wird. Zum Erfolge dieser Bestrebungen ist es notwendig, daß die Hausfrau den landwirtschaftlichen Erzeugnissen besondere Beachtung schenkt; denn zu gesteigertem Anbau, zu intensiverem Betrieb wird der Bauer nur geneigt sein, wenn er die Gewißheit hat, seine Produkte auch absetzen zu können. Die jahrelange Vorliebe der Hausfrau für ausländische Lebensmittel beruhte auf dem Vorsprung, den die landwirtschaftlichen Überschußländer in bezug auf Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit (Standardisierung), Verpackung und Aufmachung vor uns hatten. Inzwischen aber hat die deutsche Landwirtschaft diesen Vorsprung in der Standardisierung wieder aufgeholt. So haben wir z. B. bereits Gütezeichen und Einheitsmarken für Eier und Butter, vereinzelt auch Kennzeichnung von Gemüse und Obst als deutsches Qualitätserzeugnis. Zu den ersten, die auf die Notwendigkeit einer solchen Verbesserung der Absatzverfahren und Absatzfähigkeit hinwiesen, gehörten übrigens die landwirtschaftlichen Hausfrauen-Vereine, die sich auf dem Gebiet der Schulung der Landfrau in Lehrgängen und durch Wanderlehrerinnen große Verdienste erwarben. Gerade die Verbesserung der Geflügelzucht, Obstveredelung, Gemüsebau fallen meist in das Arbeitsgebiet der Landfrau, und besonders unterstehen ihr Verpackung und Marktfertigmachen der Erzeugnisse. Heute laufen alle Einzelbestrebungen zur Landwirtschaftsförderung im Reichsnährstand zusammen.

Warum ist es nun unbedingt erforderlich, den deutschen landwirtschaftlichen Erzeugnissen den Vorzug vor ausländischen zu geben? Die Erfahrung des Krieges und die Gefahr der Boykottierung machen es klar ersichtlich, daß die Existenz eines Staates nur gewährleistet ist durch die Möglichkeit, sich aus eigener Scholle zu ernähren. Eine starke Landwirtschaft ist außerdem eine gute Abnehmerin industrieller Produkte und bürgt für ein Gleichgewicht der wirtschaftlichen Kräfte, während eine Verkümmerung der Landwirtschaft bei übersteigerter Industrialisierung immer Krisengefahr bedeutet. Da in den Nachkriegsjahren mehr oder minder alle Staaten zu größerer Selbstversorgung geschritten

und die Absatzmöglichkeiten auf dem Weltmarkt stark geschrumpft waren, war es nur eine notwendige Entwicklung, daß auch Deutschland sich von seiner Einstellung auf Exportindustrie zurückfinden mußte zu einem überwiegend in sich beruhenden, innerdeutschen Wirtschaftskreislauf. Es brauchte deshalb eine kräftige Landwirtschaft als Erzeuger der Lebensmittel und Rohstoffe ebenso wie als Abnehmer seiner Industrieprodukte. Dieser entwicklungsgemäßen Notwendigkeit trägt die Hausfrau Rechnung, indem sie beim Einkauf dem deutschen Erzeugnis den unbedingten Vorzug gibt.

Man könnte nun fragen, warum denn nicht eine völlige Absperrung gegen Einfuhr fremder landwirtschaftlicher Erzeugnisse vorgenommen wird. Die Hausfrau muß soviel politisches Verständnis haben, um einzusehen, daß solche Maßnahmen nicht möglich sind. Deutschland ist nicht in der günstigen Lage, alle Rohstoffe im eigenen Lande zu besitzen, die es benötigt. Wenn wir uns auch dank unserer Erfindungen und technischen Fortschritte nach und nach auf verschiedenen Gebieten vom Ausland freigemacht haben, so bleiben wir doch in manchen Dingen auf die Einfuhr angewiesen. Zu erwähnen sind hier die Erzeugnisse, die unser Boden uns überhaupt nicht oder nicht in genügender Menge gibt, wie Baumwolle und Gummi, oder Wolle, Kupfer, Zink, Mineralöle und noch einige andere. Deutschland ist also auf den Handelsverkehr mit den anderen Ländern angewiesen. Zur Bezahlung der benötigten Rohstoffe brauchen wir Devisen, die wir wiederum nur gegen Ausfuhr eigener Waren hereinbekommen können. Die ausländischen Staaten sind jedoch keineswegs geneigt, uns Waren abzunehmen, wenn wir nicht gleichzeitig von ihnen Waren kaufen. Da nun oft gerade die Staaten, die uns Maschinen und andere Industrieprodukte abnehmen, vorwiegend Agrarländer sind, so sind wir gezwungen, auch Lebensmitteleinfuhr von ihnen zu dulden. Das ist der Grund, weshalb die Hausfrau immer wieder ausländische Erzeugnisse auf dem Markt antreffen wird. Jedoch darf sie sich dadurch in ihrem eisernen Grundsatz nie und nimmer beirren lassen, dem deutschen Erzeugnis den Vorzug zu geben. Sie wird immer daran denken müssen, daß der deutsche Volksgenosse ihr näher steht als alles andere, und daß das deutsche Bauerntum nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer, volksgesundheitlicher und biologischer Hinsicht das Rückgrat unseres Volkskörpers ist. Kein Erzeugnis deutscher Erde und deutschen Bauernfleißes darf verderben oder umkommen, und das fremde Erzeugnis darf erst gewählt werden, wenn der Markt kein gleichwertiges deutsches mehr aufzuweisen hat. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, welche

Art deutscher Erzeugnisse zu der betreffenden Jahreszeit gerade vorrätig sein kann. Deutschen Blumenkohl und Tomaten im Februar oder deutsche Weintrauben im Juni werden wir auf dem Markt nicht finden können. Damit ist jedoch der Kauf fremdländischer Früchte und Gemüse noch nicht gerechtfertigt. Vielmehr sind die Erzeugnisse deutschen Bodens zu kaufen, die teils frisch, teils überwintert oder auch konserviert an Nährgehalt und Preiswürdigkeit den ausländischen gleichwertig sind. Es war sicher weniger Eigenwilligkeit als Unüberlegtheit, Mangel an Nachdenken, daß unsere Hausfrauen sich gewöhnt hatten, möglichst zu jeder Jahreszeit alles haben zu wollen, und es gehört nur ein klein wenig Umsicht, ein klein wenig Nachdenken und wohl auch der Wille, etwas hinzuzulernen, dazu, um sich von den ausländischen Erzeugnissen unabhängig zu machen. So ist es z. B. nicht mehr zutreffend, wenn behauptet wird, daß Konserven nicht die notwendigen Nährwerte besitzen. Selbst die Vitamine bleiben — wie die moderne Ernährungswissenschaft festgestellt hat — bei der Konservierung erhalten. Bevor also die deutsche Hausfrau zur Südfrucht greift, mag sie überlegen, daß sie dieses Geld dem deutschen Bauern bzw. dem deutschen Arbeiter in der Konservenfabrik entzieht. Es muß außerdem von ihr verlangt werden, daß sie sich — um bei diesem Beispiel zu bleiben — über die geringe Preiswürdigkeit der Südfrucht unterrichtet; ist doch etwa bei der Banane der Nährwert im Verhältnis zum Preise ein viel geringerer wie beim Apfel.

Nicht allein beim Lebensmitteleinkauf bekennt sich die Hausfrau zum deutschen Erzeugnis. Sie weiß, daß auch bei Industrieerzeugnissen jeder Pfennig, der ins Ausland geht, der deutschen Wirtschaft entzogen wird und Arbeitslosigkeit bedeutet. Manchmal wird der Kauf ausländischer Ware nicht zu vermeiden sein. So werden trotz aller Bemühungen um Vermehrung der Schafzucht noch Jahre darüber hingehen, bis wir uns von der Wolleinfuhr unabhängig machen können. Die deutsche Frau wird sich aus diesem Wissen heraus für alle neuartigen Stoffe interessieren, die von der deutschen Textilindustrie hergestellt werden und einen großzügigen Versuch darstellen, uns nach und nach von ausländischen Stoffen unabhängig zu machen. Sie wird, der Notwendigkeit der Stunde entsprechend, alte Vorurteile beiseite schieben und in ihren Augen werden z. B. Kunstseidenstoffe als Ergebnis deutschen Erfindergeistes, deutscher Wissenschaft und Technik einen höheren Wert haben als mit wirtschaftlicher Schädigung erkaufte echte Seide aus dem Ausland. Sie ist sich außerdem bewußt, daß der wirtschaftliche Boykott, den das Ausland gleichsam als ein neues Kampfmittel gegen uns anwendet, uns zu einer äußerst sparsamen Devisenwirtschaft

zwingt, die sie nicht durch ungerechtfertigte Ansprüche erschweren darf. Dem Vernichtungswillen der Gegner gilt es die ganze geschlossene Kraft des deutschen Volkes entgegenzustellen, auch auf wirtschaftlichem Gebiet.

In vielerlei Hinsicht noch wird die Hausfrau die deutsche Wirtschaftslage berücksichtigen müssen. Worauf es ankommt, ist, daß sie bei ihren Einkäufen nationales Verantwortungsgefühl und politisches Verständnis an den Tag legt.

Neben der großen politischen Notwendigkeit der Gesundung unserer Volkswirtschaft gibt es nun noch andere innerpolitische und sozialpolitische Bestrebungen, die durch die Frauen wirksam unterstützt werden können. Da ist zunächst einmal die Forderung der Erhaltung und Stärkung eines gesunden Mittelstandes, der Steigerung der Zahl der selbständigen Kaufleute und Handwerker. Natürlich ist es nicht möglich, eine jahrzehntelange Fehlentwicklung zu Groß- und Riesenbetrieben plötzlich abzubrechen, zumal es gegenwärtig nicht angeht, durch Schließung von Warenhäusern und Einheitsläden die Zahl arbeitsloser Angestellter zu vermehren. Aber von der Hausfrau kann verlangt werden, daß sie bei ihren Einkäufen überlegt, ob sie denselben Gegenstand beim Einzelhändler nicht ebenso preiswürdig wie im Warenhaus bekommt, daß sie der gediegenen, handgearbeiteten Ware den Vorzug vor der Massenware gibt.

Dabei ist es übrigens von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß die Hausfrauen sich zu einer gewissen Regelmäßigkeit des Einkaufs und zu einer größeren Treue zu dem als zuverlässig befundenen Händler und Handwerker erziehen. Einmal ist dadurch eine gewisse Gleichmäßigkeit, Stetigkeit und Planmäßigkeit des Wirtschaftsbetriebes gewährleistet. Dann aber kann sich der Händler oder Handwerker auch viel besser auf die besonderen Wünsche der einzelnen Hausfrau einstellen und eine größere Liebenswürdigkeit und größeres Entgegenkommen seitens des Verkäufers wird die Folge sein. Auch auf dem Gebiet der Wirtschaft will die Volksgemeinschaft gelebt werden und es darf keine Front zwischen Käufer und Verkäufer bestehen. An Stelle eines Spannungsverhältnisses bedarf es einer Zusammenarbeit, die von günstigsten volkswirtschaftlichen wie auch privatwirtschaftlichen Folgen sein wird.

Eine besondere Vorliebe wird die Frau immer für die Erzeugnisse deutscher Heimindustrie haben, seien es erzgebirgische Spitzen, schlesische Glaswaren, thüringisches Holzspielzeug oder die vielen anderen Dinge, mit deren Herstellung arme deutsche Gebirgsbewohner sich einen Nebenverdienst schaffen. Man hilft damit nicht nur notleidenden deutschen

Menschen, sondern man trägt gleichzeitig dazu bei, alte Volkskunst als wertvolles deutsches Kulturgut zu schützen und zu erhalten.

### 2. Verbrauch im engeren Sinne.

Die volkswirtschaftliche Verantwortlichkeit der Frau ist mit der Tätigkeit als Käuferin nicht erschöpft. Es kommt sehr viel darauf an, in welcher Weise sie die Güter, die sie in ihren Haushalt hereinholt, nun verwertet und verbraucht. In Zeiten des Wohlstandes schenkte man dieser Tätigkeit des Verbrauchs weniger Beachtung. Ja, es ist geradezu unverständlich, wie wenig Wert man auf positive Kenntnisse in der Haushaltführung legte. Während man vom letzten Arbeiter eine gewisse Vorbildung oder wenigstens ein Anlernen verlangte, hielt man eine gründliche, den Ergebnissen moderner Ernährungs- und Haushaltlehre entsprechende Ausbildung der Mädchen für ihren künftigen Hausfrauenberuf allgemein nicht für erforderlich. In Zeiten der Not aber erkennt man, wie wichtig gerade auch ein sparsamer, sachgemäßer Verbrauch ist. Welch große Rolle spielt in der Wirtschaft die Industrie der Abfallprodukte! Der Verbrauch im Haushalt ist ein Gebiet, auf dem noch manches an praktischer Ausnutzung, Resteverwendung und Auswertung wird entdeckt werden müssen. In mancher Hinsicht verstanden sich unsere Großeltern besser wie wir auf sparsames Ausnutzen der Dinge. Sie hatten noch mehr Achtung vor dem Wert, der in den einzelnen Waren steckte, was ja ohne weiteres bei der viel weitgehenderen handwerklichen Herstellungsweise in damaliger Zeit erklärlich ist. Unsere Zeit aber lehrt auch uns wieder, in jeder Ware das Erzeugnis unserer Heimaterde und die Arbeit unserer Volksgenossen zu ehren. Ist es doch letztlich der Segen Gottes, dem wir unser täglich Brot verdanken. Und wer nur so recht innerlich mit seinem Heimatlande verbunden ist, der fühlt eine Dankbarkeit für alles, was wir als deutsches Volk auf diesem kleinen uns von der geschichtlichen Vorsehung bestimmten Stückchen Erde an Schätzen fördern und hervorbringen können. Die deutsche Hausfrau weiß, daß kein Brotkrumen umkommen und kein Flicken Stoff unverwertet bleiben darf.

### 3. Hilfskräfte und Nachwuchs.

Alle Kräfte der deutschen Volkswirtschaft sind gegenwärtig am Werke, um die Arbeitslosigkeit zu überwinden. Es ist selbstverständlich, daß auch die deutschen Haushalte zur Mithilfe herangezogen werden. Die deutsche Hausfrau kann ihr wirtschaftliches Verantwortungsgefühl darin beweisen, daß sie sich der schulentlassenen Mädchen annimmt, damit diese nicht der Verwahrlosung infolge Sinnlosigkeit ihres jungen Daseins verfallen. Der Frauenarbeitsdienst kann vorläufig nicht jedes

junge Mädchen erfassen. Man hat deshalb die Einrichtung eines weiblichen Anlernjahres im Haushalt getroffen. Aber auch die stundenweise oder aushilfsweise Aufnahme von Hilfskräften gibt Arbeit und Brot. Die Regierung hat für eine umfangreichere Aufnahme von Hausangestellten Erleichterungen geschaffen durch Streichung der Arbeitslosenabgaben, sowie durch Senkung der Beiträge zur Invalidenversicherung und durch Ermäßigung der Einkommensteuer.

Diese Mitwirkung der Frau bei der Arbeitsbeschaffung ist jedoch nur eine Seite ihrer Verantwortlichkeit gegenüber dem Nachwuchs und den Hilfskräften des Haushalts. Mehr und mehr ist die Erkenntnis gewachsen, wie wichtig es ist, den jungen Mädchen Verständnis und Liebe für diesen Beruf der Hauswirtschaft anzuerziehen, sie vorzubilden für ihre spätere eigene Haushaltführung. In demselben Maße, in dem die Wertschätzung des Familienlebens und des Mutterberufs wächst, und in dem die leistungsmäßige Bedeutung des Hausfrauenberufs gegenüber anderen Frauenberufen Anerkennung findet, wird auch die Verpflichtung der Hausfrau gegenüber der Heranbildung eines geschulten und verantwortungsbewußten Nachwuchses steigen. Die Hausfrau wird in der Hilfskraft, sei es nun eine Hausangestellte, eine sog. Haustochter oder ein Haushaltlehrling, mehr als bisher die Mitarbeiterin sehen müssen, sie wird durch Vorbild und Führung eine Erziehungsarbeit zu leisten haben, wie sie ähnlich auch an den eigenen Kindern geleistet wird. Es ist eine Art Standesbewußtsein, das gleicherweise in der Hausfrau wie in der hauswirtschaftlichen Hilfskraft vorhanden sein muß, und das im besten Sinn geeignet ist, alle sozialen Spannungen zu beseitigen.

Eng ist hier die wirtschaftliche mit der sozialen Volksgemeinschaft verknüpft, und in ihrer sozialen Verantwortlichkeit wächst die Frau über den Rahmen ihrer volkswirtschaftlichen Verantwortlichkeit hinaus. Denn das eine darf nie vergessen werden: über allem Wirtschaften steht der Mensch mit seinem Hunger der Seele. So gut auch der Wirtschaftsapparat funktionieren muß und so selbstverständlich ein geordneter Haushalt die Vorbedingung für ein harmonisches Familienleben ist, die Leistung der Frau in ihrem Volk ist mit diesen wirtschaftlichen Aufgaben nicht erschöpft. Sie bilden nur einen kleinen Ausschnitt in ihrem unendlichen Schaffensfeld. Mädchenschulung und Mütterschulung berücksichtigen heute die volkswirtschaftliche Vorbildung der Frau. Sie muß diese Dinge beherrschen können, um darüber hinaus ihre Persönlichkeit zu entfalten für alle Anforderungen, die von Mann und Kind und Volk von jeher und immer an die tiefe und ausdauernde Seelenkraft echten Frauentums gestellt werden.

# Die Bauersfrau als Berufstätige in der Landwirtschaft.

Von Dr. Aenne Sprengel, Landwirtschaftsrätin, Stettin.

Wer sich einmal mit den letzten Volks-, Berufs- und Betriebszählungen befaßt hat, dem fällt immer wieder der Unterschied zwischen den Zahlen über die hauptberuflich erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft bei den Zählungen von 1897 und 1905 auf, die in dieser Zeitspanne anscheinend von $2^1/_4$ auf $4^1/_3$ Millionen angewachsen sind.

Der Grund hierzu liegt vorwiegend in einer neuen Bewertung der Frauenarbeit in der Landwirtschaft: Die vorher als nebenberuflich erwerbstätig gezählten Ehefrauen der Bauern und Landwirte werden nun auf einmal hauptberuflich gewertet, weil man sich klar darüber geworden ist, daß die Arbeit der Land- und Bauernfrau vollwertig neben der des Mannes steht, und daß man ihrer Bedeutung für den Gesamtbetrieb bei der bisherigen Auffassung keineswegs gerecht geworden ist.

Diese Erkenntnis hat sich während des Krieges und nach dem Kriege immer weiter herausgebildet. Sie ist vor allem im letzten Jahr durch die Auffassung, die der nationalsozialistische Staat von der Aufgabe und der Bedeutung der bäuerlichen Wirtschaft hat, wesentlich vertieft worden.

Worin liegt diese Besonderheit der berufstätigen Frau in der Landwirtschaft? Aus dem oben Gesagten geht schon hervor, daß es sich in der Landwirtschaft für die Frau um eine Berufstätigkeit eigener Prägung handelt. Der Grund hierzu ist darin zu suchen, daß die Landwirtschaft sich fast ausschließlich auf Familienbetriebe gründet. Damit finden Umfang und Stärke und Eigenart der landwirtschaftlichen Frauenarbeit ihre Erklärung.

Diese Zusammenhänge sind leider in weiten Kreisen unseres Volkes, vor allem auch bei der Masse der Stadtfrauen, noch viel zu wenig bekannt. Sie müssen darum einmal näher beleuchtet werden, indem die Unterschiede zwischen der Frauenarbeit in der Landwirtschaft und auf anderen Wirtschaftsgebieten klar hervorgehoben werden.

Wenn man die Summe aller in Deutschland haupt- und nebenberuflich geleisteten Frauenarbeit gleich Hundert setzt, so entfallen davon

| | |
|---|---|
| auf Land- und Forstwirtschaft . . . . . . . . . . | 48,6% |
| „ Industrie und Handwerk . . . . . . . . . . | 22,7% |

| | |
|---|---|
| auf Handel und Verkehr | 12,9% |
| „ Verwaltung und freie Berufe | 2,4% |
| „ Gesundheitswesen | 2,3% |
| „ häusliche Dienste | 11,1% |

In der Landwirtschaft wird also fast die gleiche Menge an Frauenarbeit geleistet wie auf allen anderen Wirtschaftsabteilungen zusammen. So arbeiten denn auch in der deutschen Landwirtschaft 7189000 Frauen, das sind 41000 mehr als männliche Berufstätige. Wie kein anderer Wirtschaftszweig beruht die Landwirtschaft — man kann wohl sagen — seit Jahrtausenden auf der Zusammenarbeit beider Geschlechter.

Interessant ist fernerhin, daß diese Zusammenarbeit sich durch alle Altersstufen fast gleichmäßig hindurchzieht, was in den übrigen Wirtschaftszweigen nicht der Fall ist.

| Altersgruppe: | Männer: | Frauen: |
|---|---|---|
| unter 25 Jahren | 34,5% | 34,4% |
| 25—50 Jahre | 38,0% | 43,2% |
| über 50 Jahre | 27,5% | 22,4% |

Die deutsche Landwirtschaft ist also nicht ein in der Hauptsache männlicher Beruf wie die deutsche Industrie, sondern ein Wirtschaftszweig, der sich gleichmäßig auf Frauen- und Männerarbeit aufbaut.

Für die Beantwortung unserer Frage ist aber nicht nur die Altersverteilung wichtig, sondern auch die Arbeitsleistung der Frau in den einzelnen Betriebsgrößen, aus der ohne weiteres klar wird, daß tatsächlich die „Bauersfrau als Berufstätige" im Vordergrund steht.

| Betriebsgröße: | Gesamtzahl der Arbeitskräfte: | davon weiblich: | % |
|---|---|---|---|
| ½—2 ha | 2382000 | 1329000 | 55,8 |
| 2—5 ha | 2761000 | 1459000 | 52,9 |
| 5—20 ha | 4242000 | 2121000 | 50,0 |
| 20—100 ha | 1682000 | 758000 | 45,1 |
| über 100 ha | 1050000 | 376000 | 35,9 |

Die bäuerlichen Betriebe von 2—50 ha machen ²/₃ der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland aus. Von ihrer Leistungsfähigkeit wird also die deutsche Landwirtschaft entscheidend beeinflußt. Damit wird ohne weiteres klar, welche bedeutsame Stellung die Bauernfrau als Berufstätige in der Landwirtschaft rein zahlenmäßig einnimmt.

Es wurde eingangs aber neben dem Umfang und der Stärke der Frauenarbeit in der Landwirtschaft auch auf ihre besondere Eigenart hingewiesen, die auf die Struktur des bäuerlichen Betriebes als Familienbetrieb zurückzuführen ist. Der Zusammenhang zwischen landwirtschaftlicher Frauenarbeit und „Familienhaftigkeit" geht aus folgenden Zahlen hervor.

Im Jahre 1925 waren von 100 in der Landwirtschaft beschäftigten Personen

| | |
|---|---|
| Betriebsleiter | 25% |
| Familienangehörige | 52% |
| fremde Arbeitskräfte | 23% |

Wir müssen also im Durchschnitt mit 77% Familienangehörigen (Betriebsleiter und Familienangehörige) rechnen.

Von den ständig mitarbeitenden Familienmitgliedern sind in den einzelnen

| Betriebsgrößen: | weiblich: |
|---|---|
| ½—2 ha | 81,9% |
| 2—5 ha | 75,1% |
| 5—20 ha | 66,3% |
| 20—50 ha | 61,3% |
| 50—100 ha | 61,6% |
| 100 ha und mehr | 57,9% |

Es überwiegen also im klein- und mittelbäuerlichen Betrieb die weiblichen Familienarbeitskräfte bei weitem, und unter ihnen stehen wiederum die Ehefrauen an der Spitze (bei 1,9 Millionen landwirtschaftlichen Betriebsleitern im Hauptberuf verbleiben nur 235000 Frauen ohne Hauptberuf.) Schließlich arbeiten auch mehr Ehefrauen als Töchter, aber immer noch mehr Töchter als Söhne in diesen Betrieben.

Wenn eingangs gesagt worden ist, daß die Zunahme der hauptberuflich erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft in erster Linie auf eine andere und neue Wertung der Frauenarbeit vorwiegend im bäuerlichen Betrieb zurückzuführen sei, so ist damit das Problem insofern nicht ganz gelöst, als die Zunahme der hauptberuflich erwerbstätigen Frauen sich nicht ganz mit der Abnahme der nebenberuflich erwerbstätigen Frauen in der Landwirtschaft deckt, vielmehr steht in der Zeit von 1907—1925 dem Anwachsen um 830000 hauptberuflich tätige Familienmitglieder nur ein Absinken von 350000 nebenberuflich tätigen Familienmitgliedern gegenüber. Man muß also zu dem Schluß kommen, daß es sich im letzten Grunde um eine Strukturwandlung handelt,

d. h. um eine stärkere Verlagerung der Arbeit in der Landwirtschaft auf die Schultern der Frau, eine Erscheinung, die sich schließlich noch ausdrückt in einer vermehrten weiblichen Kinderarbeit. 1907 arbeiteten ständig 50613 Mädchen unter 14 Jahren in der Landwirtschaft, 1925 dagegen 102944.

Wir kommen also zwangsläufig zu dem Ergebnis, daß die Arbeit der Bäuerin und Jungbäuerin, rein quantitativ gesehen, ausschlaggebend für die deutsche Landwirtschaft ist.

Doch damit ist das Problem noch nicht völlig gelöst, denn neben die Frage nach dem Umfang und der Eigenart der Frauenarbeit in der Landwirtschaft tritt nunmehr die Frage nach dem *Inhalt* ihrer Arbeit. Es ist allgemein bekannt, daß die deutsche Landwirtschaft für die Sicherstellung der Ernährungsgrundlage des gesamten Volkes zu sorgen hat. Da, wie bereits erwähnt wurde, die bäuerlichen Betriebe $^2/_3$ der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche in Deutschland ausmachen, tragen diese auch die Hauptverantwortung für die Erfüllung dieser Aufgabe.

So sind es denn auch vorwiegend die Erzeugnisse der bäuerlichen Wirtschaft, die im Rahmen der gesamten landwirtschaftlichen Produktion die größten Werte darstellen. Das mag durch nachfolgende Beispiele näher beleuchtet werden.

| | RM. |
|---|---|
| Der Wert der deutschen *Fetterzeugung* beträgt . . . | 2130000000 |
| demgegenüber beträgt der Wert der Kohlenindustrie . . | 1479000000 |
| der Stahlindustrie . . . . . . . . . . . . . . . . | 714000000 |
| der Autoindustrie . . . . . . . . . . . . . . . . | 296000000 |
| (Zahlen von der Ausstellung bei der „Grünen Woche“ in Berlin, Jan. 1934.) | |
| Der Wert der deutschen *Milcherzeugung* beträgt . . | 2479000000 |
| demgegenüber beträgt der Wert der jährlichen Industrieproduktion: | |
| Bergbau . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 3400000000 |
| Maschinen und Fahrzeuge . . . . . . . . . . | 2800000000 |
| Industrie und Steine . . . . . . . . . . . | 1600000000 |
| (Konjunkturstatistisches Handbuch 1933.) | |

Absichtlich sind diese beiden landwirtschaftlichen Produktionen herausgegriffen worden, einmal, weil ihr Schwergewicht im bäuerlichen Betrieb liegt, und zum anderen, weil hier eine besonders starke Mitarbeit der Frau in Frage kommt, und zwar im Blick auf die Milchproduktion auf dem Gebiet der Kälberaufzucht und des Melkens, also ganz

allgemein der Milchgewinnung, auf dem Gebiet der Fetterzeugung auf die Ferkelaufzucht und Schweinefütterung. Die Bauernfrau verbringt durchschnittlich 20—31% ihres langen Arbeitstages im Stall. Auf die Melkarbeit entfallen hiervon allein durchschnittlich 10%, auf Ferkelaufzucht und Schweinefütterung 7—10% (Ergebnisse der bäuerlichen Betriebsforschung durch die Landesbauernschaft Pommern). Auch die Mitarbeit der Frau in der Außenwirtschaft muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Durch die bäuerliche Betriebsforschung in Pommern ist in einer Reihe von Betrieben eine Arbeitsleistung der Frau in der Außenwirtschaft, die zwischen 17—30% schwankt, festgestellt worden. Ähnliche Angaben liegen vor in den bekannten Untersuchungen von Prof. Münzinger, Hohenheim, über den Arbeitsertrag der bäuerlichen Familienwirtschaft in Württemberg. In der Mehrzahl der von ihm untersuchten Betriebe entfallen von der Arbeit der Bäuerin auf die Feldarbeit 12—25%.

Gerade in den letzten Jahren hat man die Bedeutung der bäuerlichen und damit Siedlerwirtschaft für die Versorgung der Bevölkerung mit Getreide infolge ihrer Mehrverkaufsleistung im Vergleich zu den Großbetrieben (s. Prof. Lang „Produktivität und Rentabilität der ländlichen Siedlung") erkannt. Damit rückt die volkswirtschaftliche Leistung der Bauernfrau in helles Licht. Sie wird noch verstärkt durch ihre Betätigung in den sogenannten hauswirtschaftlichen Nebenbetrieben, also Geflügelhaltung und Gartenbau, zwei Betriebszweige, die in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung häufig viel zu wenig erkannt werden. Wie wichtig aber die Arbeit der Bauernfrau beispielsweise für die deutsche Geflügelwirtschaft ist, geht aus nachstehenden Erwägungen, die in den „Richtlinien für Vorträge über landwirtschaftliche Geflügelhaltung der Landesbauernschaft Pommern" enthalten sind, hervor. Es heißt darin:

„Die Ernährung des deutschen Volkes aus eigenen Erzeugnissen zu sichern, ist immer mehr das Hochziel des deutschen Nährstandes geworden. Die Größe der Aufgaben auf den Gebieten, wo dieses Ziel bereits erreicht ist, wird beispielsweise ersichtlich aus folgenden Werten:

Die deutsche Roggenernte hat einen Wert von etwa . . . . . . . . . . . . . . . . 1000 Millionen RM.
die deutsche Weizenernte hat einen Wert von etwa . . . . . . . . . . . . . . . . 600 " "
die deutsche Zuckerrübenernte hat einen Wert von etwa . . . . . . . . . . . . . . 300 " "

Wie steht es demgegenüber mit den Geflügelerzeugnissen?

Deutschland verbraucht jährlich

| | | |
|---|---|---|
| an Eier für . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 850 Millionen RM. | |
| an Geflügelfleisch für . . . . . . . . . . . . . | 550 „ „ | |
| an Federn für . . . . . . . . . . . . . . . . . | 50 „ „ | |
| | 1450 Millionen RM. | |

Die deutsche Geflügelwirtschaft erzeugt jährlich

| | | |
|---|---|---|
| an Eiern für . . . . . . | 600 Millionen RM. | |
| an Geflügelfleisch für . . | 490 „ „ | |
| an Federn für . . . . . | 15 „ „ | 1105 Millionen RM. |

Mithin werden Geflügelerzeugnisse eingeführt
im Werte von . . . . . . . . . . . . . . 345 Millionen RM.

Täglich gehen fast 1 Million RM. für Geflügelerzeugnisse ins Ausland. Den Hauptanteil an der Einfuhr mit 250 Millionen RM. haben die Eier. Wir müssen also unsere Eierproduktion erhöhen, insbesondere im Winter, denn in der Winterzeit erzeugen wir nur den 5. Teil dessen, was die deutsche Bevölkerung braucht. Die Geflügelwirtschaft verbraucht jährlich zu Futterzwecken 52 Millionen Ztr. Getreide und außerdem beträchtliche Mengen an Milch und Kartoffeln, alles zusammen im Werte von ca. 450 Millionen RM.

80% der 62 Millionen Hennen in Deutschland befinden sich in bäuerlichen Haltungen und legen im Durchschnitt 90—100 Eier im Jahr. Wollen wir die Eiereinfuhr ausschalten, so müssen wir die Durchschnittsleistung auf etwa 150 Eier pro Henne und Jahr steigern, davon 50 Wintereier (Oktober bis Februar). Dann bleibt das Geld in Deutschland und vollzieht seinen Umlauf in der deutschen Landwirtschaft. Überdies ist jeder Bauer im nationalsozialistischen Staat verpflichtet, an der Versorgung Deutschlands mit eigenen Geflügelerzeugnissen durch wirtschaftliche Ausgestaltung seiner Geflügelhaltung, in erster Linie durch Mehrerzeugung von Wintereiern, mitzuhelfen."

Da, wie oben erwähnt wurde, die Geflügelhaltung in der bäuerlichen Wirtschaft als hauswirtschaftlicher Nebenbetrieb zu werten ist, stehen wir bereits vor der Frage, welche Aufgabe die Bauernfrau als Leiterin ihrer Hauswirtschaft zu leisten hat. Diese Frage kann nicht ernst genug genommen werden, da der bäuerliche Betrieb eine Einheit von Landwirtschaft und Hauswirtschaft darstellt und von einer sinngemäßen Führung der Hauswirtschaft das Wohlergehen des Gesamtbetriebes wesentlich abhängt, fließen doch rd. 50% der Einnahmen des bäuerlichen Betriebes wiederum in die Hauswirtschaft. Wie diese Werte verbraucht

werden, ist keineswegs gleichgültig; es ist auch keineswegs nebensächlich, ob die Bauernfrau es versteht, sich in der Führung ihrer Hauswirtschaft den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen, ob sie diejenigen Produkte, die nicht abgesetzt werden können, richtig zu verwerten versteht, ob sie eine vernünftige Vorratsbildung treibt, und ob sie letztlich — und das ist der springende Punkt — in der Lage ist, ihre Hauswirtschaft so zu führen, daß sie dem Betrieb gesunde Arbeitskräfte zur Verfügung stellt.

Wir müssen immer wieder daran denken, daß die Hauswirtschaft ja nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern die Voraussetzung und Grundlage für eine gesunde Familie bildet. Durch die Bestimmungen des Reichserbhofgesetzes gewinnt die Arbeit der Bauernfrau als Leiterin der bäuerlichen Hauswirtschaft insofern noch eine ganz besondere Bedeutung, als in diesem Gesetz bestimmt wird, daß diejenigen Kinder des Bauern, die den Hof nicht erhalten, bis zu ihrer Volljährigkeit aus Mitteln des Hofes erzogen und unterhalten werden müssen, und daß sie, soweit die Mittel des Hofes es gestatten, zu Lasten des Hofes eine standesgemäße Berufsausbildung und ferner eine Ausstattung zur Begründung einer eigenen Existenz oder einer Ehe erhalten müssen. Jedem ehrbaren Bauern und jeder ehrbaren Bäuerin wird und muß aber daran liegen, diejenigen Kinder, die den Hof nicht erben, so gut und so gründlich auszubilden und zu versorgen, wie es nur eben in ihren Kräften steht. Damit gewinnt die Arbeit der Bauernfrau als Leiterin der Hauswirtschaft eine volkswirtschaftliche, ja sogar nationalpolitische Bedeutung.

Übersieht man noch einmal, was bisher über Umfang und Eigenart der Frauenarbeit im bäuerlichen Betrieb gesagt worden ist, so kommt man zu der Einsicht, daß es „im menschlichen Erwerbsleben wohl keinen zweiten Fall so enger Lebens- und Erwerbsgemeinschaft gibt, wie sie im bäuerlichen Eheleben zu finden ist. Beide Träger der Produktion sind einander absolut unentbehrlich. Die Arbeitsteilung, durch jahrhundertelange Gewohnheit durchgeführt, geht in der Weise vor sich, daß dem Manne mehr der Außenbetrieb, der Frau die Innenwirtschaft: Haus, Hof und Stall, zugewiesen ist. Eine genaue Abgrenzung der Tätigkeit ist nicht vorhanden“. Im allgemeinen ist aber die Zusammenarbeit von Mann und Frau physiologisch, naturmäßig, bedingt. Immer wird das Schwergewicht der Frauenarbeit auf der hegenden und pflegenden Seite liegen, während dem Manne die schwerere körperliche Arbeit zufällt. Wenn heute eine Arbeitsteilung nach spezifischer Männer- und Frauenarbeit durchaus nicht immer durchführbar ist, so liegt das an der immer noch schwierigen wirtschaftlichen Lage der Landwirtschaft,



Gleichklang

Gemälde von A. Bernert
Wald-Bad Oppelsdorf i. Sa.

die es nicht ermöglicht, der Frau im bäuerlichen Betrieb eine ausreichende Zahl von Hilfskräften zur Verfügung zu stellen, durch deren Mitarbeit sie für ihre mütterlichen und erziehlichen Aufgaben frei wird.

Die städtische Frau muß sich also klar darüber sein, daß alle die Dinge, die sie als den Gesamtinhalt ihres städtischen Haushaltes bezeichnen kann, von der Landfrau gewissermaßen nebenher mitbewältigt werden müssen, weil diese nicht allein ihr eigenes umfassendes Arbeitsgebiet der ländlichen Hauswirtschaft als Pflegestätte der Familie zu versorgen hat, sondern darüber hinaus die Arbeitsspitze im Außenbetrieb abbrechen muß. Diese Dinge muß sich die städtische Hausfrau immer vor Augen halten, wenn sie die abgearbeitete, frühzeitig ermüdete und für manche Dinge gleichgültige Frau des Landes trifft.

Bei der Bauernfrau — und das muß die Stadtfrau wissen — sind Arbeitstage von 18—19 Stunden keine Seltenheit. Derartige Arbeitszeiten werden übereinstimmend in Nord- und Süd-, Ost- und Westdeutschland festgestellt. Sämtliche Untersuchungen, die bisher über die Arbeit der Bäuerin gemacht worden sind, gipfeln denn auch stets in der Erkenntnis, daß „die Bäuerin der am meisten abgehetzte Teil der bäuerlichen Familie ist" (Münzinger) und daß „die dreifache Inanspruchnahme durch Familie, Haushalt und Wirtschaft die Bäuerin zur stärkstbelasteten Arbeitskraft des Betriebes macht" (Dr. Fritz Klare). Die Arbeitszeit der pommerschen Bauernfrau liegt durchschnittlich 11% höher als die des Mannes. Münzinger errechnet für Süddeutschland für die Bäuerin ein Höchstmaß an Arbeitszeit von 4396 Stunden = 15 Stunden täglich, für den Bauern 3961 Stunden = 13 Stunden täglich. In einer anderen Untersuchung von Dr. Klare, die sich über sämtliche preußische Provinzen erstreckt, werden Jahresstundenleistungen der Bauernfrau von über 4000 Stunden errechnet.

Man muß einmal erlebt haben, was es für die Land- und Bauernfrau bedeutet, wenn sie an Landfrauentagen oder Freizeiten oder anderen Veranstaltungen, die sie für kurze Zeit aus der Arbeit des Alltags herausheben, teilnehmen kann, um die Mühsal und die schwere Last ihres täglichen Daseins ganz ermessen zu können.

Und nun wird vom deutschen Bauerntum nicht mehr und nicht weniger gefordert, als daß es Kraftquelle für das gesamte deutsche Volk sein soll. Ob es diese Aufgabe für die gesamte Nation erfüllen kann, hängt ganz wesentlich von der inneren und äußeren Leistungsfähigkeit der Bauernfrau ab. Darum beansprucht „die Frauenfrage auf dem Lande" das Interesse der gesamten deutschen Frauenwelt in dieser Zeit mehr denn je.

# Die bäuerliche Frau in ihrer kulturellen Aufgabe.

Von Anne Marie Köppen.

Kein Wort ist wohl in den letzten Jahren so viel im Munde aller gewesen, als das Wort „Kultur". Dabei unterliegt die Bestimmung dieses Begriffes den unterschiedlichsten Wandlungen, je nach der Vorstellung, die der einzelne von der Kultur überhaupt hat.

Besonders oft und viel spricht man von der Kultur im Zusammenhang mit Rasse und Bauerntum. Die bäuerliche Kultur in Vergangenheit und Zukunft ist eins der meistbesprochensten Themen geworden. Und es ist grade die Frau, der all diese Fragen in der Seele brennen und die hier, bewußt und unbewußt ihre Aufgabe sieht, und die nichts sehnlicher wünscht, als hierfür arbeiten zu dürfen.

Wollen wir aber den Dingen auf den Grund gehen, so müssen wir uns erst einmal von dem Worte „Kultur" trennen, weil es leider zu viel zerredet worden ist, als daß es noch klar genug das Wesen unsrer völkisch-nationalen, geistigen Aufgaben umreißen könnte.

Der Reichsbauernführer hat das Wort „Kultur" aufgelöst in Brauchtum, Sitte und Gesittung. Und hier haben wir mit einemmal ein klares Bild vor uns, aus dem uns das vielgestaltige, buntfarbige Leben unsres Volkes rein und unverfälscht entgegensieht.

Alle drei, Brauchtum, Sitte und Gesittung wurzeln in dem heiligsten Erbe, das uns übergeben wurde, in unsrem rassischen Erbgut, im Blute. Das Blut, die Rasse bestimmt unser Wesen, unsre körperliche und geistige Haltung und darum auch all unsre Lebensäußerungen.

Seine gesamte völkische Gesittung, seine Sitten und Bräuche muß oder sollte jedes Volk sich selbst nach den Gesetzen seiner eignen Art gestalten. Es ist immer eine Verfallserscheinung, wenn ein Volk die Lebensäußerungen andrer, artfremder Menschengruppen annimmt und dann noch meint, es habe damit eine besonders hohe Stufe der „Kultur" erklommen. Dieses Volk beweist dadurch, daß es seine eignen, inneren Gesetze, die ihm von seinem Blute diktiert wurden, nicht mehr kennt und versteht. Es beweist, daß es — um hier einmal ein Fremdwort in den Vordergrund zu stellen — instinktlos geworden ist.

Der Instinkt ist die Fähigkeit aller Lebewesen, durch Gefahren und Schwierigkeiten des Daseins — auch wenn sie ihnen nicht unmittelbar bekannt sind — sicher und unbeirrt hindurchzufinden. Geht dieser Instinkt verloren, so ist das betreffende Geschöpf meist mit ziemlicher Sicher-

heit verloren, dem Untergange geweiht. Und so, wie den Einzelgeschöpfen ergeht es auch ganzen Stämmen, Völkern und Rassen, die sich aus der göttlichen Gesetzmäßigkeit ihrer Art herausgelöst haben. Wir müssen unterscheiden zwischen göttlich-ewigen und menschlich-zeitlichen Gesetzen. Die menschlich-zeitlichen wechseln und wandeln sich. Sie sind unvollkommen und fehlerhaft, sie müssen dauernd verbessert, abgeschafft und ersetzt werden.

Außerdem stehen sie fast immer im Widerspruch zu den göttlich-ewigen Gesetzen, oder haben mindestens keine Verbindung zu ihnen.

Die göttlich-ewigen Gesetze dagegen sind unwandelbar und von Anfang an da. Sie sind gleichsam die Achse, um die sich alles kosmische und irdische, alles geistige und stoffliche Geschehen dreht. Sie stehen unantastbar, durch die Jahrmillionen, und keines Menschen noch so himmelstürmender Geist vermag sie auch nur um ein Atom zu verringern oder zu erweitern. Der Mensch kann nur gegen sie verstoßen. Doch daran kann nur er selbst zugrunde gehen, die Gesetze berührt das nicht.

Ein solches göttlich-ewiges Gesetz sehen wir sich in der Verschiedenheit der Arten und Rassen offenbaren. Dieser Verschiedenartigkeit sind alle lebendigen Geschöpfe unterworfen: Menschen, Tiere und Pflanzen. Sie war von Uranfang an und wird ewig da sein. Tiere und Pflanzen stehen nach wie vor unter der Hoheit und Macht ihres Gesetzes.

Der Mensch hat dagegen verstoßen. Er begann seine eignen Gesetze aufzustellen.

„Alles was Menschenantlitz trägt ist gleich."

Mit diesem irrsinnigen „Lehrsatz" begann er den einzelnen herauszulösen aus dem festen Gefüge seiner Wesenheit und Eigenart und eine neue Gemeinschaftsordnung aufzustellen: Die Menschheit.

Nicht mehr die Rasse, die einzelne Menschengruppe hat ihre Gesetze, sondern die gesamte Menschheit sollte einem Gesetz unterworfen sein.

Wir wissen heute nicht mehr genau zu sagen, wann dieser Frevel seinen Anfang genommen hat. Wir wissen nur, daß es schon vor Jahrtausenden Gesetze bei arischen Völkern (Indern, Persern) gegeben hat, in denen vor der Vermischung mit fremdem Blute, als vor der Übertretung der Gottesgesetze *gewarnt*, in denen die Erhaltung der reinen, eignen Art als die Erfüllung des göttlichen Willens *gefordert* wurde.

Immer sind es Völker heller, nordischer Rasse, die sich gegen die Vermischungsgefahr zu wehren hatten, und immer sind es die kleinen, dunklen Stämme des Südens, die mit ihrem Blut das Blut der hellen, hochgewachsenen Rasse zu durchdringen und zersetzen versuchten. Die Lehre von der Allgleichheit und Allvermischung ist immer vom Süden

ausgegangen, und die Nordrasse ist ihr sooft erlegen, weil ihre grade, einfache Kampfes- und Lebensweise den verschlungenen und undurchsichtigen, zur Mystik und Unklarheit neigenden Gedankengängen südlicher Gehirne nicht gewachsen war; weil außerdem der nordische Mensch von einer, für ihn geradezu gefährlichen großzügigen Duldsamkeit allem Fremden gegenüber ist, namentlich in Glaubensfragen, und in dieser Duldsamkeit das Fremde groß werden läßt, bis es in seinem Lebenskreis die Gesetze des Handelns an sich gerissen hat und mit fanatischer Unduldsamkeit und rücksichtsloser Grausamkeit nun ihn und seine Art umformt, bekehrt und in eine andre, fremde Gesetzmäßigkeit zwingt.

So erlebten nordische Völker im Laufe der Geschichte mehr als einmal ihre Unterwerfung. Und jede Unterwerfung bedeutete für sie den Weltuntergang, das Ausgelöschtwerden. Zahllose Sagen und Märchen berichten davon.

Sagen von verwunschenen, beraubten, verstoßenen Königskindern, von versunkenen Städten und Schlössern, von dunklen Mächten, die in Gestalt von Zauberern, Zwergen, Hexen und Alben durch geheime, unbekannte Künste das ahnungslose Menschenkind in ihre Gewalt bekommen. — —

Dem artreinen, gesunden, rassigen Volk bedeuten Recht und Religion, Gesetz und Gesittung immer dasselbe. Re-li-gio heißt Rückverbundenheit zum Göttlichen. Das Recht eines freien Volkes ist und darf nichts anderes sein als seine Verbundenheit mit Gott. Aus dieser Verbundenheit hat es sich seine Gesittung, seine Lebensweise geformt, die immer unantastbares Gesetz sein muß.

Dem entarteten Römer Tacitus fiel es auf, daß Gesetz und Gesittung bei den Germanen noch ein und dasselbe war.

Brauchtum und Sitte, Recht und Religion, Pflicht und Gesetz sind dem artreinen Menschen ein untrennbares Ganze.

Es ist auch nichts, was außerhalb seines Lebens stünde. Sondern er trägt das alles in sich, gleichsam als Richtmaß, als Waage, auf der all sein Tun und Denken gewogen wird. Er kann es nicht „lernen“, er braucht es nicht aufzeichnen. Er weiß es, kraft seines reinen Blutes. Es ist sein Gewissen, seine Gottesgewißheit, das „Fünklein von Gott“, von dem Meister Eckehardt spricht, es ist einfach Gott selbst, der sich genau wie in allen übrigen Dingen der Schöpfung, so auch im Menschen offenbart. Im artreinen Menschen, wohlverstanden. Gott steht nicht außerhalb der Welt, zürnend, strafend, rächend, drohend, sondern er hat sein Reich in jedes Menschen Brust errichtet und er wirkt hier im kleinsten Umkreis ebenso wie im kosmischen All.

Nicht Gebete und mystische Versenkungen in eine „andere Welt" fordert Gott von uns, sondern ein artrechtes, gesundes, ehrenhaftes Leben nach seinen Gesetzen in dieser Welt. Er will, daß alle unsre Handlungen, auch die alltäglichsten, ein Dienst an seinem großen, herrlichen Weltgefüge sind.

Nur ein Volk, das diesen Willen Gottes ganz erfüllt, das sich unversehrt erhält von allem Fremden, Kranken, Ungesetzlichen, wird imstande sein das hervorzubringen, was die Allgemeinheit unter dem Begriff „Kultur" versteht.

Kultur ist Brauchtum, ist Sitte und Gesittung. Und darin liegt alles beschlossen, was den Menschen mit Gott verbindet: Recht und Religion, Heimat und Glaube.

So erschließt sich auch der bäuerlichen Frau die kulturelle Aufgabe als der edelste Dienst an Sippe und Volk, an Gott und Vaterland.

Das bedeutet, daß sie mit dieser Aufgabe an die Sterne rührt, daß sie aber auch zugleich in ihrem engsten Arbeitskreis die Möglichkeit hat schöpferisch tätig zu sein.

Brauchtum und Gesittung, die sich an ihrem Herdfeuer hütet und bewahrt, werden sich durch ihre Kinder weiter fortpflanzen und im ganzen Volke wirksam werden.

Wenn Schiller sagte: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau", dann wird er wohl nur geahnt, aber kaum mehr gewußt haben, wie klar er mit diesem kurzen Satz die ganze hohe Wesenheit der deutschen Frau umschrieben hat.

Sehen wir uns einmal das Leben der Bäuerin in den letzten Jahrzehnten an. Es war eine unaufhörliche Jagd nach Geld und Gewinn. Die Mutter, die ihre Tochter großzog, dachte nur daran, dieser Tochter eine möglichst umfangreiche Aussteuer und Mitgift zu schaffen, denn nur danach fragten die Freier. Trat die junge Frau in die Ehe, so mußte sie vor allen Dingen zusehen, wie sie aus der Wirtschaft Geld herausschlug. Es ist ja an sich selbstverständlich, daß die Wirtschaft eines Hofes Ertrag bringt, und daß auch die Frau aus den ihr anvertrauten Gebieten wie Geflügelzucht, Gartenbau, Imkerei usw. die Mittel zur Wirtschaftsführung sich herausholt. Aber es muß immer so bleiben, daß diese Erträge dem Menschen dienen, nicht umgekehrt, daß der Mensch der Sklave seiner Wirtschaft wird, wie es bisher war. Die Frau mußte Geld und immer wieder nur Geld schaffen. Sie wurde zur Sklavin, zur Unfreien erniedrigt. Zum Arbeitstier. Und alles nur, um die Zinsen und Steuern an die unersättliche, unsichtbare aber immer grausamer zu fühlende kapitalistische Weltmacht zahlen zu können.

So wurde der Bauer und seine Familie immer mehr zur Maschine, die öden, mammonistischen Zwecken diente. Es ist klar, daß dadurch jede geistige schöpferische Tätigkeit unterdrückt wurde. Der durch den Frondienst und die beständige Not und Sorge abgestumpfte Bauer konnte Erholung und Entspannung nur noch im oberflächlichen Genießen finden. Der Sinn seines Lebens reichte nur von der Wiege bis zum Grabe.

Wie anders war es bei den germanischen Freibauern vor ihrer Unterwerfung unter artfremdes Recht?

Ihr ganzes Leben diente nicht dem Gelderwerb, sondern der Erhaltung ihrer reinen Art. Sie dachten nicht nur für ihre arme, kurze Gegenwart, sondern sie dachten über Grab und Wiege hinaus. Sie sahen sich als Glieder einer endlosen Kette, sahen ihre Ahnen und Enkel, denen sie Rechenschaft abzulegen hatten, für die sie das gottgegebene Erbe des Odal, des an die Scholle gebundenen Blutes verwalteten. Und diesem hohen Gedanken diente alles: ihr Recht, ihr Brauchtum, ihre Gesittung.

Die Heilighaltung ihres Blutes, die Zucht war der Grundakkord ihres Lebens. Züchtig war die Frau und die Jungfrau, die sich ihrer Würde und ihres Wertes als Mutter, als Trägerin des Bluterbes bewußt war. Wer das vergaß, wer auch nur den Schatten eines Verdachtes auf sich lud seine Reinheit preisgegeben und die Annäherung eines artfremden Mannes geduldet zu haben, wurde für immer aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Furchtbar waren die Strafen für ehebrecherische Frauen, für unzüchtige Mädchen. Nichts anderes verteidigte der germanische Freibauer mit mehr Todesverachtung als die Reinheit und Ehre seiner Frauen und Töchter.

Heute spricht man von Rassenmaterialismus und hält es für eine Entwürdigung der Frau, wenn man im Zusammenhang mit Liebe, Ehe und Fortpflanzung das Wort Zucht gebraucht.

Aber diesen Eiferern können wir nur antworten, daß aller Völker Untergang immer nur mit Unzucht, mit Zuchtlosigkeit, d. h. mit dem Verderben des reinen Blutes, mit der Rassenvermischung begonnen hat, und daß es nichts Heiligeres gibt, als eine Ehe, die mit dem Vorsatz geschlossen wird, der Fortpflanzung einer reinen Art zu dienen, daß es nichts Ehrwürdigeres, Hoheitsvolleres gibt, als eine Frau, die eine Ehe mit dem heiligen Willen eingeht, ihrem Manne, ihrer Sippe und ihrem Volke gesunde, schöne, reinblütige Kinder zu schenken.

Denn dieses ist der tiefste und einzige Sinn des Zuchtgedankens, und keine Frau, die ihn nicht ganz sich zu eigen gemacht hat, wird je für ihr Volk etwas bedeuten können.

Unsre Vorfahren, die so tief mit allem kosmischen Geschehen vertraut waren, die alle Naturgesetze aus unmittelbarster Erkenntnis erlebt hatten, sie kannten keine leichtfertige, oberflächliche Behandlung der tiefsten Fragen unsres menschlichen Lebens. Mit heiligem Ernst, mit strengster Sittlichkeit gingen sie an ihre völkischen Aufgaben heran. Wenn der Bauer Pflug und Sense, Axt oder Hammer führte, wenn die Bäuerin die Spindel drehte, oder an Webstuhl, Mühle und Töpferscheibe saß, dann waren das kultische Weihehandlungen. Pflug, Hammer, Spindel, ja überhaupt alle Wirtschaftsgeräte waren heilig. Heilig waren die Früchte des Feldes, die Heilkräuter des Waldes. Heilig war das Vieh auf der Weide und das Wild in den Marken, der Sonnen-Eber, die Ziege, der Hirsch, der Hase, heilig war der erste Pflug-, der erste Sensen- der erste Weidegang, heilig waren Saat und Ernte, heilig das Brotbacken, heilig der Brunnen, der Quell, der See, heilig all dieses, weil es der Sippe, dem Volke, dem Bluterbe diente, und darum Gott.

So war alles Brauchtum, das der Jahres- und Lebenslauf mit sich brachte Volks- und Gottesdienst, der unter dem heiligen Gedanken der Rassezucht stand. Jedes noch so unscheinbare Ereignis, das sich im Verlauf des Arbeits- und Sonnenjahres zutrug, wurde mit festlichem Glanz umwoben. Der dichterische Schwung der nordischen Seele umkleidete auch das alltäglichste Geschehen mit dem Zauber des Märchenhaften.

Bis in unsre Tage hinein haben sich noch die äußeren Formen vieler dieser Bräuche erhalten, Festfeuer, Flurumgänge, Wettspiele, aber ihr Sinn ging verloren, weil durch die rassische Vermischung unser Blick getrübt, unsre Sinne abgestumpft worden sind, weil zu viel Fremdes sich darüber gelagert hat. Wollen wir das alte Brauchtum wieder neu beleben, dann dürfen wir nicht nur die leere Form nachahmen, sondern wir müssen auch wieder bis zu den Wurzeln, den Ur-Sachen vordringen.

Das Walten der züchtigen Hausfrau muß wieder priesterlich sein, das Herdfeuer muß wieder Mittelpunkt und Ausgangsstelle aller Weihehandlung werden, einzig hingerichtet auf das eine Ziel: Erfüllung der Gottesgesetze von der Reinheit des Blutes und der Freiheit des Bodens.

Wenn die Bäuerin aber all diese Aufgaben wieder so rein und vollkommen erfüllen soll, wie es ihre Ahnmutter erfüllt hat, dann muß sie zuerst einmal befreit werden von der unwürdigen Fron, von der Last des Geldverdienenmüssens, damit sie sich ganz ungeteilt ihrem Dienst als Volksmutter, als Hüterin der Sitte und Gesittung hingeben kann. Dann wird unter ihrer Obhut wieder der verschüttete Quell aus der Tiefe hervorbrechen, der den verdorrten Stamm des deutschen Seelen- und

Geistesleben tränken und aufs neue zum Grünen und Blühen und Fruchttragen bringen wird. Dann wird sie von ihrer Herdstätte die Söhne und Töchter entlassen, die als Dichter und Denker, als Meister in Handwerk und Kunst, als Heerführer und Entdecker den neuen Bau der deutschen Kultur errichten, so wie ihn sich die Besten unsres Volkes seit jeher ersehnt und erträumt haben.

Dann wird nichts Fremdes mehr im deutschen Wesen Raum haben, dann werden wir wieder „Wir selbst" sein, ein Volk aus reiner, eigner Art, das auf eignem, freiem Boden sitzt, heimatverbunden und treu, und damit unüberwindlich.

Das Recht auf den Boden, d. h. das Recht auf die Heimat ist das heiligste Recht des Menschen, wie es unser Führer Adolf Hitler einmal so wundervoll gesagt hat.

Jedoch birgt dieses Recht zugleich auch die stählerne Pflicht in sich, auf diesem Boden der Reinerhaltung des Blutes zu dienen.

So ersteht vor uns der gewaltige Dom unsres deutschen Volkstums, dem wir alle in Treue und Ehre, in Recht und Pflicht zu dienen haben, dem wir gehören, in den höchsten Feierstunden wie im schlichtesten Alltag, dem unser Tagewerk gilt, wie unser Lied und Gebet. Was uns in tausendjähriger Knechtschaft zerstört und geraubt wurde, wollen wir wieder aufbauen und neu gestalten, in Brauchtum, Sitte und Gesittung ein Volk der Gottesfreien, der Odaligen werden, bei denen — um mit einem Wort unsres Reichsbauernführers R. Walter Darre zu schließen — sittlich ist, was der Erhaltung der reinen eignen Art dient, unsittlich aber, was dem entgegensteht.

+

## Gelübde der Bäuerin.

Bäuerin sein heißt:<br>
Hegen und pflegen der Väter Sitte, der Väter Brauch.<br>
Bäuerin sein heißt:<br>
Hurtig sich regen und teilen des Volkes Schicksalslauf.<br>
Mütterlich fühlen, Opfer nicht scheu'n —<br>
Blutsquell werden, das Volk zu erneu'n.<br>
Gott, die Natur und Geschöpfe ehren,<br>
Dem Einzug der Selbstsucht ins Herze wehren,<br>
Und rühren die Hände und hüten den Herd,<br>
Dann Bäuerin bist du des Führers erst wert!

Ilse Huhn, Erbhofbäuerin, Dittersdorf b. Chemnitz.

# Die Ahne.

Von Margarete Weinhandl.

Im Gartenwinkel, wo durch Schleierkraut
Levkoje duftet und Lavendel blaut,
sitzt hoch im Stuhl, von Kissen rings umbaut,
die Ahne.

Zum steilen Dach, wo sich der Sonne Licht
am grauen Ret zu fahlem Silber bricht
und Schein und Schatten ineinanderflicht,
geht groß ihr Auge.

Dann kommt es murmelnd aus dem schmalen Mund:
Es steht das Dach — die Kinder sind gesund —
heil blüht das Kraut — es werden rot und rund
die Äpfel dieses Jahrs.

Sie fragen mich um längstvergangne Dinge,
sie wollen, daß ich alte Lieder singe,
und wenn ich manches durcheinanderbringe,
sind sie geduldig.

Vom Speicher holen sie mein Spinnrad wieder,
die goldne Haube und das schwarze Mieder,
und fügen aller Kettlein Silberglieder
getreu zusammen.

Sie sagen vieles, was ich nicht verstehe,
doch lauter Wunder sind es, die ich sehe.
Oft rang mein Blut: Dein Wille, Herr, geschehe!
Und nun geschieht er.

# Am Ziel.

## Die Geschichte einer Mutter.

### Von Kuni Tremel-Eggert.

Wie die im Dorfe merkten, daß sie einander lieb hatten, lachten sie und machten die alte Rechnung, daß Nichts und Nichts zweimal Nichts ist.

Sie wunderten sich aber nicht, daß er die Eva nahm, sondern sie schüttelten die Köpfe über das dumme Ding, das den Bauernsohn stehen ließ und den Taglöhner vorzog.

Die Eva wußte recht genau, wie sie im Dorfe über ihre Wahl redeten und dachten, aber sie lachte nur, hing an ihres Liebsten Hals und sagte es ihm immer wieder, daß er allein, der Beste, der Liebste sei auf der Welt.

Und wenn er's zaghaft sagte, daß er halt nichts habe, dann lachte sie ihn aus, streifte die Ärmel zurück und streckte ihm die nackten, runden, braunen Arme entgegen und fragte lachend: „Was brauchen wir sonst?"

Und wenn sie das so sagte, kam ein solches Glück über ihn, daß er nichts anderes konnte, als sie stumm aber fest an sich zu pressen.

Das war seine Sprache, denn er war einer von den Stillen.

Aber manchmal redete er doch, das war in den ersten Monaten ihrer jungen Ehe, die Überfülle ihres Glücks zwang ihn dazu. Sein Verwundern äußerte er, daß er nicht begreifen könne, daß das Leben nun mit einem Male wie ein einziger Sonntag sei, wo es doch vordem, als Frau Eva nicht da war, so karg und schwer war.

Wenn er so redete, küßte sie ihn jauchzend, lachend wie ein recht, recht junges Ding und war doch schon eine Frau — seine — Frau.

Immer waren seine Gedanken bei ihr auf dem Weg, bei der Arbeit droben im Wald.

Im zweiten Jahr ihres Beisammenseins kam eine große Hoffnung zu ihnen und nun stand um Frau Evas Mund ein Glückslächeln, das nach innen ging.

Wenn er an all dies dachte, mußte er ganz beklemmt atmen und seine Lippen formten die zwei Worte „unser Kind" wie ein Gebet.

Es war ein Bub!

„Ein Bub!" schrie Frau Eva jubelnd und wäre beinahe aus dem Bett gesprungen.

Und was für ein Bub — es zeigte sich im Laufe der nächsten Monate immer mehr. Rund war er und rosig, hatte die stillen Augen des Vaters

und die krausen Haare der Mutter, lachte und schrie und schlief durch seine Tage wie nur einer, der gesund ist und vielversprechend.

Und wie er die ersten selbstgemachten Höschen trug, da war ein solcher Feiertag, wie nicht einer im Kalender steht.

Es kamen noch viele Festtage in der kleinen Familie, denn jede schwere Arbeitswoche schenkte ihren Sonntag und dann zogen drei glückliche Menschen hinaus in den Wald, der dunkel und in voller Schönheit hinter dem kleinen Dörfchen stand. Tag um Tag sah ihn der Vater, wenn er zum Holzfällen ging, und sah ihn doch nur Sonntags, sah ihn dann mit den Augen der Frau Eva und ihres Buben und fragte sich's jeden Sonntag mit neuem Staunen: „Ist das der gleiche Wald?" fragte es auch die Sonnige, die da mit dem Buben auf dem schmalen Weg Fangen spielte, selbst ein Kind mit ihrem Kinde.

Und jedesmal gab sie ihm ernsthaft die Antwort: „Der Wald? Nein, das ist ein anderer Wald, ist ein Sonntagswald — unserer —"

So gingen die Jahre. Der Vater war beim Holzfällen, die Mutter arbeitete in den sonnendurchglühten oder regennassen Feldern Tag um Tag, und bald fand sich auch für den Ferdinand eine Beschäftigung als Gänsehirte. Und der kleine Kerl schritt mit seinen zerschundenen Füßen über die harten spröden Stoppeln und hatte Augen wie noch einmal einer.

Und siehe, die Füße schmerzten nicht und die Armut tat nicht weh, satt und gesund waren sie alle drei, und jede Arbeitswoche schenkte ihnen einen Sonntag. An einem dieser Sonntage wuchsen aber nun auf einmal große Pläne in der kleinen Stube. Der Herr Lehrer war schuld. Er hat die Frau gerufen und hat ihr's gesagt, daß der Ferdinand nicht nur sein bravster, sondern auch sein klügster Schüler sei, und daß es eine Sünde wäre, dereinst aus dem Ferdinand einen Holzarbeiter oder Bauernknecht zu machen. Und des Ferdinands höchsten Wunsch kannte der Lehrer auch. Lehrer wollte Ferdinand werden, wie er. Frau Evas Gesicht wurde ganz klein, als sie so große Dinge hörte und sie fragte es aus gepreßter Kehle: „Aber das Geld dazu, Herr Lehrer, das Geld, die paar ersparten 100 Mark —" — „reichen für's erste" fiel ihr der Lehrer ins Wort. „Nachhilfe- oder sagen wir Vorhilfsstunden gebe ich ihm unentgeltlich, der Herr Pfarrer, mit dem ich darüber sprach, gibt auch sein Scherflein dazu, und wenn Sie gewillt sind das Ihre zu tun —"

Da kollerten der Frau die hellen Tränen übers sonnverbrannte Gesicht und sie konnte nicht anders, lachend schrie sie es heraus: „Ob ich will, ob wir wollen, Herr Lehrer? Die Nägel will ich mir blutig schinden, wenn es dem Ferdinand den Weg machen hilft."

Als sie heimkam, saß der Bub im schwachen Schein der kleinen Petroleumlampe, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und las. So sah er nicht den Blick, der über ihn hinging, merkte auch nicht das Zittern in Mutters Stimme, als sie ihn nun bat, er möge in sein Bett gehen, es sei Zeit.

Auf der breiten Bank neben dem Ofen bereitete sie allnächtlich sein Lager, während der Vater und sie in der engen Kammer neben der Stube schliefen.

Dahin ging nun die Mutter auch, nachdem sie das Licht gelöscht hatte.

Eine Weile war es still, der Bub schlief wohl, und so begann Frau Eva.

„Das Leben ist schwer, und wenn man es könnte, solle man halt seinem Kinde helfen, daß es einmal leichter und besser durch die Welt komme, als man selbst."

Als der Mann erkannte, wo hinaus das wollte, saß er hoch auf und sprach es klar in die dunkle Kammer hinein: „Das ist Größenwahn für uns Leute, und darum dürfen wir an so etwas gar nicht herumdenken."

In der Stube lag einer, der hielt den Atem an. Zuerst hatte er nur reden gehört, aber nun verstand er, denn der Vater sprach, entgegen seiner sonstigen Art, laut und erregt. Und er fuhr nun im gleichen Tone fort:

„Mit Verstand allein geht's nicht, und als Knecht oder Holzarbeiter steht ihm auch jederzeit der Weg zu Besserem offen, wenn er das Zeug dazu in sich hat."

Aber nun redete die Mutter. Und Dinge wurden ihr geläufig, die sie vordem nicht gekannt. Sie redete von Stipendien, und sie tat als ob alle nötigen Studienjahre nichts seien, als ein Graben, den einer nur mit dem richtigen Schwung überspringen müsse.

Und wenn der Vater fragte: „Woher nimmst du Kleider?" Dann wußte sie von einem abgelegten Anzug des Herrn Pfarrer, den sie zurechtrichten würde und Hemden machte sie aus dem Zügel Leinwand, der in der Truhe lag, und den der Ferdinand vergangenen Sommer selbst gebleicht hatte.

Und als der Vater immer noch Einwände hatte, wie Bücher und Hefte, Essen und Schlafen, da setzte sich Frau Eva auf im Bett und hielt eine lange Rede; sie hielt sie nur für den einen, der da zögerte und den Mut nicht fand aus der Armut heraus. Und als die Liebe nutzlos redete, da sprach sie von Pflicht, und als auch da der Mann anderer Meinung war und seine Zweifel an die Kraft hing, die bis zur Vollbringung nötig war, da griff die Frau zum Allerletzten und schwur bei ihrer Seele Selig-

keit, sie würde ihrem Kinde helfen und, wenn der Vater zag sein wollte und klein, so tue sie, des Buben Mutter es allein.

Darauf war es still in der kleinen Kammer, in der noch lange die feierlichen Worte der Mutter schwangen. In der Stube aber lag einer, der grub das Gesicht tief in die Kissen und schluchzte es immer wieder: „Mutter, Mutter, nie will ich es dir vergessen“ und sein junges Herz war voll Liebe zu der Frau, die seine Mutter war.

Und wie es die Mutter wollte, so kam's.

Viele Sonntage waren sie nicht in den Wald gegangen, aber dann als der Tag der Abreise kam, hatte der Bub auch alles, was nötig war.

In der Stunde aber, die die Abschiedsstunde war, hing er an Frau Evas Hals, und sie hatte blasse Lippen, die sich vergebens um ein Lächeln mühten.

Nun kam eine seltsam stille Zeit. Viel Arbeit. Wenig Lachen; selten, sehr selten ein kleines Lied. Nur Ferdinands Briefe brachten den Sonnenschein.

So leicht wurde ihm alles, das Lernen und — das Sparen. Er war's ja gewöhnt und hielt sich auch in der großen Stadt still für sich.

Wie oft Frau Eva diese Briefe las, bis sie sie auswendig konnten, sie und der Mann. Aber es war doch nicht so leicht, wie es in den Briefen stand. Da waren die Burschen, die hatten Geld und die studierten nicht, damit ihre Mütter einmal sorglose Tage haben konnten, sondern sie studierten, weil sie eben einmal irgend etwas werden mußten. Und sie taten deshalb nicht mehr als nötig war, der aber, der arm und fleißig unter ihnen saß, erntete bald ihren Spott. An seine Armut hingen sie ihn; wie sie aber erkennen mußten, daß er da unverwundbar war, erdachten sie ein Wort, wie es nur menschliche Bosheit ersinnen konnte.

Als dieses Wort zum erstenmal sein Ohr traf, war es wie ein Peitschenhieb ins Gesicht, aber er riß die Augen auf, daß sie die Tränen des Zornes und der Empörung zurückdrängten, und biß die Zähne zusammen.

„Streber“ schimpften sie ihn, und da sie die verletzende Wirkung dieses Wortes wohl erkannt hatten, so wendeten sie es an — heimlich und offen, wo es immer ging.

Das war eine bittere Zeit, und er sehnte die Ferien herbei, wie noch in keinem der Jahre, die er fort war von daheim.

Es war acht Tage vor Schulschluß, als ihn eines Morgens der Rektor zu sich kommen ließ. Stumm ging er vor ihm her, öffnete dann sein Zimmer und winkte ihm, näher zu kommen. Er wollte anfangen zu reden, da bat Ferdinand mit zitternden Lippen: „Bitte, Herr Rektor, sagen Sie es schnell, was ist passiert?“

So erfuhr er's denn, daß ein stürzender Baum den Vater erschlagen.

Als ob die ganze Welt vor ihm zusammenbreche, so stand er da und seine Augen sahen nichts als eine schreckliche Leere. Dem Manne in dem tiefen Stuhle vor dem Schreibtisch wurde es bang und er sprach auf ihn ein. Aber der andere verstand ihn nicht, verstand nicht die Worte, nicht den Sinn, hörte kaum den Schall. Endlich wie er sagte: „Sie können selbstverständlich heute noch heimfahren und brauchen erst nach den Ferien wieder zu kommen", raffte er sich auf. Seine Rechte schlenkerte durch die Luft, als ob sie etwas wegwerfe, und dann sagte er es schwer und dumpf: „Aus!" Er wandte sich zum Gehen; dann besann er sich, kehrte um und sagte langsam: „Leben Sie wohl, Herr Rektor."

Doch da hielt auf einmal eine warme Rechte die seine und hinter ein paar Brillengläsern, die ihm bis jetzt nur fremd gefunkelt hatten, sah er einen Blick, der ihn traf. Und nun verstand er auch, was der Mann da sagte von Mut nicht sinken lassen und weiter helfen.

Bei ihm selbst sollte er von jetzt ab jeden Sonntag zu Mittag essen und auch sonst würde er sich noch bei Bekannten für ihn umsehen.

Dieses Jahr würde schnell genug herum sein.

Und als ob der Ferdinand diesem Manne, dem er allezeit nur auf seine Frage geantwortet, von seiner Mutter erzählt hätte, sagte er nun warm: „Und nun fahren Sie zu Ihrer Mutter und grüßen Sie sie von mir."

So fuhr er heim, und als er in die so sehr vertraute Stube trat, kam ihm seine Mutter entgegen. Ihre tiefumschatteten, verweinten Augen kannte er nicht wieder und der Schrei, den sie bei seinem Anblick ausstieß, machte ihn wanken. Aber dann lag ihr müder Kopf auf der Schulter ihres großen Jungen und seine Rechte streichelte das krause, braune Haar. Hand in Hand traten sie in die kleine Kammer, in der der stille Schläfer ruhte. Und wie ein Fluidum ging es von dem toten Vater auf den Sohn über, so als deute er auf die Mutter, und als wollte er sagen: „Nun schütze du sie und sei ihr Halt." Und wie sie nun aufs neue in Schluchzen ausbrach, straffte er sich und ihrem erstaunten Ohr wurde eine tote Stimme lebendig. Das war er — und so war nun sein Ferdinand. Von den Stillen einer, nicht laut und lachend wie sie, aber zäh, pflichttreu und zuverlässig. Und mit einem Male fühlte, erkannte sie's, er hatte gelitten und gekämpft da draußen viel mehr, als sie daheim und viel schwerer, denn sie beide konnten es gemeinsam tragen, er aber war allein. Wie sie aber aus diesen Gedanken heraus zu ihm reden wollte, schüttelte er lebhaft den Kopf: „Nein, Mutter, ich hatte keine Zeit für's Leid; ich mußte arbeiten." Da war's, als ob einer etwas sage, und wie

er hinhörte, verstand er's. Der Hauch eines Lächelns zuckte über sein Gesicht. Streber?! So weit lag das da hinten. War ihm wirklich einmal dieses Wort ein Peitschenhieb? Hatte es ihn wirklich gekränkt? Wie kindisch unbedeutend war dies doch alles? Streber! „Ja." Beinahe hätte er's geschrien. „Ja, ja, weil ich muß und weil ich will. Und nun bin ich stolz darauf." Aber auch das war lächerlich, war, wie wenn ein kleiner Junge reden würde, und darum schwieg er. Noch immer lag seine Hand in der der Mutter, die schluchzend an ihm lehnte.

Und nun sprach er doch, zu seiner Mutter sprach er. Erzählte ihr von der heißen Dankbarkeit, die in seinem Herzen lebe für den lieben Toten, der für ihn, für sie beide gearbeitet all die Jahre und dessen Leben in der Liebe zu ihnen beiden Erfüllung war.

Nun aber sollte die Mutter nimmer so weinen, sollte ihm seinen Frieden lassen, wenn er unter der Erde war. Und nicht grämen sollte sie sich, denn da war einer, der brauchte sie so sehr, all seines Lebens Wurzeln ruhten in ihr. Ein Jahr noch, nur noch ein Jährlein, dann konnte er sie zu sich nehmen, dann waren sie am Ziel. Und siehe, da blühte neues Hoffen aus Trümmern. Der Junge aber schritt über die blühende Wiese zum Wald und sah den Baum, der den Vater erschlagen; und als er nach Stunden heimkam, legte er dem treuen Toten einen Feldblumenstrauß auf die Brust, der leuchtete in der stillen Kammer, als der letzte Gruß des vertrauten Weges. Die Augen dessen aber, der ihn brachte, waren tief und voll Willens.

Stille Wochen folgten, in denen Wunden anfingen zu vernarben; dann saß wieder einer über den Büchern und lernte und lernte und staunte oft, wie die Zeit verrann.

In seinen Briefen erzählte er seiner Mutter von seiner Arbeit und von den Menschen, mit denen er zusammenkam.

Da war ein Bub, ein lieber aber leichtsinniger Schlingel, dem mußte er Nachhilfestunden geben. Der hatte eine Schwester, die sah aus wie Frau Eva in alter Zeit, krause, braune Haare und lustige lachende Augen hatte sie. Mit der sprach er oft von ihr, seiner Mutter. Als Frau Eva das las, saß sie lange still und ihre zerarbeiteten Hände ruhten in ihrem Schoß.

Wieder rannen die Wochen — für ihn so schnell — so langsam für die einsame Frau, die sich müde fühlte. Wie lang war so ein Arbeitstag und länger — länger noch die Nacht, die ihm folgte. Oh, in diesen Nächten erkannte sie alles. Sie war fertig. Der Baum, der den Vater erschlug, traf auch sie, ihre Krone war zersplittert, da innen war etwas entzwei, das heilte nimmer.

Und dann das andere. Junge, frische Weiber waren im Dorf, die rissen sich um die Arbeit und schwangen lachend und mit kräftigen Armen die Hacken.

Sie aber keuchte hinter ihnen drein und mit Mühe nur behauptete sie sich und hielt sich aufrecht. Und wie sie wieder einmal bis auf die Haut durchnäßt heimkam, jagte in der gleichen Nacht noch das Fieber durch ihr Blut.

Ein paar Tage lag sie allein, dann fanden sie sie und holten den Doktor, trotz ihrem Widerstreben. Wie sie aber davon sprachen, daß sie dem Ferdinand schreiben wollen, da bat und bettelte sie so, bis sie davon abließen.

Und in ihren Fieberanfällen sprach sie noch davon, sie sollten doch gescheit sein und ihren Buben, der kurz vor dem Examen stand, nicht unglücklich machen. Ob sie es nicht wüßten, daß es nur Wochen dauert, Wochen. Ein altes Weiblein mit einem barmherzigen Herzen sah ein paarmal nach ihr.

Sonst lag sie allein.

Die Leute hatten jetzt in der Ernte keine Zeit zum Kranksein und keine für Kranke. Hie und da brachte ihr jemand etwas zu essen — das war alles.

Aber als seien stählerne Kräfte in ihr, so riß es sie wieder auf.

Sie ging in ihrer Stube hin und her und ging ins Dorf. Nur an die Arbeit ging sie nicht — — sie konnte nicht. Sie dachte — nur noch ein paar Wochen und las sich das halbreife Obst auf, das von den Bäumen fiel. Das aß sie gekocht und roh, und es war nebst einigen Stückchen Brot ihre ganze Nahrung. Sie war zufrieden damit. Was brauchte sie mehr, die paar Wochen gingen gar vorbei.

Der Ferdinand schrieb selten — er stand dicht vor dem Examen. An dem Tage, an dem es stattfand, lag sie wieder ganz. Ihre Beine trugen sie nicht. Ihre Hände waren feucht vor Aufregung und auf einmal fiel es ihr ein, daß er ja auch nicht bestehen könnte. Sie wehrte dem furchtbaren Gedanken, der ein neues Jahr zwischen heute und morgen schob. Noch ein Jahr? Sie konnte auf einmal nicht mehr weiterdenken und weinte plötzlich heftig und laut. Weinte lange, weil sie gar so elend war. Das beruhigte sie, dann schlief sie ein. Wie lange sie so lag. Sie wußte es nicht. Waren's Stunden, waren's Tage. Es sang in ihren Ohren und alles ringsum war sonderbar weit weg.

Als die Nachbarin sich über sie beugte, kam sie zu sich und dann trank sie die kühle Milch mit heißer Gier. Das tat gut — aber schon nach einer kleinen Weile erbrach sie sich. Matt lag sie in den Kissen.

Dann kam der alte Lehrer, der schuld war, daß der Ferdinand studierte. Wie er die Frau sah, erschrak er bis ins Herz, sprach endlich vorsichtig davon, daß der Ferdinand bald kommen müsse, das Examen sei ja vorbei.

Da trat ein goldener Glanz in ihre Augen, und wie der Lehrer fragte, ob er ihm schreiben solle, da nickte sie und sagte leise: „Bald, sehr bald, morgen schon." Dann lag sie mit geschlossenen Augen und wartete auf ihren Sohn. Sie brachten ihr Milch und Suppe, sie aß sie und erbrach. Aber sie hatte keine Schmerzen, sie war nur müde.

Wie aber am Nachmittag des anderen Tages ein langer junger Mensch mit schmalem Gesicht über die Schwelle in die kleine Kammer schritt, da schrie sie auf mit letzter Kraft: „Ferdinand, mein Ferdinand" und schlang die mageren Arme um ihn.

Vor ihrem Bett brach er nieder und grub das Gesicht in ihre Hände. Ihre abgezehrte Hand fuhr liebkosend über sein Haar, ihre Lippen aber lächelten. Sie fragte nicht, hast zu bestanden — sie wußte es — sie waren am Ziel.

Und als man sie eine Woche später neben dem Vater bettete, da ging einer hinter der Bahre, der ging hocherhobenen Hauptes, wie sie es gewünscht. Seine Augen waren weit geöffnet, seine Lippen lagen eng aufeinander. Er hatte ihr's geschworen, nicht zu verzweifeln, da sie sonst keinen Frieden finden würde unter der Erde. Und so drückte er die Stimmen nieder, die ihm zuflüstern wollten, *woran* seine Mutter starb. Ach, er hätte es ja hinausbrüllen mögen in den hellen Tag, daß sie sie verhungern ließen, die da mitgingen auf ihrem letzten Gang.

Doch wozu sollte er reden, gab es doch kein Gesetz für sie, und seine Mutter war tot; er aber hatte keine Heimat mehr.

Heute noch ging er — und den kleinen Hausrat nahm er mit.

Ach, sie würden sie schnell vergessen, die solange Jahre mit ihnen gelebt und für sie gearbeitet.

Er aber würde fremden Kindern — seinen Schulkindern von seiner Mutter erzählen, würde ihnen sagen, was eine Mutter vermag und nur eine Mutter.

In ihren jungen Herzen würde er der Frau ein Denkmal setzen, die sie heute in dem kleinen Dörflein der Erde übergaben.

Das hatte er sich und ihr gelobt in ihrer letzten Stunde und — — daß er es hält, darum brauchen wir uns nicht zu sorgen.

# Die Frauen und die Rassenpflege.

Von Prof. M. Staemmler, Kiel.

Rasse ist Erbgut. Rassenpflege ist Erbpflege. Soviel auch gerade in der letzten Zeit über Fragen der Rassenpflege gesprochen und geschrieben wurde; eines ist dabei sicher zu kurz gekommen: die Aufgabe, die die Frau in diesem wichtigsten Teile der Arbeit am Volksganzen zu übernehmen hat. Deshalb ist es berechtigt, diesen Aufgaben ein paar Zeilen zu widmen.

Die Rasse oder Erbmasse eines Menschen setzt sich aus einer großen Zahl von Einzelanlagen zusammen, die in gegenseitiger Hemmung und Förderung zusammenwirken und diejenige Kraftzentrale bilden, aus der heraus sich das gesamte Wesen des betreffenden Menschen ergibt. Anlagen sind Kräfte, die verborgen im Menschen stecken, Kräfte ganz verschiedener Art. Die einen führen zu einer bestimmten Form des Wachstums, sie entscheiden, ob der Mensch groß oder klein, dick oder dünn, kräftig oder zart wird. Die anderen bedingen die Farbe der Haut, der Haare, der Augen, unabhängig von den Einwirkungen der Außenwelt, oder mit diesen in engerem Zusammenwirken. Ob dein Gesicht, dein Körper braun gebrannt ist oder nicht, das ist natürlich weitgehend abhängig davon, ob du in stiller Stube fleißige, unermüdliche Arbeit zu verrichten hast, oder ob dir die Möglichkeit gegeben ist, deinen Körper der Sonne auszusetzen, ihn zu pflegen und zu baden. Aber ob deine Haut sich überhaupt bräunt im Einfluß der Sonne, oder ob sie nur rot wird, und in Fetzen abgeht, darüber entscheidet deine Rasse, deine Erbanlage, die Kraft in deinem Inneren, die der Haut die Möglichkeit gibt, auf die Bestrahlung durch die Sonne in bestimmter Weise zu antworten. Die Augenfarbe ist unabhängig von den Einwirkungen der Umwelt, die Hautfarbe ist weitgehend von dieser abhängig. So haben wir in unserer Erbmasse Kräfte, die sich unter allen Umständen durchsetzen und solche, die gewisser Bedingungen der Umwelt bedürfen: Kräfte, die zur Entfaltung, zur Wirkung gebracht, die gepflegt werden müssen. Was nützt die Anlage zum Athleten, wenn sie nicht in sorgfältiger, täglicher Arbeit gepflegt und entwickelt wird. Was nützt die Anlage zum Künstler, zum Maler, Bildhauer, zum Musiker und Dichter, wenn sie nicht entfaltet, zur Wirksamkeit gebracht wird. *Rassenpflege heißt in erster Linie, die Kräfte, die in jedem einzelnen Menschen stecken, so auszunutzen, daß ein höchstmöglicher Gewinn für die*

Allgemeinheit daraus entsteht. Gute und schlechte Anlagen, Kräfte des Aufbaues und solche der Zerstörung sind in jedem Menschen enthalten. Aufgabe einer guten Erziehung wird es immer sein, die sozial wertvollen Kräfte zu fördern, zu pflegen, auszunutzen, zur vollen Entfaltung zu bringen, die asozialen, hemmenden Kräfte zurückzuhalten, an ihrer Auswirkung zu verhindern.

Und diese Regulierung, dieses Entwickeln und Zurückdrängen ist um so leichter, je jünger der Mensch ist. Was eine Mutter in den ersten Lebensjahren aus ihrem Kinde formen kann, wie sie imstande ist, mit mütterlich-fördernder Hand aus dem Rohmaterial ein Kunstwerk von höchster Vollendung zu schaffen, das bringt keine spätere Erziehung mehr fertig. Das kann weder die Schule noch das Leben leisten.

Dir, der deutschen Mutter, die du für deine Kinder in den ersten Lebensjahren alles, die gesamte Umwelt, die ganze Einflußsphäre bist, dir ist es anvertraut, ob das Gold, das in deinem Kinde schlummert, ans Tageslicht kommt, oder ob all das Unedle, was ebenfalls in ihm steckt, emporwuchert und das Gold verdeckt.

Denkst du daran, welche Arbeit du zu leisten hast, wie deine besten Kräfte eben gerade gut genug dafür sind, diese Aufgabe zu erfüllen? Es ist eigenartig, wie wenig Mütter es auch heute noch gibt, die auch in der Erziehung ihrer Kinder ein Problem sehen, das sich nicht einfach spielend, von selbst löst, sondern zu dessen Lösung man nur mit Ernst und Arbeit gelangen kann. Jeder gute Lehrer muß sich ständig vorbereiten, muß immer wieder sein Wissen erweitern, muß daran arbeiten, daß auch die Fortschritte der Wissenschaft in seinem Unterricht zur Verwendung kommen. Die Eltern glauben nur allzu leicht, daß sich die Erziehung ihrer Kinder von selber macht. Sie vergessen nur allzu leicht, daß auch sie verpflichtet sind, weiter an sich zu arbeiten, damit sie selbst imstande sind, ihren Kindern das zu sein, was diese von ihnen erwarten. Und gerade wir Männer übersehen so oft diese Aufgabe, diese Pflicht an unseren eigenen Kindern, weil wir mit anderen Aufgaben, mit anderen Interessen allzu stark erfüllt sind, weil wir „keine Zeit" für unsere Kinder haben. Es wäre für viele Familien besser, wenn auch der Vater nicht nur an seine Pflichten im Berufe, sondern auch an die gegen seine Kinder denken würde. Und noch eins: Die Mutter ist die gegebene Erzieherin der Kinder. Sie kennt ihre Nöte und Sorgen, ihre Wünsche, ihre Vorzüge, ihre Fehler. Sie weiß am besten, wo die Schwierigkeiten der Erziehung liegen, was brauchbar, was unbrauchbar an Plänen und Vorschlägen ist. Vergessen wir nicht, der Frau auch im Staat den Ein-

fluß auf die Erziehung zuzusichern, der ihr als dem wahren „Fachmann" zusteht.

Aber die Vererbungslehre hat uns ein Zweites gezeigt: Man kann wohl Anlagen entwickeln, zur Entfaltung bringen und zurückhalten, ändern kann man sie nicht. Was in einem Menschen einmal an körperlichen oder seelischen Anlagen drin steckt, das trägt er als Erbgut oder als Erblast sein ganzes Leben mit sich. Seine Aufgabe kann nur sein, von diesem Erbgut den Gebrauch zu machen, der zur höchstmöglichen Leistung führt. Auch die Mutter ist also nicht imstande, ihre Kinder wirklich ihrem Wesen nach zu ändern. Und darin liegt ja die ungeheure Bedeutung der Erbmasse, daraus erklärt sich der Ernst, mit dem wir an die Frage des Erbgutes, der Rasse herangehen müssen, daß hier in weitestem Grade nicht nur körperliche Kraft und geistige Fähigkeiten, sondern auch Charakter und Schicksal des Menschen festgelegt sind als ein unabänderliches Fatum, das auf ihm liegt, das auf ihm lastet und auf seinen Kindern. Denn die Erbanlagen sind nicht nur im Laufe des eigenen Lebens unveränderlich, sondern sie werden in gleicher Weise auf Kinder und Enkel übertragen. So wird der Segen oder der Fluch der Rasse weitergegeben.

Wenn wir das wissen, daß unsere Erziehungsarbeit den Kern des Wesens selber nicht ändern kann, daß das Erbgut selbst unberührt bleibt, dann dürfen wir uns aber nicht damit begnügen, an der Entfaltung der vorhandenen Erbanlagen zu arbeiten, sondern müssen auch versuchen, die Zusammensetzung des Erbgutes selbst zu beeinflussen.

Das Schicksal deines Kindes wird einst davon abhängen, welche Anlagen es von dir und von seinem Vater mitbekommen hat. Bei jeder Zeugung wird die Hälfte der Anlagen von der Mutter und die Hälfte vom Vater zur Mischung im neuen Geschlecht verwendet. Kannst du es verantworten, kranke Erbanlagen auf deine Kinder weiterzugeben? Willst du die Verantwortung auf dich nehmen, daß dein Kind die ganze Schwere der Erblast tragen muß, die auf dir während deines ganzen Lebens gelegen hat? Ist es nicht größer und stärker, auf Kinder zu verzichten, als sie mit einem Fluch beladen, der ihnen das Leben verbittert? Wenn du also siehst, daß du eine schwere erbliche Krankheitsanlage in dir trägst, so hast du die Pflicht, auf Kinder zu verzichten. Ebenso hast du aber auch das Recht und die Pflicht, wenn du selbst gesund bist, dir einen Vater deiner Kinder auszuwählen, der ebenso gesund ist wie du selbst. Vergiß es nie, daß mit der Zeugung endgültig die Erbmasse deiner Kinder festgelegt ist, daß du die ganze Verantwortung für sie in dir trägst. Wenn sie einmal geboren sind, hast du keine Möglichkeit, sie zu

ändern. Du kannst sie aber bis zu einem gewissen Grade dadurch bestimmen, daß du dir den Ehepartner suchst, dessen Eigenschaften (des Körpers und der Seele) du bei deinen Kindern wiederzufinden hoffst. Wenn du ehrlicherweise sagen kannst: so wie der Mann ist, so möchte ich einmal meine Kinder haben; so stark und gesund, so klug, so ehrlich und gut, wenn du das sagen kannst, dann hast du den rechten Mann gefunden. Vergiß aber dabei eines nicht: nicht nur die Eigenschaften, die du äußerlich an deinem Verlobten siehst, werden auf deine Kinder übertragen werden, sondern manches kann verborgen in ihm stecken, was man erst erkennt, wenn man seine ganze Familie ansieht. Die Norweger haben ein Sprichwort: Heirate nie die einzig Gute aus einer schlechten Familie. Sie wissen, daß sie, wenn auch verborgen, die schlechten Anlagen der Familie in ihrer Erbmasse mit sich tragen wird und auf ihre Kinder vererben kann. Man heiratet nicht nur den Mann, man heiratet in der Tat die Familie mit! Und die Kinder haben den Gewinn, wenn die Familie wertvoll, haben den Schaden, wenn sie belastet, krank, minderwertig ist.

Die Zeugung entscheidet über die Rasse des nächsten Geschlechts. Und darin liegt die ungeheure Verantwortung: Bedenke, daß du ein deutscher Ahnherr (eine deutsche Stammutter) bist (sagt der bekannte Rassenhygieniker Th. Kuhn).

So hat die Frau selbst die hohe Aufgabe, bei der Ehewahl daran zu denken, daß diese Wahl weitgehend über das Glück und Schicksal ihrer Kinder entscheidet, daß sie mit ihr die Verantwortung für höchstes Glück und tiefstes Unglück ihres eigenen Fleisches und Blutes auf sich nimmt. Daß ihre Kinder einmal das Recht haben können, sie zu fragen: Warum hast du uns mit diesem Fluch belastet, warum hast du bei Schließung deiner Ehe nur an dich, nicht an uns gedacht. Warum müssen wir büßen, weil du gedankenlos und selbstsüchtig gewesen bist. Aber sie hat dieses Verantwortungsbewußtsein auch auf ihre Kinder zu übertragen. Es erscheint uns heute als eine Selbstverständlichkeit, daß ein Vater, eine Mutter, ihre Tochter keinem Mann geben, der an einer ansteckenden Krankheit leidet; daß sie sich davon überzeugen, daß er frei von Geschlechtskrankheiten ist. Aber es ist durchaus noch nicht selbstverständlich, daß sie sich auch davon überzeugen, daß er aus einer erbgesunden Familie stammt. Bedächten sie die Fülle von No. und Elend, die der Tochter bevorsteht, wenn plötzlich die in der Familie erbliche Geisteskrankheit bei dem Mann ausbricht, oder wenn eines ihrer Kinder als Krüppel oder blind oder taub geboren wird, so würden sie weniger nach dem äußerlich erreichten Lebensziel, nach Stellung und Einkommen,

als nach gesunder Erbmasse fragen. Es versteht sich von selbst, daß dabei nicht nur an körperliche und geistige, sondern auch an charakterliche Fehler zu denken ist.

Wir wollen Rassenpflege, Rassenzucht treiben. Wer Zucht treiben will, muß ein Zuchtziel haben. Das erste Ziel, das uns als unumstößlich vor Augen stehen muß, ist Gesundheit, Gesundheit des Körpers, des Geistes, des Charakters. Das Ziel in die Herzen ihrer Kinder einzupflanzen, ihnen zu zeigen, daß Wertvolles nur aus Wertvollem entsteht, ihnen zu zeigen, daß sie als Menschen aus gesunder Familie immer wieder die Pflicht haben, ihre gesunden Kräfte nicht durch kranke ihres Ehepartners unwirksam zu machen, das ist Aufgabe der Mutter.

Wir sagten vorher, die Erbmasse ist beständig, unveränderlich. Das gilt nur bis zu einem gewissen Grade. Wir wissen, daß es Gifte gibt, die imstande sind, die Erbmasse zu verderben, Keimgifte, die nicht nur zur Zeugungsunfähigkeit führen, sondern auch den Keim für Erbkrankheiten legen können. Wer ein Zuchtziel vor Augen hat, wer sich seiner Pflichten als Ahnherr bewußt ist, wer also wirklich innerlich Nationalsozialist ist, der wird sich nicht durch Gifte, wie den Alkohol, das Beste gefährden, was ihn mit seinem Volke verbindet. Milliarden gibt das deutsche Volk jährlich für Gifte aus, die zum mindesten überflüssig, vielfach ausgesprochen schädlich sind, Milliarden, die den eigenen Kindern entzogen werden, und noch zur Verschlechterung der Rasse beitragen. Auch hier hätte die Frau ein Gebiet, auf dem sie praktische Rassenpflege leisten kann, wenn sie selbst das Beispiel gäbe, alles zu meiden, was zur Schädigung der Rasse führen kann.

Der Staat kann Gesetze erlassen; er kann versuchen, die größten Erbfehler durch Unfruchtbarmachung ihrer Träger auszuschalten. Wirkliche Rassenpflege kann nur dann zustande kommen, wenn das Gefühl für das rassisch Wertvolle, das Starke, Gesunde, wieder erweckt, wenn der Blick für das Wertvolle wieder geschärft, das Rassengewissen gestärkt wird. Und das zu erreichen, sind wir nur imstande, wenn die deutsche Mutter unsere Helferin ist.

Wir wollen Rassenzucht treiben. Rassenzucht erfordert Auslese, eine Beurteilung von gut und schlecht, von hochwertig und minderwertig, von dem, was wir erstreben und dem, was wir ablehnen. Wir müssen ein Zuchtziel haben, nach dem wir uns richten, das uns sagt, wohin sich der Blick zu richten hat. Dieses Zuchtziel ist der nordische Mensch. Nicht der Blondhaarige, der Blauäugige, der Große, Schlanke, nicht die äußeren Erscheinungsformen sind es, um deretwillen wir das Zuchtziel aufstellen. Die seelischen Eigenschaften sind es, die das

Zuchtziel ergeben. Unser Ziel ist der kämpferisch-heldische, der zielbewußte, nüchtern-kritische, der tatkräftige, unser Ziel ist der innerlich wahrhafte, der ehrliche, reine deutsche Mensch. Um ihrer Anlagen willen, die der nordischen Rasse ihre Überlegenheit gegeben, die auch unser deutsches Volk groß gemacht haben, um ihretwillen ist uns der nordische Mensch das Ziel, dem wir nachstreben, das uns auch für die Ehewahl Richtung geben soll. Und auch darin wird der Einfluß der Mutter die Gestaltung unserer Zukunft in bestimmte Bahnen lenken. Schleich, der bekannte Arzt, Künstler und Philosoph, sagt einmal, daß der Mann die Frau immer so sieht, wie er sie in der frühesten Jugend in der eigenen Mutter kennengelernt hat. Möchte sich die deutsche Mutter das zu Herzen nehmen. Möchte sie ihrem Sohn das Ziel vorleben, nachdem er sich dann später seine eigene Lebensgefährtin suchen kann. Möchte die deutsche Mutter ihrem Sohne, der deutsche Vater seiner Tochter das Vergleichsbild sein, nach dem sie Umschau halten, wenn sie einmal so weit sind zu fragen, wer Vater oder Mutter ihrer Kinder sein soll. Unser Zuchtziel ist der nordische Mensch um seiner seelischen Haltung willen. Und um dieser seelischen Haltung willen, um des ganzen Grundtones willen, der die Erbmasse durchzieht, ist eine Vermischung mit fremder Rasse abzulehnen. Wir wissen alle, daß es nicht nur unter den deutschen Menschen, unter der nordischen Rasse gesunde, wertvolle, geistig und charakterlich hochstehende Menschen gibt, die Leistungen hervorgebracht haben, vor denen wir Achtung und Ehrerbietung haben. Aber wir sehen auch, daß die Menschen fremder Rasse, die Schwarzen, Mongolen, die Juden, uns innerlich fremd sind. Wir können sie achten und den einzelnen bewundern, aber es steckt etwas in ihnen, was nicht unseres Blutes ist, gegen das wir uns wehren, das einen fremden Ton, eine Störung des Gleichgewichtes, eine Disharmonie hineinbringt, wenn es sich mit unserem Blut vermischt. Darum ist es unsere Pflicht, unsere Kinder auf das Andersartige dieser Rassen hinzuweisen. Und wir haben selbstverständlich die Aufgabe, dahin zu wirken, daß dieses Fremdartige nicht die geistige Leitung bei uns in die Hand bekommt, daß es nicht, wie bisher, imstande ist, dem deutschen heranwachsenden und reifenden Menschen ein Weltbild auszumalen, wie es der Rassenseele der fremden, aber nicht der eigenen Rasse entspricht, und ein Zuchtziel vorzustellen, in dem wohl das Ziel der Erbgesundheit enthalten, aus dem alles eigentlich Deutsche, Nordische aber fortgewischt ist, in dem das Starke, Heldische, das Ehrliche, Reine und Wahrhafte des nordischen Menschen keinen Raum mehr hat.

Das Zuchtziel muß zur Gestaltung der Rasse in den folgenden Geschlechtern führen. Sorgen wir dafür, daß dieses Zuchtziel von wirklich deutsch fühlenden Müttern, von deutschen Vätern aufgestellt und aufrechterhalten wird, daß es uns nicht wieder verfälscht wird oder ganz verlorengeht, wie es bis vor wenigen Jahren gewesen ist.

Deutsche Frau, deutsche Mutter, deine Aufgabe ist, das Rassengewissen deines Volkes zu sein. „Willst du wissen, was sich ziemt, so frag' bei edlen Frauen an." Die germanische Frau war als Priesterin und Ärztin anerkannt und hoch geachtet. Sie wird sich diese Achtung zurückerobern, wenn sie wieder Priesterin deutscher Art und Ärztin deutscher Rasse geworden ist.

Und dazu gehört in erster Linie, daß sie mithilft, das Sterben unseres Volkes aufzuhalten. Der Kampf gegen den Tod ist die Aufgabe des Arztes. Der Tod des einzelnen ist naturgegeben; der Kampf gegen den Tod wird nie imstande sein, den Gegner völlig aus der Welt zu schlagen. Der Tod eines Volkes ist nur dann unvermeidlich, wenn der Wille zum Leben erlischt. Wir wissen alle, daß der Geburtenrückgang unser deutsches Volk, ja die ganze nordische Rasse zu vernichten droht. Jeder einzelne hat die Aufgabe, dagegen anzukämpfen. An der Stellung der Frau in diesem Kampf wird sich entscheiden, ob er siegreich durchgefochten oder mit einer Niederlage enden wird. Niederlage bedeutet das Ende des deutschen Volkes.

Die Aufgaben sind groß, die Verantwortung ist riesenhaft. Zeige, deutsche Frau, daß auch du noch das Heldische der nordischen Kämpferin in dir trägst, daß du dem Kampf nicht ausweichst, sondern ihn auf dich nimmst.

Alles für Deutschland!

✦

Der Nationalsozialismus ist eine Weltanschauung; indem er die ihrer innersten Veranlagung nach zu dieser Weltanschauung gehörenden Menschen erfaßt und in eine organische Gemeinschaft bringt, wird er zur Partei derjenigen, die ihrem Wesen nach einer bestimmten Rasse zuzusprechen sind.

Adolf Hitler.

# Frau und Volksgesundheit.

Von Dr. Arthur Gütt,
Ministerialdirektor im Ministerium des Innern.

Zunächst zaghaft, dann immer begeisterter haben Mütter, Frauen und Schwestern von Nationalsozialisten sich in die politische Kampffront Adolf Hitlers eingereiht. Es ergab sich aus der Natur des schweren unerbittlichen Kampfes gegen die marxistischen Machthaber, daß der Mann im Vordergrunde des Kampfes stand, daß Unverheiratete ohne Anhang und ohne Rücksicht auf Familienangehörige den Kampf rücksichtsloser führen konnten. Jedoch, nicht einmal in Kampfzeiten konnte die Bewegung auf die Mithilfe der Frau verzichten, um wie viel weniger jetzt, wo es gilt, Deutschland neu aufzubauen, den deutschen Menschen neu zu gestalten und unser Volk an Körper, Geist und Seele der Gesundung zuzuführen.

Unser Führer, die nationalsozialistische Bewegung haben ein furchtbares Erbe angetreten. Gerade die Frauen sind gewohnt, die Dinge tiefer zu schauen, auf deren Grund eine geistige Verwirrung der deutschen Frauen des letzten Jahrhunderts zu sehen ist. Die Frau war der Überlieferung untreu geworden, äffte andere Moden und Sitten nach und ließ sich vom jüdischen Geist einfangen und treiben. Die große Frauenfrage der Gegenwart liegt vor uns: Wie soll es gelingen, aus der Verwirrung der Begriffe von Muttertum, Frauentum und Frauenehre herauszukommen? Wie soll es gelingen, die deutsche Frau körperlich, seelisch und geistig wieder gesund zu machen und zur hehren Stellung der sittlich hochstehenden Frau unserer germanischen Vorfahren zurückzuführen? Hier erwarten die deutsche Frau große Aufgaben, von deren Lösung der Wiederaufbau unseres Volkstums abhängen wird. Volksgesundheit ist ein Schlagwort geworden, das in vergangener Zeit im liberalistischen Sinne verstanden wurde. Man glaubte im Zeitalter des Individualismus sie als das höchste Gut predigen zu müssen und verstand darunter die bestmögliche Heilung aller Krankheiten, den Schutz vor Seuchen und Fürsorge für jedes menschliche Wesen ohne Rücksicht auf dessen Wert oder Unwert für die Nation. Diesem Streben, dem einzelnen Menschen zu nützen, ordnete man alles unter. Man gründete tausende Versicherungen, Krankenkassen, Alters- und Invalidenversicherungen, ja man ging so weit, daß man jede Frau bemitleidete, die dazu verurteilt war, einem Kinde das Leben zu geben. Man pries das

Leben als Einzelmensch, man förderte und bevorzugte die Ehelosigkeit, man predigte die Kameradschaftsehe, das Recht der Frau auf den eigenen Körper. Man gab dem Verlangen der Männer nach, die den ungezwungenen freien Lebenswandel bevorzugten, sich aber vor den Folgen der Beziehungen zu den Frauen drückten. Man mutete jeder Frau den Mord ihres eigenen Kindes im Mutterleib zu, man zerrüttete die Gesundheit deutscher Frauen durch Genußgifte, Alkohol, Nikotin, übertriebenen Sport, Überanstrengung im Dienst usw. All dies geschah unter jüdischer Führung, zugedeckt mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe und unter Duldung christlicher Parteien. Aber man sprach und redete von Volksgesundheit, von Frauenrechten, von der Befreiung der Frau.

In Wirklichkeit machte man die deutsche Frau zur Sklavin ihres Berufs, man nutzte ihre Not aus, man trieb sie auf die Straße, machte sie zum Verhältnis, zerstörte die deutsche Familie und den Familiensinn! Man heiratete nicht mehr, der Mann hatte es ja auch gar nicht mehr nötig! Die Großstadt ging mit gutem Beispiel voran: Man erhielt ja überall für billiges Geld Essen und Trinken, die Hausfrau wurde überflüssig. Wenn man krank wird, läßt man sich auf Kosten der Krankenkasse ins Krankenhaus bringen, die pflegende Hand der Frau, das Heim werden überflüssig. Wenn man alt ist, erhält man seine Rente, die schützende Hand der Familie, das Verantwortungsbewußtsein der Eltern den Kindern gegenüber und umgekehrt das der Kinder gegenüber den Eltern ist dahin, ist abgelöst durch die Versicherungs- und Wohlfahrtsgesetzgebung. Kleine Geister bauen das System einer übertriebenen Fürsorge mehr und mehr aus, das man ja auch im Leben eines Volkes nicht von heute auf morgen umstellen kann, aber sie vergessen, daß sie damit allmählich die natürliche Entwicklung eines Volkes zerstören.

Wer es nun zuerst merkt, das ist die zur Arbeitssklavin und zum Gegenstand des Genusses herabgewürdigte deutsche Frau! Es ist ein Unterschied, ob eine deutsche Mutter vom frühen Morgen bis zum späten Abend für die eigne Familie, für ihre Kinderschar sorgt und schafft oder ob sie in der Fabrik oder hinter der Schreibmaschine zur Arbeitssklavin wird! Will der Nationalsozialismus eine Wiederaufrichtung echten deutschen Volkslebens, und das ist der Wille unseres Führers, dann muß der Nationalsozialist auch die Dinge beim richtigen Namen nennen, dann muß gründlich Wandel geschaffen werden! Dann dürfen unsere nationalsozialistisch gesinnten deutschen Frauen sich ihr Recht auf Familie, auf Muttertum, auf Kinder und den notwendigen Nahrungsspielraum für die Familie nicht nehmen lassen. Dann müssen sie von dem deutschen Mann aber auch Unterstützung und Verständnis für die-

sen Kampf erwarten! Damit ist es im allgemeinen noch schlecht bestellt, zu tief steckt man in liberalistischen und marxistischen Ideen, zu wenige haben begriffen, was nationalsozialistische Weltanschauung von ihnen verlangt. Nationalsozialismus heißt geistige Revolution, heißt Opfermut! Die deutsche Frau muß verlangen, daß die Familie wieder in den Mittelpunkt allen Geschehens in guten und bösen Tagen, bei Frohsinn und Krankheit gestellt wird. Sie muß fordern, daß jeder Mann eine Familie begründet, daß Staat, Gemeinden und öffentliche Betriebe nur noch Familienväter oder solche, die es werden, einstellen und befördern. Sie muß sich die Forderung zu eigen machen, daß ein gerechter Familienlastenausgleich in allen Berufsschichten dafür zu sorgen habe, daß es dem Mann wieder ermöglicht wird, zu heiraten und Kinder zu erziehen.

Es muß dankbar anerkannt werden, daß der nationalsozialistische Staat den Anfang für eine wirksame wirtschaftliche Hilfe gemacht hat. Ich erinnere da an Ehestandsdarlehen, an die angekündigten Steuerermäßigungen für Kinder, an die Befreiung der Familie von der Arbeitslosenhilfe, an die Kinderzulagen bei Reichsbahnangestellten und Arbeitern. Es muß aber immer wieder betont werden, daß all dies noch nicht genügt. Bei der Gleichmacherei in Arbeitszeit, Lohnhöhe und der Unmöglichkeit dem Verbrauch einer größeren Familie mit mehreren Kindern Rechnung zu tragen, ist es auch heute noch für den gewöhnlichen Arbeiter und Angestellten unmöglich, 3, 4 oder mehr Kinder ausreichend zu ernähren und zu erziehen. Es bleibt nur der eine Weg übrig, einen gerechten Familienlastenausgleich herbeizuführen. Dies wird man ganz verschieden, je nach dem Beruf, zu gestalten haben, bei freien Berufen in anderer Weise als bei Bauern oder Lohnempfängern. Jedenfalls steht es einwandfrei fest, daß gerade die breite Masse unserer arbeitenden Bevölkerung, nämlich die Lohn- und Gehaltsempfänger, für jedes Kind in Prozenten des jeweiligen Lohnes einen Zuschlag dringend benötigen.

Nur so schaffen wir die wirtschaftliche Grundlage für die deutsche Familie und die Voraussetzung für die seelische Umstellung der deutschen Menschen! Nur so geben wir dem deutschen Mädchen wieder die Hoffnung und Aussicht auf den Hausfrauen- und Mutterberuf. Nur so können wir vermehrte Ausbildung und seelische Einstellung für diesen Beruf erwarten und verantworten. Alles Reden nützt nichts, unsere bevölkerungspolitische Aufklärung muß Stückwerk bleiben und lächerlich werden, wenn es uns nicht gelingt, die wirtschaftlichen Voraussetzungen für diesen Wandel zu schaffen. Gelingt dies, und das kann nur durch den Willen und mit der deutschen Frau und Familie erkämpft, ge-

fordert und erreicht werden, dann lohnt es wieder, dem deutschen Mädchen und der deutschen Frau Volksgesundheit als erstrebenswertes Ziel vor Augen zu halten.

Wir brauchen nach wie vor eine gesunde körperliche und seelische Erziehung unserer Mädchen und Frauen. Es ist eine Lüge, wenn behauptet wird, unsere deutschen Frauen seien schon entartet, verdorben, gebärunfähig und was des Schlechten noch mehr sei. Gewiß, sie müssen es lernen, sich vor Krankheiten zu schützen, den Körper durch Leibesübungen zu stählen und sich gesund zu erhalten. Auch da ist Aufklärung notwendig; denn z. B. nicht jeder Sport eignet sich für das weibliche Geschlecht. Die inneren Organe der Frau werden durch Erschütterungen leicht geschädigt, deren Folge dann Knickungen der Gebärmutter und Fehler aller Art sein können. Es ist darum unverantwortlich, wenn in Mädchenschulen von unseren Mädchen dieselben Geräteübungen wie von Knaben verlangt werden. Sportärztliche Betreuung der sportausübenden Jugend tut not. Infolgedessen hat das Reichsministerium des Innern im Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens auch die ärztliche Mitwirkung der Gesundheitsämter bei den Leibesübungen festgelegt. Aufgabe der Mütter ist es, hier fordernd einzugreifen, ebenso wie nicht ohne Not das Schamgefühl der kleinen Mädchen durch Schaustellungen aller Art in dürftiger Bekleidung ertötet werden sollte. Man braucht nicht altjüngferlich zu sein, aber die deutsche Mutter wird das natürliche Schamgefühl ihrer Kinder als ein kostbares Gut ansehen und hüten müssen, da es vor Verfehlungen schützt und zu einer sittlichen Erziehung nun einmal gehört. So kommen wir zu Forderungen einer körperlich gesunden Entwicklung, die mit der entsprechenden geistigen Vorbildung für den Beruf einer Hausfrau und Mutter einhergehen muß.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß das weibliche Geschlecht viel mehr wie der Mann Giften aller Art, Alkohol und Nikotin gegenüber empfindlich ist und heute unbedacht, nur weil es zum guten Ton gehört, solchen Schädigungen ausgesetzt wird. Gerade beim wachsenden weiblichen Organismus können wir noch keineswegs die Schäden solcher Genußgifte abschätzen oder übersehen, ob und in welchem Umfange z. B. Keimschädigungen dadurch bewirkt werden. Es sollte darum heute bei der Ausbildung und Berufswahl unserer weiblichen Jugend auf die Bestimmung zur Hausfrau und Mutter weitgehendst Rücksicht genommen werden, genau so wie es Pflicht unserer deutschen Mütter ist, die männliche Jugend im gleichen Geist zu erziehen. Es muß wieder dahin kommen, daß der deutsche Mann vor einer Frau Ehrfurcht empfindet,

und der deutsche Jüngling in dem deutschen Mädchen nicht nur einen Zeitvertreib, sondern die spätere Gefährtin, Hausfrau und Mutter sieht! Nur so wird es wieder einmal zu einem Ausgleich kommen, daß für den Mann wieder die Arbeitsstelle frei bleibt, die Hausfrau aber ihr Wirkungsfeld in der Familie findet.

Vor allen Dingen wird es aber notwendig sein, unsere Jugend für die Ehe vorzubereiten. Niemand kann dies so gut und mit einer derart nachhaltigen Wirkung tun wie eine Mutter. Schon die Schule wird durch die Lehre der Biologie die Kinder für das Leben vorbereiten. Jedes deutsche Kind soll und muß in Zukunft wissen, was erbkrank, was erbgesund, was Rassenmischung und Rassenreinheit bedeutet. Familien- und Rassenkunde müssen wieder Eingang in jede Familie finden, damit unglückliche erbkranke Ehen von vornherein vermieden werden. Viel zu wenig ist es bekannt, daß bei Mischung einander fremder Rassen in den Kindern dieser Ehen eine solche Menge verschiedenster und entgegengesetzter Eigenschaften zusammengewürfelt vorkommen, daß daraus unglückliche Menschen, unausgeglichene Charaktere, eben Bastardnaturen, entstehen, die niemals gewollt sein können.

Rassenreinheit verpflichtet, und es muß wieder Sitte werden, daß sie verbunden mit Erbgesundheit als höchstes Gut angesehen wird und daß erbgesunde und rassenreine Mädchen wieder als Ehepartnerinnen gesucht werden, auch wenn sie irdische Güter nicht ihr eigen nennen können. Es muß wieder dahin kommen, daß die Familie geheiratet wird, nicht der Namensadel, wie es vor dem Kriege in vielen Fällen geschah, sondern der Adel der Person, der Erb- und Rassengesundheit. Nur so ist eine Höherentwicklung des einzelnen deutschen Menschen, der Familie und des Volkes möglich! Das sind hohe Ziele und Aufgaben, die ihrer Lösung harren und die nur von der deutschen Frau und Mutter gelöst werden können. Die deutsche Frau ist nicht nur die Hüterin der Kultur, der Sitte, der Überlieferung, sondern sie ist auch die Bewahrerin und Trägerin der deutschen Volksgesundheit im weiten Sinne des Wortes:

„Nach Frauenherzen, Frauenhänden schreit
in bitteren Nöten unsere schwere Zeit.
Wohl kann der Mann die großen Zeiten bauen;
doch steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen!"

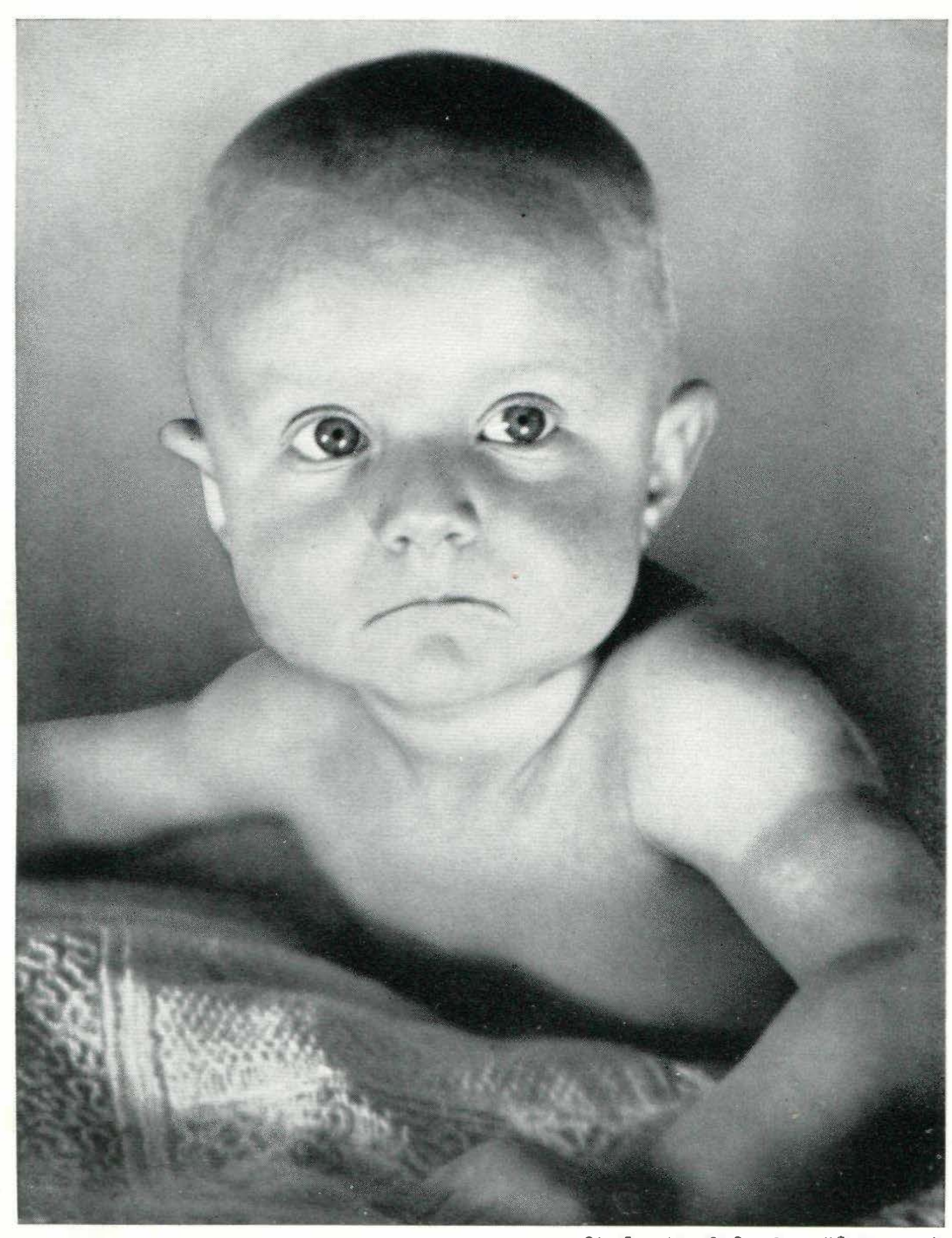
# Mütterschulung, der Auftrag für die deutsche Frau.

Von Frau Emminghaus, Düsseldorf.

Gaufachbearbeiterin für Mütterschulung.

Wenn wir uns im Deutschen Frauenwerk verantwortlich fühlen für den Aufbau des Volkes, für die Wiedergesundung der Nation, so ist es für uns nicht schwer, Aufgabengebiete zu finden, die im Bereich unserer fraulichen Kräfte liegen. Eine dieser Aufgaben, die nur von der Frau gelöst werden können, ist die Schulung der deutschen Mutter. Sie, als die Trägerin des neuen Geschlechts, als Hüterin der jungen Generation, als Nährboden des neuen Lebens, soll vor allen Dingen der Zielpunkt unserer Arbeit sein. Kein Aufgabengebiet für Frauen, das lohnender wäre als dieses, weil es aus der Not der Zeit geboren ist. Mütterschulung ist Hilfe von Frau zu Frau, Mütterschulung ist eine nationale Tat.

Gerade in der gegenwärtigen Lage, nach überwundenen Jahren moralischer Krise für unser Volk, liegt die Notwendigkeit einer besonderen Beachtung des Müttergeschlechts und vor allem des Müttergeschlechts von morgen so nahe. Von der Fabrik, vom Ladentisch, von der Schreibmaschine kommend, sollen die jungen Frauen sich in ihrem neuen Wirkungskreis bewähren. Keine sorgfältige häusliche Erziehung in den Jahren des Heranwachsens gab es für das junge Mädchen, kein Sichentfalten aller mütterlichen Fähigkeiten. Der Beruf ließ ihnen weder Zeit, noch Sinn, noch Kraft dazu. So mußte verkümmern, was ureigenster Reichtum der Frau ist, was das Wesen der Frau der Vollkommenheit nahe bringt. Manche Ehen scheiterten daran, daß die Frau nicht wirtschaften, nicht kochen konnte, daß durch ihre Unkenntnis auf allen häuslichen und erzieherischen Gebieten auch der Wunsch nach dem Kinde in weite Ferne rückte. Märchenhafte Löhne in der Zeit der Inflation erzogen ein anspruchsvolles Geschlecht, das später, zur Arbeitslosigkeit kommend, zum moralischen Niedergang reif war, aus Überschätzung des Materiellen. Jeder sah nur sich selbst, jeder seine eigene Bequemlichkeit, seinen eigenen Vorteil, denn kaum einer fühlte sich ja noch zugehörig zu seiner Sippe, geschweige denn zum Volk. Das Verlieren dieser Stützpunkte, das Entwurzeltsein aus dem Zusammenhang von Blut und Boden, ist für die Gesamtheit des deutschen Menschen fast zum Verhängnis geworden.



Aufn. E. Hase, Frankfurt a. M.

Ich muß mich doch sehr wundern

Darauf zielte der Führer hin, wenn er schon seit Beginn der Bewegung uns zurief: „Deutschland erwache!" Ein Segen, daß dieser Weckruf rechtzeitig genug in unserem Volk Widerhall fand, ehe es dem Untergang geweiht war. Gerade wir Frauen, wir Hüterinnen der neuen Generation, müssen mit besonders tiefer Dankbarkeit es empfinden, daß uns jetzt in dieser Zeit ein solcher Führer geschickt wurde.

Weil wir wissen, daß der Strom des Blutes über die Mutter in die Generation fließt, müssen wir Sorge tragen, daß diesem Volksteil eine ganz besondere Betreuung und Beachtung zugute kommt. Man möchte jedem deutschen Mädchen, jeder Braut und jeder jungen Frau wünschen, einmal die Mütterschule zu durchlaufen, es einmal zu erleben, mit Volksgenossinnen aller Schichten sich klarzuwerden über die hohen Aufgaben, die der Frau und Mutter warten, und sich in aller Ruhe und Konzentration vorzubereiten auf ihren ureigensten Beruf.

Der rote Faden, der sich durch die ganze Schulung hindurchzieht, ist der Gedanke der nationalsozialistischen Weltanschauung und das feste Verwurzeltsein in der Religion. Von hier aus betrachtet, sehen wir alle mütterlichen Aufgaben. Nur, was dem Volke dienlich ist, was der Urzelle des Staates, der Familie, nützt, ist für uns Ausgangspunkt der Betrachtungen. Die Frau muß z. B. wieder wissen, daß wenn sie sich körperlich gesund erhält, sie damit nicht sich selbst, sondern im großen und ganzen gesehen, ihrem Volk und somit der neuen Generation den größten Dienst erweist. Sie muß lernen, daß sie mit der sorgfältigen Erfüllung ihrer kleinsten Pflicht schon ein Stück Aufbau am deutschen Volk betreibt. Ob es sich um die Hauswirtschaft dreht, wo man lernt vernünftig einzukaufen, richtig zu verwerten und einzuteilen, seine Kraft mit Überlegung einzusetzen, oder ob es sich darum handelt, wie man das Ehestandsdarlehen anlegt, immer wieder muß als oberstes Gebot das Wohl des Volkes im Auge behalten werden.

Mit großem Interesse und vielem Staunen wird bei den Müttern die Tatsache wahrgenommen, daß sie tatsächlich ein wichtiger Faktor im Volke sind, daß sie nicht nur arme, unscheinbare Glieder dieser Gemeinschaft sind, als die sie sich oftmals fühlen. Mit Freude lernen sie erkennen, daß z. B. 80% unseres Volksvermögens durch die Hände der Frau gehen. Und mit ebensolcher Freude nehmen sie die Verantwortung auf sich, die diese Tatsache mit sich bringt. Weiß man doch jetzt, welchen Wert die Frau in der Volksgemeinschaft hat, und daß sie Aufgaben zu erfüllen hat, die von keinem anderen gelöst werden können als von ihr allein.

Im Säuglingspflegeunterricht im besonderen ist von seiten der Mütterschule eine ganz wichtige völkische Aufgabe zu erfüllen, nämlich wieder die Freude am Kinde zu erwecken. Man kann ja auch mit ganz anderen Gefühlen die Mutterschaft erwarten, wenn man sich sicher fühlt als Pflegerin des Kindes. Wenn man nicht zu befürchten braucht, das kleine, zerbrechliche Wesen in die Arme zu nehmen und nicht zu wissen, welche Bedürfnisse der kleine Erdenbürger hat. Aus den Äußerungen der Frauen und Mütter entnehmen wir, wie befreiend eine Aussprache über die hauptsächlichsten Dinge der Kinderpflege ist, wie glücklich sie sind, sich über alle Probleme, die Ehe und Muttersein mit sich bringen, aussprechen zu können mit Menschen, die gleichzeitig richtunggebend auf sie einwirken können und sie aus Zweifeln und Unsicherheit erlösen. Hier in diesem Unterricht hat auch die Frage der Abtreibung, jene furchtbarste Volksseuche, ihren Raum. Eine unerschöpfliche Aufklärungsarbeit ist gerade an diesem Punkte zu leisten, denn wieviel Unheil entstand gerade durch Unwissenheit und gewissenlose Propaganda von kommunistischen Hebammen und Ärzten!

Durch die freie Schule gegangen, ist manches Elternpaar unsicher auch in Erziehungsfragen geworden. Diese Fragen grundlegend und von der praktischen Seite angefaßt, an die Mütter heranzubringen, ist dringend erforderlich. Wenn auch HJ. und BDM. mit weltanschaulicher Erziehung versuchen, Disziplin, Treue, Mut und Tapferkeit in die jungen Menschen hineinzupflanzen, so ist doch diese Arbeit nur halb, wenn nicht zu Hause die Grundlage in den ersten Lebensjahren gelegt wurde. Wem ist das Kind in dieser Zeit vor allem anvertraut? Der Mutter. Ihr, die mit unendlicher Geduld, mit Liebe und Strenge die Erziehung des kleinen Kindes leiten muß, wollen wir helfen und sie stärken in dieser schwierigen Aufgabe, und ihr Wege weisen, sie zu lösen.

Mütterliche Frauen müssen spielen und singen können, müssen neben täglichen Sorgen und Mühen immer Zeit haben für das ihnen anvertraute lebendige Gut. Sie müssen sich ein Stück Kindheit bewahrt haben. Kinderlied und Basteln, Spiele um den Familientisch und Geschichtenerzählen sind Dinge, die wir als Frauen wieder lernen müssen; pflanzen wir doch damit ein Kulturgut von echter deutscher Wesensart weiter.

Bei dem Müttergeschlecht von morgen gilt es aber, an eine andere wesentliche Frage zu denken: „Was erbt das Kind von seinen Eltern?" Unser Volk kann sich heute keine unaufgeklärten Mütter mehr erlauben,

denen die Vererbung eine gleichgültige Tatsache ist. Klar und hell muß auch vor allen Dingen ihr Blick für diese Seite des Lebens sein, und das Wissen um die rassenmäßige Verbundenheit muß wieder volkstümlich und selbstverständlich werden, es muß wieder zu dem geistigen Rüstzeug jedes jungen deutschen Menschen gehören, der sich eine Lebensgefährtin wählen will.

Die Behandlung des Themas der Vererbung läßt uns immer wieder deutlich werden die Abhängigkeit von einem höheren Willen, gegen den wir mit unserem Denken und Wollen nicht ankommen. Gerade wir Frauen sehen uns wohl durch unsere ganz natürliche Berufung, das Wunder des Lebens in uns werden zu sehen, enger verbunden mit dem Göttlichen, abhängig von dieser Macht eines Höheren. Daher führen uns die Gespräche in der Mütterschule auf die Religion im Zusammenhang mit Ehe und Kindererziehung.

Wir werden noch einen rechten Feldzug gegen Unwissenheit, Verbildetheit und gegen das moralische Erbe der Nachkriegsjahre vor uns haben. Aber wir wissen auch, daß wir in einem guten Kampf stehen, und daß wir den Auftrag des Führers erfüllen, wenn wir arbeiten an dem Nährboden der Nation, wenn wir unsere Kräfte einsetzen für die deutsche Mutter.

Die praktische Durchführung der Mütterschule kann auf verschiedene Weise geschehen, je nachdem, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande stattfindet. Hier soll nur noch einiges über eine Form der Mütterschule gesagt werden, die erst in wenigen Städten Deutschlands in die Praxis umgesetzt wurde, über die geschlossene Mütterschule.

12 Wochen leben hier 25 junge Mädchen, Bräute und Ehestandskandidatinnen, in einem großen, familienmäßigen Haushalt zusammen. Sie erleben hier neben all dem praktischen und theoretischen Unterricht ein schlichtes deutsches Familienleben im nationalsozialistischen Geiste. Kleine häusliche Feste tragen dazu bei, in den Teilnehmerinnen Freude an einer sinnvollen Gestaltung der Freizeit wachzurufen. Die tägliche Gymnastik und das Singen bringen in das Zusammenleben ein beschwingendes, lösendes Moment. Auf gemeinsamen Wanderungen oder bei der Abendunterhaltung, die einmal heiter und ausgelassen, ein andermal ernst ausfällt, kann in weitgehendem Maße aufgebaut und vertieft werden, was im Unterricht nur angedeutet, nicht aber erschöpft werden konnte. Die zum Teil durch lange Arbeitslosigkeit bedrückten Menschen bekommen wieder Lebensmut und Lebensfreude, sie gedeihen in der harmonischen Atmosphäre in jeglicher Beziehung. Nach dem Kursus gehen sie verantwortungsbewußt und

zukunftsfreudig ihrer großen Aufgabe entgegen, die sie erwartet als Frau und Mutter im nationalsozialistischen Staat.

Verschiedene Städte haben bereits die große Bedeutung erkannt, die eine Mütterschulung auch für den wirtschaftlichen und gesundheitlichen Stand der Gemeinde hat. So ist es z. B. in einigen deutschen Städten selbstverständlich, daß Ehestandskandidatinnen, die das Ehestandsdarlehen beanspruchen, in eine Beratungsstelle geschickt werden. Dort werden sie geprüft, ob sie auch wirklich die Kenntnis besitzen, die zum Hausfrau- und Muttersein notwendig sind. Reichen diese Kenntnisse nicht aus, so ist ihnen die Gelegenheit gegeben, in der Mütterschule das Versäumte nachzuholen. Dann erst wird der Antrag auf das Ehestandsdarlehen weitergeleitet. Es ist damit eine gewisse Sicherheit gegeben, daß die Gelder der Allgemeinheit in berufene Hände gelangen. Eine Ausstellung von guten und soliden Möbeln und dem dazugehörigen Hausrat in Höhe der Summe des Ehestandsdarlehens soll in den jungen Ehepaaren wieder die Freude an schöner und zweckmäßiger Heimgestaltung schaffen.

Mit dem Verlassen der Mütterschule verliert man aber nicht die Zugehörigkeit zu ihr. Sie soll immer eine Heimat für die gewesenen Teilnehmerinnen bleiben. Hier können sie sich Rat holen, gemeinsame Besichtigungen und Feste verbinden alte und neue Teilnehmerinnen. Aber die schönsten Stunden erlebt die Mütterschule in dem Teilhaben an den großen Freuden, die das einzelne Leben einer Mitschülerin angehen. Da wird eine Hochzeit durch Singen und Aufführungen, durch kleine Geschenke, die heimlich bereitet sind, mitgestaltet. Man erlebt gemeinsam das große Glück, wenn eine ihr eigenes Kindchen im Arm hält. Hier spürt man, daß alles, was in der Mütterschule getan und gelernt wird, für das Kind geschieht, — weil ihm die Liebe und Sorge unseres Volkes heute besonders gehört.



Aufn. Edith Boeck, Berlin

Lebensfreude

# Die Leibesübungen für die Frau.

Von Henni Warninghoff, Hannover,
Leiterin der Frauengruppe im Reichsbund für Leibesübungen.

Über den Wert der Leibesübung für die Frau sind schon unzählige Bücher und Aufsätze geschrieben worden, über dieses Gebiet haben Berufene und Unberufene eine Menge Vorträge gehalten. Für dieses Gebiet haben die Verbände für Leibesübungen und die Gymnastiksysteme geworben und geworben. Viele Führer und Führerinnen haben ihre ganze Kraft in starkem Idealismus für die Werbung eingesetzt — und wenn man das Ergebnis dieser jahrzehntelangen Arbeit betrachtet, kann und darf man in keiner Weise zufrieden sein. Gemessen an der Gesamtzahl der weiblichen Bevölkerung in Deutschland ist die Beteiligung der Frauen an planmäßiger und regelmäßiger Leibesübung außerordentlich gering. Es fehlte eben bei den meisten Frauen an der wirklichen Einsicht in die Segnungen, die die Leibesübungen jedem Menschen, besonders aber den Frauen, bringen. Die einen folgten einer gewissen Modelaune, machten eine Zeitlang Gymnastik und hörten auf; die anderen hielten die Leibesübung für einen angenehmen Zeitvertreib und ein Vergnügen, zu dem sie als berufstätige Frau oder als Hausfrau und Mutter keine Zeit hätten. Hinzu kam, daß die Hausfrau von sich behauptete, schon in ihrem Heim so viel körperliche Arbeit leisten zu müssen, daß sie für diese Leibesübung gar nicht in Frage käme. Festzustellen ist, daß all diesen Gründen und Entschuldigungen sehr häufig eine gewisse Bequemlichkeit und Trägheit zugrunde liegt, die sich bei manchen Frauen schon mit 21/22 Jahren einstellt. Und das ist gerade das Alter, bei dem eine besondere Verpflichtung zu planvoller Leibesübung entsteht. Der junge Mensch fühlt in sich einen natürlichen Drang zur Bewegung. Es treibt ihn zu körperlicher Betätigung und Leistung, ihm braucht man nur die Tore zu öffnen und die Wege zu ebnen, er ist da. Aber die anderen zu erwärmen für die Werte der Leibesübung, das ist die Aufgabe der nächsten Jahre. Diese Aufgabe bekommt ganz besondere Bedeutung im Zusammenhang mit Pflichten, die uns die volkliche Aufartung und die Fragen der Bevölkerungspolitik auferlegen. Leibesübungen müssen im Jahnschen Sinne im Zusammenhang mit der Gesamterziehung zum deutschen Menschen gesehen werden. Sie müssen in die Gesamterziehung hineingebaut werden und dürfen nicht als Fremdkörper nebenbei stehen. Die Leibesübung

der Frau über 21 Jahren ist von ganz besonderer Bedeutung. Viel wertvoller als lange wissenschaftliche Abhandlungen darüber sind die freiwillig gegebenen Urteile der Hausfrauen und Mütter, die in den Verbänden für Leibesübungen in besonderen Abteilungen zusammengefaßt sind. So manches dieser Worte würde sofort und gründlich alle Bedenken zerstreuen, die noch immer von Fernstehenden geäußert werden. So sagte kürzlich eine Mutter zu mir: „Seitdem ich regelmäßig in die Turnhalle gehe, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden. Ich habe es verlernt, mich über Kleinlichkeiten des Alltags zu ärgern, und verstehe es heute, die Gereiztheiten, die früher in mir waren, mit Leichtigkeit zu überwinden. Dadurch ist das Zusammenleben in der Familie viel harmonischer geworden. Mein Mann hat das auch schon empfunden und redet mir immer zu, ja keinen Turnabend zu versäumen." Eine andere kommt abends um 8 Uhr noch in die Übungsstunde und erzählt ganz stolz, daß sie den ganzen Tag in der Waschküche gestanden hätte. Sie fügt hinzu: „Und früher hatte ich, wenn ich 2 Stunden gewaschen hatte, fürchterliche Rückenschmerzen. Das ist ganz weg. Und ich turne doch erst seit 4 Monaten." — Es ist bekannt, daß die Fußgelenke der Frauen, besonders wenn die Gestalt schwerer wird, sehr häufig ihren Dienst versagen. Ganz glücklich erzählte mir kürzlich der Mann einer bei mir turnenden Mutter: „Das Schöne ist, daß meine Frau Sonntags mit auf Wanderung gehen kann. Früher bin ich mit meinem Jungen allein losgegangen, und meine Frau blieb zu Hause, weil ihre Füße ihr den Dienst versagten. Heute ist sie mit dabei, und wir freuen uns von einem Sonntag zum anderen auf die gemeinsame Fahrt." Diese Beispiele von freiwilligen Bekenntnissen zu der Leibesübung könnte ich noch lange fortsetzen. Sehr wertvoll sind auch die Äußerungen, die Landfrauen tun, wenn sie eine Zeitlang in der für sie gebotenen Weise Leibesübungen betrieben haben. Mir kommt es heute ganz besonders darauf an, zu sagen, daß keine Frau, sei sie berufstätig oder Hausfrau und Mutter, an der Verpflichtung zur Leibesübung vorübergehen kann. Die körperliche Ertüchtigung der Jugend und die Erhaltung der Kräfte und der Gesundheit bei den älteren Menschen ist nicht mehr Privatsache, sondern ein Gebot, das der Staat an jeden einzelnen richtet. Wenn der einzelne nicht für Erhaltung seiner Gesundheit sorgt und sich dafür verantwortlich fühlt, werden wir niemals zu einer widerstandsfähigen und gesunden Volkskraft kommen. Darum arbeite an dir und damit an der Gesamtheit!

Es ist ganz selbstverständlich, daß die Leibesübung für die ältere Frau anders aussieht als für den jungen Menschen. Es wäre ein Unding,

die Frau, die seit ihrer Schulzeit nicht geturnt hat, an das Gerät zu hängen oder zum Wettkampf zu trainieren. Die Leistung tritt bei ihr zurück, eine gute vielseitige und stark freudebetonte allgemeine Durchbildung des Körpers ist für sie notwendig. Die Formen müssen einfach und natürlich sein und müssen in ihrer Vielseitigkeit immer zu neuem Tun anregen, ohne zu stark zu ermüden. Nicht erschöpft darf die ältere Frau aus der Halle gehen, im Gegenteil, sie muß sich durch die Leibesübung neuen Antrieb für die Arbeit des nächsten Tages geholt haben. Durch einfache, natürliche Gymnastik, Keulenschwingen, Ballspiele, Hallenspiele und ruhige Tänze erreichen wir dieses Ziel. Bei dieser Gelegenheit halte ich es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß in dieser Weise in den Verbänden für Leibesübungen gearbeitet wird; daß in ihnen die Breitenarbeit und die Durchschnittsleistung viel wichtiger ist als die Höchstleistung, und daß in dem Worte „Turnen" nicht etwa nur das enge Gebiet des Geräteturnens umschlossen ist, sondern daß Turnen die ganze Vielseitigkeit der Leibesübungen umfaßt. Leider ist die Öffentlichkeit noch immer nicht darüber unterrichtet, darum muß es bei jeder Gelegenheit besonders betont werden.

Die enge Verbindung der Leibesübung zu der Pflege des Volkstums geht am besten daraus hervor, daß Jahn den Begriff „Volkstum" geprägt und ihm in seinem Buch „Deutsches Volkstum" Inhalt gegeben hat. Erst nachdem ist sein Buch „Die deutsche Turnkunst" entstanden. In unseren Abteilungen für ältere Frauen sind die deutschen Volkslieder lebendig. Manch schöner Volkstanz aus vergangener Zeit ist aufgelebt. Auf gemeinsamen Wanderungen erschließt sich die Schönheit der Heimat, und ein Gemeinschaftsleben und Kameradschaftsgeist lebt unter diesen Frauen, der mit dem Cliquenwesen und dem Kränzchenklatsch vergangener Jahre gründlichst aufräumt. Es braucht nicht betont zu werden, daß die Festgestaltung durch den Einfluß der reifen Frau wertvoller geworden ist. Wenn die Ausübung des Turnens die Frau auch einige Stunden in der Woche dem Hause entzieht, so sind diese Stunden dennoch von Segen gerade für die Stimmung und das Zusammenstehen in der Familie. Wir werden niemals in den Fehler verfallen, die Frauen in den Verbänden so zu beanspruchen, daß sie ihre Pflichten daheim vernachlässigen. Wir wissen wohl, daß die erste und wichtigste Arbeit im Heim zu leisten ist. Aber wir wollen ihr für diese Arbeit die nötige Kraft und den inneren Schwung geben.

Im Reichsbund für Leibesübungen, der dem Reichssportführer v. Tschammer und Osten untersteht, ist ein Reichsfrauenausschuß gegründet, dessen Aufgabe es sein wird, Richtlinien für eine gesunde

und erfolgreiche Form der Leibesübung für die Frau zu schaffen und Mittel und Wege zu ersinnen, um diese Leibesübung an die gesamte deutsche Frauenwelt heranzutragen. In Gemeinschaft mit den nationalsozialistischen Frauenschaften und dem Deutschen Frauenwerk wird es gelingen, so stark in das Volk hineinzurufen, daß niemand, der noch einigermaßen im Besitz seiner körperlichen Kräfte ist, noch beiseitestehen kann. Es ist die weitere Aufgabe, die Ausübung der Leibesübung so billig zu gestalten, daß niemand sie entbehren muß, weil er die Kosten für sie nicht aufbringen kann. Gerade die Menschen, die schon so im Leben viel entbehren müssen, sollen die Kraft- und Freudequelle der Leibesübung kennenlernen. Die Leibesübung ist kein Leckerbissen für die wohlhabenden Menschen, sie ist billige Alltagskost für jeden von uns.

Unser Führer hat die körperliche Ertüchtigung an die erste Stelle in der Gesamterziehung gestellt. Das ist ein Aufruf an das ganze deutsche Volk. Er richtet sich vor allem an die Frauen. Was nutzen alle theoretischen Belehrungen über die Aufartung unseres Volkes, wenn wir nicht zu Taten kommen? Das muß jeder einzelne bedenken. Die Tat, die uns helfen kann, ist die Pflege einer natürlichen Leibesübung.

Gesunde Frauen durch Leibesübung,
Gesunde Frauen, gesundes Volk.

# Gedanken über die Ehe im nationalsozialistischen Staat.

Von Dr. Else Vorwerck.

So mannigfaltig die Regungen der Natur, so verschiedenartig und reichgestaltig das Wesen der Menschen, immer vollzieht sich im tiefsten Grunde ein unabänderliches Gesetz, das Gesetz des Lebens. Es spiegelt sich wider in dem Zueinander zweier verschiedener Wesen und in der Entstehung neuen Lebens aus ihrer Verschmelzung. Damit ein neuer Mensch werde, muß die Natur das geschlechtliche Aufgespaltensein überwinden durch die Einswerdung von Mann und Frau.

Bis in die feinsten Regungen der Seele und des Geistes zeigt sich die Verschiedenartigkeit der Geschlechter. Immer trägt der einzelne Mensch, ob Mann oder Frau, das Schicksal des Teilseins, und immer sucht der Teil den anderen Teil zu seiner Ergänzung, zu seiner Ganzwerdung und Vollendung.

In der Entwicklung unserer Zivilisation waren wir bei einem Zustande angelangt, in dem die Überzeugung von der Selbstherrlichkeit des einzelnen Menschen, von seiner Vollendung in sich selbst, von seiner Selbstgenügsamkeit so groß geworden war, daß selbst in den Beziehungen zwischen Mann und Frau nur mehr ein Nebeneinander zweier gleichartiger Menschen gesehen wurde, deren Verschiedenartigkeit und also Ergänzungsfähigkeit ausschließlich in ihren körperlichen Geschlechtsfunktionen bestände. Es heißt die natur- und gottgewollte Ganzheitsbeziehung zwischen Mann und Frau herabwürdigen, wenn man in ihr nichts anderes sieht als etwa die Befriedigung körperlicher Begierden, das Ausleben ungezügelter Triebe. Dann allerdings wird die Auffassung erklärlich, als wäre das Weib das Gefäß der Sünde. Das Kind aber ist dann tatsächlich nur die Folgeerscheinung einer leidigen Unbeherrschtheit.

Wie abtrünnig kann der Mensch in seiner Kleinheit von der erhabenen Größe der Naturgesetzlichkeit werden! Ist doch das Kind die lebendige Verkörperung des totalen Ineinanderaufgehens von Mann und Frau, d. h. es ist der Träger nicht nur der körperlichen, sondern auch der seelischen und geistigen Anlagen seiner Eltern. Die gegenseitige Hingabe von Mann und Frau ist im tiefsten Grunde nicht so sehr ein Hingeben des Ichs an das Du, vielmehr ist es ein gemeinsames Sich-Hingeben an ein Drittes, eben an die Einheit, die auf ihrer gegenseitigen Ergänzung beruht und lebendigen Ausdruck im Kinde findet. Diese echte Liebe

zwischen Mann und Frau, zu der das Kind mindestens der vorstellbaren Möglichkeit nach dazu gehört, ist das natürlichste und zugleich vollkommenste Gemeinschaftserlebnis, das uns im Menschenleben begegnet.

Das Ich fühlt sich zu einem Du hingezogen und lernt sich selber an der Andersartigkeit dieses Du erst kennen. Das Du aber wendet sich mit Teilnahme und Liebe dem Ich zu, und das Ich steigert sich in seinen vom Du geliebten Eigenschaften und Anlagen zu ungeahnter Vollendung und wächst dadurch gleichsam über sich selbst hinaus. Darin liegt die tiefe erzieherische Wirkung jeder wahren Liebe. Wo diese Gemeinschaft zerbricht, da handelt es sich nicht um ein bloßes Auseinandergehen zweier in sich abgeschlossener, „selbständiger" Menschen, sondern da handelt es sich um eine innere Verarmung und Verkümmerung dieser Menschen. Ihre Gemeinschaft hatte sie beide selbst überhöht, und das Schrumpfen dieser seelischen Werte ist nicht nur ein Verlust für sie selbst, sondern ebenso auch für die größere Gemeinschaft des Volkes. Denn die Erweckung ihrer besten Anlagen und die Steigerung ihrer seelischen Fähigkeiten wirkte sich unbewußt aus in der Atmosphäre des Hauses als der ersten Erziehungsstätte der Kinder, wirkte sich auch aus auf das Berufsleben des Mannes, und überhaupt in allem Tun und Handeln.

Das ist der wahre, natur- und gottgewollte Gehalt der Liebe zwischen Mann und Frau. Diese Gemeinschaft kann nicht allein auf erotischen oder gar nur triebhaften Empfindungen beruhen. Vielmehr muß sie gegründet sein in einem Abgestimmtsein von Mann und Frau auf allen Gebieten des Denkens, Wollens und Handelns. Bevor daher der Bund geschlossen wird, ist eine Prüfung nötig, ob sich auch wirklich ein reiner Zusammenklang der Seelen ergibt. Wohl sprechen die wirtschaftlichen Umstände ein gewichtiges Wort mit, aber sie sind nicht in erster Linie für die Harmonie der Gemeinschaft bestimmend. Immer wird das Gleichgerichtetsein des Fühlens, Denkens und Wollens die sicherste Gewähr für eine wahrhaft beglückende Liebesgemeinschaft sein. Von wesentlicher Bedeutung für dieses Gleichgerichtetsein ist die rassische Verwandtschaft. Wir wissen heute, daß jede Rasse ihre besonderen seelischen Eigenarten hat, daß jede Rasse den Dingen und Erscheinungen der Welt und des Schicksals mit einem anderen Lebensgefühl, mit einer anderen Auffassung und einer anderen inneren Haltung gegenübertritt. In dieser durch die Rasse mitbedingten inneren Haltung müssen Mann und Frau übereinstimmen, wenn anders ihre Gemeinschaft keinen Bruch erleiden soll, sei es nun eine mehr idealistische oder mehr realistische, eine aktive oder passive Haltung.

Es entspricht unserer überwiegend nordischen Einstellung, daß wir auch in der Gemeinschaft zwischen Mann und Frau letzte Tiefen suchen, daß wir vordringen bis zu den feinsten Regungen der Seele. In der Frau sehen wir deshalb nicht nur die Geliebte des Mannes oder die Gebärerin seiner Kinder, sondern zugleich auch seine Gefährtin auf allen Lebenswegen, seine Mitstreiterin im Lebenskampf, seine Mitarbeiterin an seinem Lebenswerk, und letztlich seine Mitkämpferin um jenes Reich, das nicht mehr von dieser Welt ist. So wie dem nordischen Menschen überhaupt ein besonders ausgeprägtes Ehrgefühl eigen ist, so empfindet es auch die nordische Frau als eine Kränkung ihrer Ehre und eine Herabsetzung ihrer Würde, wenn man ihr die Anerkennung und die Achtung als ebenbürtige Gefährtin des Mannes versagt. Ihr Ehrgefühl und ihr Stolz sind größer und tiefer, als daß sie sich nur auf die Unantastbarkeit ihres Leibes beziehen könnten. Das Glück ihrer Gemeinschaft mit dem Manne hat zur Voraussetzung, daß sie den Mann achten kann und von ihm auch geachtet wird. Eine Ehe zwischen nordischen Menschen kann daher an seelischen Vorgängen zerbrechen, die in der Ehe andersrassischer Menschen noch kein Grund zur Trennung sein mögen.

Das tiefe seelische Aufeinandereingehen und Ineinanderwachsen bedingt nun ferner, daß diese Bindung zwischen Mann und Frau von Dauer sein muß und nicht beliebig lösbar sein kann. Da überdies in seinem innersten Wesen nie ein Mensch dem andern gleicht, wäre eine Auswechselbarkeit des einen oder des anderen Teils dieser Gemeinschaft nicht vorstellbar. Die Treue zwischen Mann und Frau ist also nicht als eine Forderung bloß aus Gründen des Ansehens, der Bequemlichkeit oder der Zweckmäßigkeit aufzufassen, sondern sie ist vielmehr eine sittliche, d. h. innerliche, eben in der totalen Gemeinschaft beruhende Notwendigkeit. Es ist wahrhaft die Treue bis zum Tode.

In jeder Frau unseres Volkes lebt ein natürliches, gleichsam instinktives Wissen um diese echte Liebe und Treue. Daher wird die Frau auch immer von der Ehe als der gesellschaftlich gegebenen Form der Liebesgemeinschaft verlangen, daß sie auf dem Bekenntnis zur Treue und dem Willen zur Dauer aufgebaut ist. Sie wird allen Bestrebungen, die an jenen Voraussetzungen rütteln, fremd gegenüberstehen.

Es sei hier nur kurz auf Ehereformvorschläge hingewiesen, wie sie auch in unserm Volk eine Zeitlang lebhaft erörtert wurden. Allen diesen Reformvorschlägen, wie Zeitehe, Kameradschaftsehe, Jugendehe, Stufenehe, fehlte die Voraussetzung der Treue der Ehegatten gegeneinander und der Verantwortlichkeit gegenüber dem Kinde. Wie gesagt handelt es sich in der Ehegemeinschaft um tiefste seelische Vorgänge, und

wer durch eine Eheschließung die Verantwortung für diese seelische Gemeinschaft auf sich nimmt, der kann nicht von vornherein mit dem Gedanken einer zeitlichen Begrenzung (Zeitehe, Jugendehe) oder einer Auswechslung des Partners (Kameradschaftsehe) spielen. Alle diese Erscheinungen gehörten der liberalistischen Zeit an, in der Egoismus, Triebhaftigkeit und seelische Verflachung so weit gediehen waren, daß geradezu das Leben selbst problematisch geworden war. Denn der letzte Grund jener Ehereformvorschläge war das Haltloswerden der Ehen infolge der beabsichtigten Kinderlosigkeit.

Die Kinderlosigkeit aber ist zugleich das Signal für alle volksbewußten Menschen geworden, aus dem sie ersahen, daß Ehefragen nicht nur private Angelegenheit sind, sondern geradezu das Schicksal eines Volkes an der Wurzel berühren. Es ist das Verdienst des Nationalsozialismus, die Erörterung von Ehefragen aus der Ebene einzelmenschlicher, psychologischer Betrachtung herausgehoben zu haben auf die Ebene gesamtvolklicher, rassenbiologischer und soziologischer Betrachtung. So wie auf allen Gebieten des Lebens hat der Nationalsozialismus auch auf diesem Gebiet den Blick auf das große Ganze gelenkt, um von hier aus alle Einzelvorgänge des volklichen Lebens zu beurteilen. Indem er das Fortbestehen des deutschen Volkes in einer möglichst großen Zahl gesunder Kinder als obersten Gesichtspunkt seiner Bestrebungen hinstellt, gibt er zugleich allen Ehereformgedanken eine ganz bestimmte Richtung. Man könnte sagen: indem das Volk sein Leben mit einem neuen Inhalt erfüllte, wurde gleichzeitig auch der Ehegemeinschaft erneut ein Sinn und zwar der uralte und ewige Sinn der Fruchtbarkeit und Fortpflanzung gegeben.

Ein neuer Standpunkt ist für die Betrachtung der Ehefragen in der Forderung der Erbgesundheit hinzugekommen. Der Staat beansprucht von jedem Menschen die Verantwortlichkeit gegenüber der Erbgesundheit der neuen Generation. Gleichzeitig erkennt er damit jedem Volksgenossen das Recht auf gesunde Nachkommenschaft zu, wie es ja auch dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses zugrunde liegt. Niemand wird die Sterilisierung als einen unberechtigten Eingriff in persönliche Rechte ablehnen, der sich einmal klarmacht, wieviel persönliches und eheliches Leid aus der Zeugung hilfloser, nicht lebensfähiger, minderwertiger oder gar mit verbrecherischen Anlagen behafteter Kinder entsteht, ganz zu schweigen von der gesamtvolklichen Schädigung. Gerade die Frauen werden solchen Ausleseerwägungen Verständnis ent-

gegenbringen. Ist doch ihr Wunschbild das gesunde, kräftige, schöne und charakterlich wertvolle Kind.

Auch die rassische Auslese gehört zu den Zielen des Nationalsozialismus. Einmal ist — wie oben ausgeführt — vom einzelnen Menschen her gesehen die rassische Übereinstimmung der Ehegatten eine gewisse Gewähr für ein harmonisches Gemeinschaftsleben. Aber darüber hinaus steht vor unsern Augen das ferne Ziel der rassischen Aufartung unseres Volkes und damit die Steigerung seiner Lebens- und Leistungsfähigkeit. Es dürfte nicht zu schwer sein, im jungen Mädchen ebenso wie im jungen Manne Idealvorstellungen zu erwecken, die sie davor bewahren, bei der Gattenwahl einer fremden Rasse den Vorzug zu geben und damit das rassische Erbgut des gesamten Volkes zu beeinträchtigen. Manche Mutter wird diese nationalsozialistischen Bestrebungen als eine starke Unterstützung ihrer sittlichen Erziehungsarbeit an ihren Kindern begrüßen.

Neben den erb- und rassebiologischen Erwägungen geht der Staat auch von soziologischen Erwägungen aus. D. h. er ist sich der Bedeutung harmonischer Ehen im Hinblick auf die erzieherischen und sozialen Auswirkungen bewußt. Er weiß genau, daß leichtsinnig geschlossene und unausgeglichene Ehen dem Familienleben nicht die innere Kraft und Geschlossenheit geben können, die im Hinblick auf das Heranwachsen und die charakterliche Bildung der Jugend unbedingt erforderlich sind. Er weiß ferner, daß mangelndes Gemeinschaftsgefühl der Ehegatten oft zu einer Verlotterung und Zerrüttung der wirtschaftlichen Grundlagen des Familienlebens führt, deren Ordnung und Regelmäßigkeit wiederum vor manchem sozialen Elend bewahren.

In diesem Zusammenhang darf nicht unterlassen werden, die Frage der sog. „freien Liebe" und des unehelichen Kindes zu streifen. Ein Staat, dem es nicht allein auf eine möglichst große Zahl von Kindern ankommt, sondern der gleichzeitig auf einen hohen Stand körperlicher und seelisch-geistiger Gesundheit Wert legt, und der durch wirtschaftliche und erzieherische Maßnahmen ein Familienleben zu gewährleisten strebt, das der Jugend eine wertvolle Erziehungsstätte sein soll, ein solcher Staat kann niemals neben der Ehe eine freie Liebe dulden, kann ebenso niemals die uneheliche Mutterschaft der ehelichen gleichsetzen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Staat sich nicht der unehelichen Mutter bzw. des unehelichen Kindes in fürsorgerischer Weise annimmt. Aber eine gesetzliche und das würde bedeuten wertmäßige Gleichsetzung der unehelichen mit der ehelichen Mutterschaft ist deshalb unmöglich, weil damit das Ansehen, die Würde und die Anerkennung der volklichen Be-

deutung des Ehe- und Familienlebens herabgesetzt und untergraben würden.

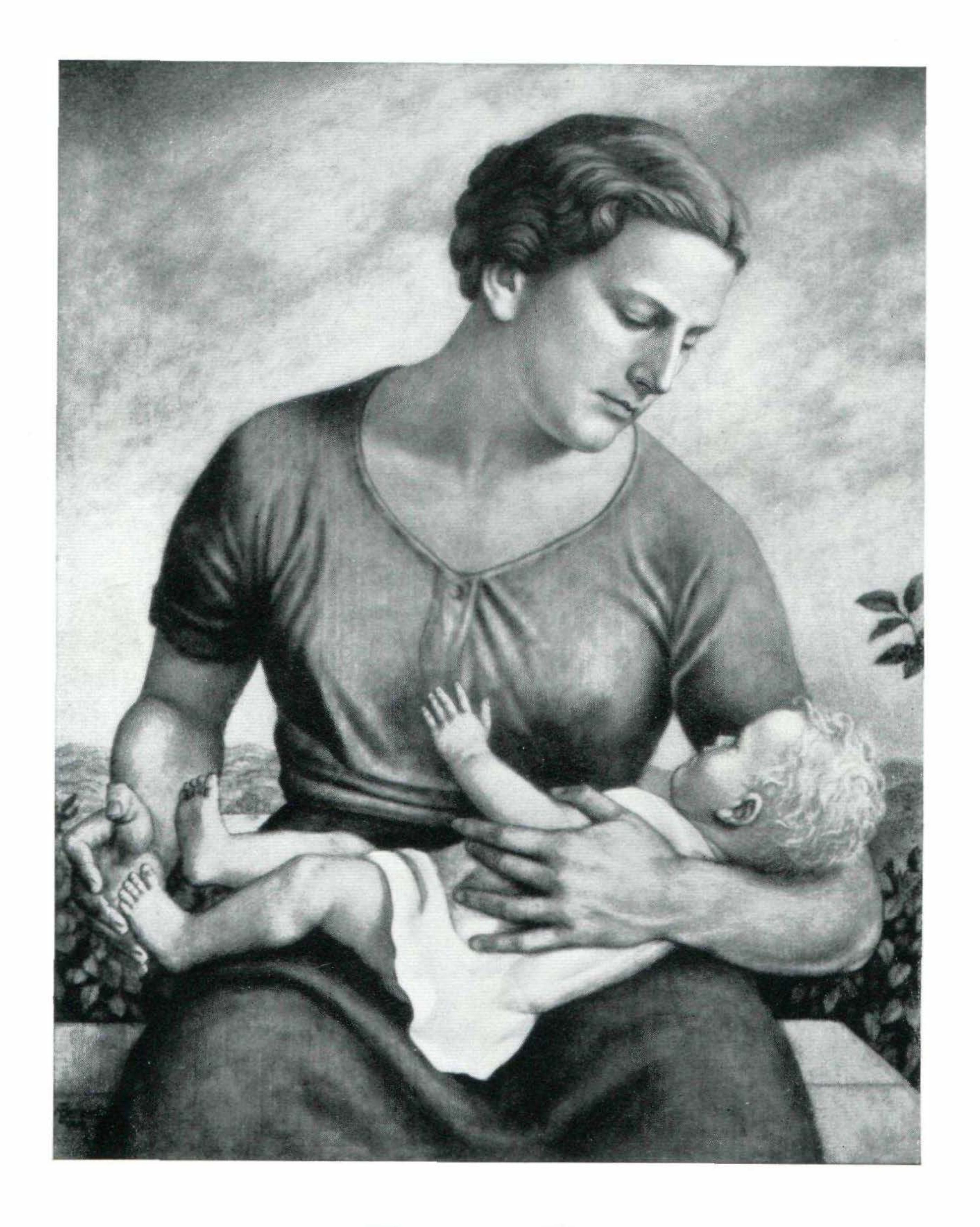
Die Frau sieht in Ehe und Mutterschaft die schönste Erfüllung ihrer Lebensaufgabe und zugleich ihre größte Leistung für die Volksgemeinschaft. Sie wird deshalb bei der Ausübung ihrer ehelichen und mütterlichen Pflichten das Gefühl haben, ihr Amt im Staate voll und ganz zu erfüllen, und damit den Wunsch, in dieser ihrer Pflichterfüllung auch anerkannt zu werden. In ihrer volklichen Gliedhaftigkeit steht sie ebenbürtig neben dem Manne. Vor ihrem Gewissen trägt sie die Verantwortung für ihre Familie, für ihre Kinder genau so wie der Mann. Diese selbstverständliche Verantwortlichkeit und Übernahme der Pflichten wird auch die Grundlage für ein nationalsozialistisches Eherecht sein. Erkennt der Staat der Ehefrau und Mutter die höchste Würde im Volke zu, so wird er ihr auch jeden Schutz angedeihen lassen.

Die Ehefragen haben durch die nationalsozialistische Ideenrichtung neuartige Beleuchtung erfahren. Mann und Frau haben wieder gelernt, daß eine Ehe nie und nimmer aus Egoismus und Materialismus, oder unter den Zweckgesichtspunkten der Triebbefriedigung und der Bequemlichkeit geschlossen werden darf, sondern daß dieser Schritt die Übernahme größter Verantwortung bedeutet. Diese Verantwortung erstreckt sich auf den Ehegefährten in seinem vollen körperlichen und geistig-seelischen Menschentum, erstreckt sich ebenso auf das zu erwartende Kind und darüber hinaus auf die Zukunft unseres deutschen Volkes.

+

Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Kinde sehne. Lebendige Denkmale sollst Du bauen Deinem Siege und Deiner Befreiung. Über Dich sollst Du hinausbauen. Aber erst mußt Du selbst gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele. Nicht fort sollst Du dich pflanzen, sondern hinauf. Dazu helfe Dir der Garten der Ehe.

Nietzsche.



Mutter und Kind

Gemälde von A. Bernert
Wald-Bad Oppelsdorf i. Sa.

# Ein Wiegenlied.

## Bei Mondschein zu singen.

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
und süß die Ruh'.

Auch kommt der Schlaf geschwinder
und sonder Müh';
der Mond freut sich der Kinder,
und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
doch Mädchen mehr,
gießt freundlich schöne Gaben
von oben her

auf sie aus, wenn sie saugen,
recht wunderbar;
schenkt ihnen blaue Augen
und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rabe,
sieht manches Land;
mein Vater hat als Knabe
ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
hat Mutter mal
mit ihm von mir gesprochen:
sie saß im Tal,

in einer Abendstunde,
den Busen bloß,
ich lag mit offnem Munde
in ihrem Schoß.

Sie sah mich an, für Freude
ein Tränchen lief,
der Mond beschien uns beide,
ich lag und schlief.

Da sprach sie: „Mond, o scheine,
ich hab sie lieb,
schein Glück für meine Kleine!"
Ihr Auge blieb

noch lang am Monde kleben
und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
als hörte er,

und denkt nun immer wieder
an diesen Blick,
und scheint von hoch hernieder
mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
ins Brautgesicht,
und bei dem Ehrentanze;
du warst noch nicht.

Matthias Claudius.

# Eine junge Mutter erzählt: Ein Tag der Freude mit meinen Kleinen.

### Von Erika Lingner.

Strahlend hell, rötlich liegt die Morgensonne auf den hohen Kiefern, die sich im leichten Wind wiegen, als die Mutter wach wird. Sie genießt noch die wenigen Minuten tiefster Ruhe und wartet auf das erste Freudentönchen aus dem Kinderzimmer. Dort schlafen ihre Drei, die zwei großen Buben und nun das winzig kleine neue Schwesterchen. Ehe nicht das kleine Mädchen die Äugchen aufschlägt und sich durch frohes Krähen meldet, eher rühren sich die Brüder nicht. Aber dann ist auch kein Halten mehr, sie stürzen aus ihren Betten an das Körbchen des Allerkleinsten, begrüßen und bewundern sie, geben ihr etwas zum Spielen in das kleine, zusammengeballte Händchen, fahren sie ein bißchen hin und her, bis das Schwesterchen sich auf sein Recht besinnt und kräftig nach dem Frühstück brüllt. Aber da steht auch schon Mutter in der Tür: „Guten Morgen!" — „Guten Morgen!" „Heut ist Sonnenschein", „heut brauchen wir nur ein Höschen an und springen in den Garten!" Aber zu allererst, das geht einfach gar nicht anders, müssen sie zusehen, wie das Schwesterchen zu trinken bekommt. Da kuscheln sie sich alle noch einmal in Mutters warmes Bett, das Kleinste darf selbstverständlich in ihrem Arm liegen, und die Brüder versuchen nun, dem Schwesterchen so nah wie möglich einen Platz zu finden. Urselchen aber, die kümmert sich um gar nichts, sie ist ganz verhungert, für sie hat nichts Interesse, sie quiekst in den höchsten Tönen, fuchtelt mit Ärmchen und Beinchen in der Luft herum. Plötzlich tiefste Stille, und man hört nur noch befriedigtes Schlucken — sie ist besänftigt. Die Brüder lachen und sehen ihr zu, einer nimmt ihr Händchen, einer ihr Füßchen, denn jeder will etwas von ihr, etwas zum Liebhaben und Küssen. Und dann kommt eine wunderschöne Viertelstunde: 6 Äugelchen sind auf Mutter gerichtet, 3 rote Mündchen plappern und erzählen und lachen. Was sie alles geträumt haben, vom wilden Löwen, vom Verstecken im Garten, vom kleinen Schwesterchen, das plötzlich stehen und laufen konnte, was man sich doch kaum denken kann! Inzwischen sieht Klaus immer nach der Uhr, leider, leider rückt der Zeiger immer weiter vor, und wenn er an einem bestimmten Punkt angekommen ist, heißt es unerbittlich: aufstehen, zur Schule gehn! Vater, Mutter und er ziehen sich nun an,

und die glücklichen beiden Kleinen, die noch keine Schule fordert, bleiben noch ein bißchen liegen, bauen sich Höhlen aus Decken und Kissen, erzählen sich darunter, bis Mutter mit einem Ruck lachend alles wegzieht, sich eins von den Strampeltierchen greift und für den Tag fertig macht. Urselchen bekommt ihr geblümtes Mädelskleidchen an, das mit den Schleifchen, auf das die Brüder so stolz sind, und dann wird sie in ihrem rosigen Körbchen auf die Terrasse gefahren, mitten hinein in den hellsten Sonnenschein. Vor Freude hebt sie die Beinchen in die Luft und spielt mit ihren rosigen kleinen Zehen. Über ihr nickt eine große gelbe Sonnenblume mit ihrem freundlichen Gesicht, und das kleine Menschenkind lacht und streckt ihr die Ärmchen entgegen. Vögel zwitschern, bunte Schmetterlinge fliegen umher, Hummeln und Bienen fliegen um Sonnenblumen und Malven, und die würzige Waldluft streicht über unser Kind dahin. Immer kleiner werden die Augen, das Köpfchen dreht sich zur Seite, und mit hochgereckten Ärmchen schläft es süß in den Tag.

Wenn der Vater und der Schulbub zur Arbeit ausgezogen sind, lebt Mutter nur für ihre beiden Kleinen. Sie sind dann immer um sie herum. Da werden die Zimmer fertig gemacht, da wird im Garten Unkraut für die Kaninchen gerauft, da werden die gelben Bohnen für das Mittagessen gepflückt und im Garten gleich abgefädelt. Martin sucht im Garten die schönste Blume und pflückt sie für Mutter. In der Küche hat er selber eine Vase stehen und dahinein stellt er den Löwenzahn, die kleinen Storchschnäbelchen oder ein verspätetes Stiefmütterchen, immer eine Überraschung und Freude für die Mutter. Das Schönste am ganzen Vormittag aber ist, wenn das Kleinchen gebadet wird. Brüderchen läßt das warme Wasser in die kleine Wanne laufen, wirft das Schwämmchen hinein, stellt die Seife bereit, holt das Badetuch. Und dann plantscht unsere kleine Prinzessin, spritzt uns mit Armen und Beinen das Wasser ins Gesicht und lacht und strahlt und kräht. Dann wird sie ins Badetuch gewickelt und ein richtiges Paket aus ihr gemacht, das dann unter Rubbeln und Jubel aufgepackt wird. Erst kommen zwei Beine heraus, dann ein dicker Bauch und schließlich liegt ein frischgewaschenes fröhliches Kindel vor uns, das nun schnell Hemdchen und Jäckchen übergezogen bekommt, Kleidchen drüber, Härchen gebürstet, und dann wird der Teller mit Haferflocken und rohen geriebenen Äpfeln geleert, und wieder versinkt sie in ihrem Körbchen in dem geblümten Kissen, das mit Mutters Haaren gefüllt ist, und auf dem sie so weich und geborgen wie in Mütterchens Arm ruht.

Mittagessen gibt es natürlich im Garten, wo Vater aus Baumstämmen und Brettern Tisch und Bank gezimmert hat. Die alte Eiche

schützt vor der Sonne, ab und zu fällt eine Ameise in den Teller oder eine Eichel plumpst in die Suppenschüssel. Mittags haben wir eine große Tafelrunde, und alles, was nur zum Haus gehört, sitzt dabei und läßt sich's schmecken. Dann stellen die Buben Mutters Liegestuhl an die stillste und wärmste Ecke dort bei den Pfirsichen, Martin schleppt ein Kissen herbei und Klaus holt eine Decke. Fürsorglich wird Mutter eingepackt zum Mittagsschläfchen, denn nur, wenn sie sich in der Mitte des Tages von der Arbeit erholt hat, gibt es einen vergnügten Nachmittag. Da packen wir unser kleines Mädel in den blauen Kastenwagen, den Vater einmal zum Geburtstag eines Jungen baute. Und die Brüder fahren sie in den Wald spazieren. Stolzer fährt keine Königin in einer gläsernen Kutsche mit sechs schneeweißen Schimmeln bespannt als unsre kleine Tochter mit ihren großen Brüdern. Auf der Wiese wird sie herausgenommen und ins Grün gelegt, die Brüder pflücken ihr die schönsten Blumen, Mutter bindet sie mit einem Grashalm zum Kränzchen zusammen, das Krönchen für die Prinzessin. Oder aber Mutter sitzt im Garten und näht und strickt für ihre kleine Schar. Neben ihr steht das Körbchen mit der kleinen Tochter, die jedesmal lacht, wenn sie einen Blick der Mutter erhaschen kann. Hinten am Zaun schaufeln sich die Buben eine tiefe Höhle aus, da wollen sie sich einrichten und sich für Regenwetter ein romantisches Unterkommen sichern.

Sonne, Blumen, Kinder, Ruhe, Freude: Harmonie.

Punkt sechs Uhr steht eine große Schüssel Griesbrei auf dem Tisch, die Abendvergnügung für alle Kinder. Ursula sitzt auf der Mutter Schoß, hat ein großes Lätzchen umgebunden und darf zusammen mit den großen Brüdern essen. Sie guckt zum größeren, dann zum kleineren Bruder und fühlt sich so recht wohl in ihrer Rolle als: die kleine Schwester.

Und dann geht's hinauf ins Kinderzimmer, sehr rasch ziehn sie sich aus, denn sie wissen schon: jetzt trägt Mutter das Körbchen die Treppe herauf, dann kommt Vater mit seinem kleinen Mädchen auf dem Arm mit der alten Flöte, und dann wird noch gesungen. Friedlich, sauber gewaschen in ihren weißen Nachthemdchen liegen die Brüder in dem einen ganz breiten Bett, Mutter setzt sich ans Fußende, die kleine Tochter auf dem Arm. Durch das offne Fenster weht der Abendwind, und ein Sternlein blinkt schon am dunkel werdenden Himmel. „Guten Abend, gut' Nacht, von Rosen bedacht" klingt es feierlich durchs Zimmer. Mutter und Martin singen die erste, Klaus schon die zweite Stimme, und darüber schwebt der klare Ton der Flöte. „... morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt". Die Brüder küssen ihr kleines



Aufn. Jutta Selle, Berlin

Nesthäkchen

Schwesterchen, das von Mutter warm in sein Körbchen gebettet wird. Nun werden die Buben eingesteckt, noch ein warmer Kuß von Kindermund, ein letztes streichelndes Händchen, „Mutter, war das heut ein schöner Tag!", dann wird das Körbchen zwischen die beiden Brüderbetten geschoben, ein letztes Winken und Nicken, dann schließt sich die Kinderzimmertür, und drei kleine Seelchen schlafen einem neuen Tag, einem neuen Licht entgegen.

Wenn Vater und Mutter ein paar Stunden später noch einmal zu ihren Kindern hereinsehen, dann atmen sie alle so ruhig und liegen im tiefen Schlaf. Und wenn Mutter einschläft, dann fühlt sie zutiefst in ihrem Herzen noch die große Freude über ihre fröhlichen gesunden Söhne, und neben ihrem Kopf glaubt sie das kleine, flaumige, warme Köpfchen ihres allerkleinsten Mädchens zu fühlen.

Kinder am Tag um sich, Kinder bei Nacht um sich, herrlichste, schönste, schöpferischste Zeit eines Frauenlebens:

Mutter.

+

Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde, zehn Lehrer ein Vater, zehn Väter oder auch wohl die ganze Erde übertrifft an Würde eine einzige Mutter, welche Ehrwürdigkeit kommt der einen Mutter gleich.

Indischer Spruch.

# Mädchenerziehung.

Von Hedwig Förster, Berlin.

Eine Flut von Büchern und Schriften ist 1933/34 auf uns niedergeprasselt; eine köstliche Gabe an das deutsche Volk ist wenigstens darunter, das Büchlein: „Die Mutter." Dank des Dichters (Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz). In wenig mehr als 50 Seiten legt es ergreifendes Zeugnis von dem Segen ab, der unserem Volke aus dem selbsthingegebenen Dienst unserer Mütter erwächst. Eindringlicher als alle Worte es vermögen, lehrt hier das Leben selbst, daß im Leben nicht das Wissen um Notwendigkeiten, noch das Reden darüber das Entscheidende ist, sondern der selbstlose Einsatz: ohne Vorbehalt und ohne Abweichung. Nur so wachsen jene Gestalten heran, vor denen sich alles in Demut und Ehrfurcht beugt.

So erzählt Heinrich Lersch: „Die Mutter war eine ganz kleine Frau, hatte ein rundes, weißes Gesicht und schwarzes, glattgescheiteltes Haar... Sie hatte sieben Kinder. Kesselschmiedsbrut kommt schon halbtaub auf die Welt, die Natur ersetzt das fehlende Gehör durch größere Stimmkraft. Wenn wir die Küche mit unbeschreiblichem Lärm erfüllten, so klang manchmal vom Waschfaß leise und ruhig das Wort: Kinder! Mit dem einzigen Wort „Kinder" in vielfältiger Betonung, aber immer gütig und mild, hat Mutter uns erzogen. Nie, trotz dieser proletarischen Umgebung, nur ein rohes oder Schimpfwort sprach sie aus; sie glaubte so an das Anständige und Gute in ihren Kindern, daß Beifügungen wie bös oder schlimm in ihrer Sprache fehlten. Sie hat uns nie etwas zu tun befohlen, nie gesagt: Ihr müßt! Ihr sollt! Wenn wir etwas zu tun unterlassen hatten, meldeten wir uns sofort bei ihr und beichteten. Mutters freudiger Blick sagte uns, daß sie an den anständigen Kerl in uns glaubte. Wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne..."

Und Joseph Wittig berichtet, wie sein Vater sich seine Frau aus dem Hause einer Witwe geholt habe, und er erzählt: „Sie kann ja nur spulen und weben", sagten abmahnend die Angehörigen des Vaters, die wohl wußten, wieviel andere Kunst und Kraft eine Ackerstelle erforderte. Denn der Vater war in einer auswärtigen Fabrik beschäftigt und konnte nur Sonntags daheim sein.

Da riß sich die Kraft der jungen Weberin zusammen. Sie mußte auch im neuen Heim den Webstuhl aufstellen, denn des Vaters Wochenlohn

war karg. Aber ihre Felder mußten ebenso üppig im Halm stehen wie die Felder der Nachbarn, und die Kühe im Stall mußten glänzen vor Reinlichkeit und Fülle. In der Sonne funkeln mußten die Messingreifen von Butterfaß und Butterschaff! Und es lag jedes zweite Jahr ein Kindlein in der Wiege.

Da kam jener Stolz über meine Mutter, der sich auf der Höhe ihres Lebens als Hoheit offenbarte. Und eine Freudigkeit und Gewißheit, die den Verdüsterungen des Lebens die Waage hielt. Fast immer ohne den Schutz des Mannes, umgürtete sich ihr liebfräuliches Wesen mit einer Wehrhaftigkeit, vor der die wildesten Männer Respekt hatten. Recht und Gesetz wohnten weit ab, und es gab noch keinen Fernruf an die Polizeiwache. Da mußte das Leben eigene Wehrhaftigkeit haben.

Meine Mutter wurde ganz eins mit dem Ackerboden, den sie ohne fremde Hilfe bebaute. Da war auch keine Krume, die sich nicht einmal in der Hand gehabt hätte. Ihr Lebensodem und der Ackerbrodem gingen ineinander über. Die Leute sprachen manchmal davon, daß unser Acker ganz besonders gesegnet sei, und manche konnten sich den Segen in unserem Stalle nicht anders erklären als durch Annahme einer geheimnisvollen Kraft. Das war eben meine Mutter ... Das Bild meiner Mutter war nie das Bild eines Mütterleins. Selbst als das Alter die Höhe ihrer Gestalt gemindert hatte und ich weit über sie emporgewachsen war, erschien sie mir so hoch, daß ich es nur einmal wagte, ihren Kopf in meine Hände zu nehmen und an meine Brust zu legen, damals, als ich heimkam; als der Tod ihr wieder eine geliebte Tochter aus dem Hause geführt hatte. Ein tiefes Erbeben ging durch meine Mutter und mich; das ganze Leben schien von Grund auf verwandelt.

Ich war damals vierzig und meine Mutter fünfundsiebzig ..."

Unsern Vätern, Männern und Jungmannen muß als Wunschbild wieder im Herzen leben, von Frauen umgeben zu sein, die eine Beruhigung und ein Ansporn zugleich sind, in deren Nähe das Leben reicher erblüht und sich zugleich bändigt zu gehaltener Form.

Da liegt die Erziehungsarbeit, die alle zu leisten haben auf ihre Art, schlicht, ohne viel Aufhebens, aber zäh. Nur wenn sie alle sie leisten, die Väter und Mütter, die Erzieher und Erzieherinnen, die Männer und Frauen im Erwerbsleben und die Jugend, nur dann dürfen wir hoffen, daß das nationalsozialistische Hochziel von kommenden Geschlechtern wirklich erreicht wird: daß wir wieder ein sauberes, stolzes und leistungsfähiges — ein germanisches Volk werden, so wie das Schicksal es von uns fordert.

Die Eltern haben die entscheidende Arbeit zu leisten. Was sie ihren

Kindern an „Treue, Opferwilligkeit und Verschwiegenheit", an unentwegtem, anspruchslosem Dienst für Familie und Volk vorleben, das schlägt in den Kindern Wurzeln und wird zum unverlierbaren Maßstab für das ganze Leben. Dann empfinden die Kinder es als selbstverständliche Pflicht und Ehre, ihren Eltern nachzueifern, sie bei der Arbeit zu unterstützen und selbst in einen immer größeren Pflichtenkreis hineinzuwachsen. Entscheidend sind vor allem die ersten Lebensjahre, und da erwächst der Mutter die hohe Aufgabe, durch Wesen und Wirken die Erbanlagen der Kinder in treuer Sorge zu überwachen, zu lenken und zu formen.

August Winnig erzählt, er sei seiner Mutter Sorgenkind gewesen, „aber nicht darum, weil ich das jüngste ihrer Kinder war, sondern weil sie früh merkte, daß unser Bluterbe in mir stärker war als in meinen Geschwistern. Zu diesem Erbe gehörte ein abenteuerlicher Sinn, der den Rausch des großen Erlebnisses und des tiefen Gefühls suchte, und der seltsamerweise mit einer Lässigkeit im wesentlichen gepaart erschien. Ich bin mir darüber erst als reifer Mann klar geworden, aber meine Mutter muß das früh gewußt haben.

So oft ich darüber nachdenke, wie sie mich erzogen hat, immer erkenne ich mehr, wie ihre Erziehungsarbeit ein Kunstwerk war. Von meinem zehnten Jahre an, als mein mir im Alter nächster Bruder gestorben war, habe ich allein im Mittelpunkt ihres Denkens und ihrer Sorgen gestanden. Meine Geschwister waren erwachsen und gingen ihre eigenen Wege. Ihnen war als Kindern im Kommen und Gehen manche Freiheit zuteil geworden. Ich stand unter aufmerksamster Aufsicht und strengen Geboten. Ich fühlte fast körperlich die Zügel ihrer Leitung und wollte mir oft einreden, es sei nun Zeit, sie abzuwerfen, und überhaupt tue Freiheit mir not. Einmal war mir eine Erzählung Kindesrecht von Helene Lange in die Hände gefallen. Ihren Inhalt habe ich vergessen, aber ich erinnere mich, daß ich mit dem Heftchen zu meiner Mutter ging und ihr sagte, diese Geschichte müsse sie lesen. Sie warf einen Blick hinein, dann gab sie es mir lächelnd zurück und sagte: Geh nur mit deiner Geschichte. Ich weiß, was das Recht der Kinder ist".

Die wundervolle Sicherheit, mit der diese Mutter ihren Erziehungsweg ging und ihre lebenslange Wirkung ausübte, war aber nur möglich, weil sie sicher in sich ruhte: weil Wesen und Worte, Wirken und Forderungen eine unlösbare Einheit bildeten und als solche von ihrem Kinde erlebt wurden.

Neben die Erziehungsarbeit der Eltern tritt die Erziehung durch den B.d.M. und die Schule.

Wenn die Mädchen in der Familie durch das Vorleben der Eltern zu treuem Dienst in der gesetzten Gemeinschaft und zu Achtung und Ehrfurcht vor den im Leben und in der Arbeit Erprobten heranreifen sollen, so soll das Leben im Bund zur Kameradschaft erziehen, zur Nachbar- und Nächstenhilfe, es soll Bildungs- und Standesdünkel beseitigen und in gemeinsamer lebensvoller Tätigkeit Kraft und Frohsinn stärken und in geordnete Bahnen lenken. Über allem Tun muß dabei als Leitstern stehen, daß der Bund ein Bund deutscher Mädel und ein Teil der Jugend ist, die den Namen des Führers trägt.

Deutsch sein bedeutet für uns Nationalsozialisten: uns besinnen auf die Gesinnung und Lebenshaltung unserer Vorfahren, da sie noch in strahlender Kraft ein Leben der Zucht und der Ehre lebten, und diese Gesinnung und Haltung zur Richtschnur für unser Leben machen. Das bedeutet für Mädchen vor allem, daß sie den Mann um der Ehe willen lieben, um der Lebensaufgabe willen, die ihnen durch Ehe und Kinder erwächst. Die Körperertüchtigung hat auch nur dann einen hohen völkischen Sinn: wenn sie den Körper zum stolzen Träger eines hochstrebigen, leistungsfähigen Menschen erzieht, die Mädchen im besonderen geschickt macht zu all den Aufgaben, die ein Mutterdasein im Dienst der Familie und des Volkes an sie stellen werden.

Die Schule endlich hat den Mädchen das geistige und handwerkliche Rüstzeug zu geben, daß sie immer ausgebreiteter und immer vollkommener das leisten können, was Haus und Bund und das Leben von ihnen verlangen.

Sie hat ferner das geistig zu begründen, in immer weiteren Rahmen zu spannen, in immer vertiefterer Lebensansicht zu zeigen, was die Mädchen zu Hause, im Bund und im Volksganzen als deutsches Leben erleben und leben.

So haben Eltern und Bund und Schule zusammenzuwirken, daß eine deutsche Frauenwelt heranwächst, von der ganz allgemein gesagt werden kann, was August Winnig von seiner Mutter aussagt: „Wenn ich mir vorstellen will, wie man Armut mit Würde tragen kann, so steht meine Mutter vor mir. Sie war eine rechte Frau und Mutter, und es war kein Falsch in ihr. Das hat ihr Gott gelohnt. Die Liebe, die von ihr ausging, kam von den Menschen zu ihr zurück. Wie muß man dankbar sein, wenn man solch eine Mutter hatte! Das Härteste ist, daß man sie einmal verlieren muß."

# Mütter und Frauen berühmter Männer.

Von Dr. Lydia Rath.

Am Anfang eines jeden Lebensweges steht die Mutter als das ewige Schicksal ihres Kindes. Sie war Erfüllerin schöpferischer Sendung, nun wird sie Führerin, da es in ihre Macht gegeben ist, bestimmend und gestaltend mitzuwirken an der Entfaltung eines Charakters. Gnade wurde ihr zuteil vor vielen Menschen — aber dennoch findet sich jede wahre Mutter klein vor der unendlichen Größe ihrer Aufgabe, demütig im Suchen und glücklich im Finden des rechten Pfades.

Mütterliches Wesen ist allem Naturnahen zugewandt, es fühlt sich jeder jungen Werdekraft wie allem Wachstum auf Erden dienend verpflichtet. So dient die Mutter ihrem Kinde in der klaren Erkenntnis, daß sie es wachsen lassen muß nach den Gesetzen, die ihm auferlegt wurden, daß sie ihm aber helfen muß, sich heranzubilden zu jener lebendigen Form, die seinem Inhalt entspricht.

Vorbildlich im Denken wie im Handeln waren die Mütter berühmter Männer, von denen hier die Rede sein soll. Diese Mütter schufen „im engsten Ringe weltweite Dinge" und waren von solcher Art, daß sie die ihnen von der Schöpfung anvertrauten Gaben: Klugheit, Güte, Natürlichkeit und ahnendes Erkennen in der rechten Weise zu brauchen und zu pflegen wußten. Wohl jeder ihrer großen Söhne hätte so zu sprechen vermocht, wie Kant es tat: „Ich werde meine Mutter nie vergessen; denn sie pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir, sie öffnete mein Herz den Eindrücken der Natur; sie weckte und erweiterte meine Begriffe, und ihre Lehren haben einen immerwährenden Einfluß auf mein Leben gehabt". Und ebenso hätte jeder die Worte Wilhelm Raabes zu seinen eigenen machen können: „Was man von der Mutter hat, das sitzt fest und läßt sich nicht ausradieren, das behält man, und es ist auch gut so, denn jeder Keim sittlicher Fortentwicklung des Menschengeschlechts liegt darin verborgen . . . Keine Weisheit, die auf Erden gelehrt werden kann, kann uns das geben, was uns ein Wort und ein Blick der Mutter gibt."

Diese Mütter, denen die höhere Gnade zuteil ward, ihre Söhne zu Kündern ewiger Weisheit heranreifen zu sehen, erkannten mit seltener Klarheit, daß sie beides sein mußten: Lehrmeisterin und gütig verstehende Freundin. Und da sie dem Erkennen gerecht wurden, führte wahrhaft gütiges Wesen zur tiefsten und innigsten Freundschaft der

Seelen. Wenn auch weltweite Wege sich trennend zwischen Mutter und Kind legten, so zerbrach doch niemals im Leben die verbindende Brücke, die zueinanderführte, und immer blieb die Mutter ihrem Sohne der Urquell alles Seins: Heimat!

*

Es ist bekannt, daß der größte deutsche Dichter einmal sagte, er habe „vom Mütterchen die Frohnatur und Lust zu fabulieren" erhalten. In diesen Worten ihres Sohnes liegt recht eigentlich das ganze Wesen der Frau Aja beschlossen, denn eine dichterisch beschwingte Frohnatur war sie, wie es wohl bisher keine zweite unter den Frauen gegeben hat. So, wie ihre Briefe durchpulst sind von der Frische eines humorvoll lebendigen Seins, so ist ihr ganzes Leben durchpulst von jugendlicher Heiterkeit und einer ursprünglichen Naturnähe. Es war nicht ihre Sache, mit dem Schicksal um Verlorenes und Schweres zu rechten, denn es spielte nun eben „so sein Spiel im Verborgenen fort, und tausend gegen eines gewettet, am Ende müßten wir doch gestehen, daß es das Spiel aus dem Grunde versteht". Darum klagte Frau Aja nicht lange, wenn es Bitteres zu überwinden galt, sondern „tat alles gleich frischweg und verschluckte den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken". Leben und Freude entsprangen, wo Katharina Elisabeth Goethe auch immer erscheinen mochte. Sie fesselte den Knaben durch die lebendige Art ihrer Erzählungen — die Freunde des heranwachsenden Sohnes hingen an ihr mit begeisterter Verehrung. Keine andere Mutter war so „jung im Geiste" wie Frau Aja, und keine verstand den brausenden Sturm und Drang der Jugend besser als sie. Es war ihr vergönnt zu sagen, daß niemals eine Menschenseele mißvergnügt von ihr gegangen sei. Denn, so meinte sie, „ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung". Zeitgenossen schildern die Goethemutter als eine wunderbare Frau von unerhörter Lebenskraft und Fröhlichkeit, die es verstanden hätte, alles Gute auf Erden zu genießen und das Unangenehme weit von sich weg zu schieben. Sie war eine so glückliche Natur, daß sie noch im hohen Alter von sich sagen durfte: „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich's — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein, der Glaube an Gott, der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich." — Es ist selbstverständlich, daß eine Frau von solcher Herzensheiterkeit und Gemütswärme den Genius des Sohnes begreifen mußte. Demütig und dankbar verharrte sie vor seiner Größe und suchte ihn auch dort zu

rechtfertigen, wo seine Handlungen anderen unverständlich blieben. Die Briefe, die Mutter und Sohn einander schrieben, gehören zu dem Schönsten, was wir in deutscher Sprache an Briefen besitzen — nicht nur, weil sich darin dichterische Begabung kundtut, sondern vor allem auch deshalb, weil man zwischen den Worten die tiefen Ströme blutnahen Verstehens rauschen hört.

Wer sich die Welt der lebensklugen Frau Aja zu eigen gemacht hat, sollte an der stilleren Erscheinung von Schillers Mutter nicht vorübergehen. Denn auch Elisabeth Dorothea Schiller kann gerade uns heutigen Frauen ein Vorbild sein in ihrer selbstlosen Hilfsbereitschaft und ihrem unbewußten Opferwillen. Sie war eine einfache, kluge und tief religiöse Frau, deren Leben sich erschöpfte in der Sorge für ihre Nächsten, die aber trotz ihres reichen Tagewerkes noch Zeit fand, sich an der Dichtkunst zu erfreuen und in die Geschichte zu versenken. Sie vererbte ihrem großen Sohne den regen Sinn für alles Schöne in Natur und Geschichte ebenso wie die äußerlichen Merkmale: den schlanken Körperbau, das rötlich blonde Haar, die blauen Augen, die klare, breite Stirn. Schiller hat es mit tiefer Dankbarkeit empfunden, daß der Segen mütterlicher Liebe ihn niemals im Leben verließ. „Meine Mutter liebte mich sehr", schreibt er einmal, „und hat viel um mich gelitten. Sie war eine verständige, gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben." Frau Elisabeth hatte ein unendlich feines Gefühl für das Wesen ihres Sohnes. Es ist erschütternd zu hören, wie sie sich bemühte, ihm alles Schwere und Bittere ihres eigenen Daseins zu verschweigen, weil er „bei seinen Seelengeschäften Aufmunterung und keine so traurigen Nachrichten ertragen darf". Sie folgte dem Schaffen des Dichters mit immer gleicher Anteilnahme und sich immer steigernder Freude und breitete über sein unruhiges Kämpferleben die Wohltat wärmender, mütterlicher Güte. Die gegenseitigen Briefe legen beredtes Zeugnis ab von den feinen, zarten Beziehungen, die zwischen Mutter und Sohn walteten.

Es ist kein Zufall, daß Elisabeth Schiller in gemeinsamer Grabstätte mit der Mutter des schwäbischen Dichters Eduard Mörike ruht, denn diese beiden Dichtermütter waren sich innerlich sehr ähnlich. Die schönen Worte, mit denen Mörike seiner Mutter gedachte, könnten ebensowohl für Elisabeth Schiller Geltung haben: „Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne jedes Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus."

Die Genialität des großen Soldaten Helmuth von Moltke war von anderer Art als die unserer berühmten Dichter. Es mag seltsam klingen und ist doch so, daß gerade der Kriegsmann innerlich weniger der Sohn seines Vaters als der seiner Mutter war. Ihr verdankte er den klaren Blick für alles Wesentliche, die Willensfestigkeit, aber auch die Liebe zur Kunst. Henriette von Moltke wird uns geschildert als eine Frau von überragender Geistigkeit, die ihre Kinder selbst unterrichtete und mit ihnen musizierte. Eine deutsche Mutter, klar im Denken wie im Handeln, warmherzig und liebevoll. Helmuth von Moltke ließ sie an allem teilhaben, was sein Leben bewegte. Es war ein ruhevolles, inniges Freundschaftsverhältnis, das Mutter und Sohn miteinander verband und in Moltkes eigenem Ausspruch seine schönste Bestätigung findet: „Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohltaten der erste mütterliche Unterricht die größte und bleibendste ist. Auf dieser Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben auf, und wenn du acht Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, so muß ihr Dank und Gottes Segen auf dir ruhen."

Unter den vielen Müttern großer Söhne ragt Henriette Feuerbach hervor als eine Frau, die man im wahrsten Sinne der Worte „edel, hilfreich und gut" nennen könnte. Ihr, die kein Kind geboren hatte, gebührt dennoch der „Ehrentitel, der erste der Welt" in höherem Grade, da sie die Tragik ihres eigenen Schicksals vergaß in der Sorge um ihres Stiefsohnes bitteren Lebenskampf. Es hat etwas Ergreifendes, in den Briefen Anselm Feuerbachs wieder und wieder Worte wie diese zu finden: „Liebe Mutter, rate Du mir! Glaube an mich . . . Liebe Mutter, ich danke Dir, Du hast geholfen wie immer . . . Du fühlst mit mir . . . Ich fühle mich oft sehr allein, doch stärkt mich der Gedanke an Deine Liebe und an Deine Kraft und Tätigkeit . . . Wenn Du nur Vertrauen in mich setzt, daß ich etwas werde auf dem Wege, den Du in den Bildern siehst, und wenn Du nur die Überzeugung hast, daß ich fleißig war" . . . Am innigen Klang dieser Briefzeilen spürt man, wie Güte und Reife einer hochstehenden Frau zu einer so tiefen Verständigung der Seelen führten, wie sie zwischen Menschen nur möglich ist. Das Leben des Malers Feuerbach war von schwerster Tragik umwittert, aber alles Dunkle in seinem Dasein verblaßte vor der ruhigen, stillen Liebe dieser Mutter, die eine Frau von seltener innerer Größe und ungewöhnlicher Bildung gewesen sein muß. „Schöner und reicher kann ein Leben nicht ausklingen als das meinige", schrieb sie an ihren Sohn, „Deine Kunst und meine kleine, feine Musik, in der ich mir selber genüge, weil ich die großen Gedanken der alten Meister verstehe." Immer blieb sie die Reiche, Starke,

die Liebende und glückselig Gebende, die Hüterin des Unbewußten, das sie ahnend schaute, ehe es noch zur Tat gereift war. So gewann ein Frauenleben überpersönliche Bedeutung und ergreifende äußere Gestaltung im Bilde des Sohnes. Henriette Feuerbach hätte ebenso schreiben können, wie die Mutter Rudolf Virchows einmal über ihren Sohn schrieb: „Mein Leben hängt von dem seinen ab. Ich weiß nicht, was ich alles für ihn unternehmen könnte — das Schwerste würde mir leicht werden."

Alle diese Mütter waren der tiefe Grund des Werdens, dessen Tiefe wir nur deutlich zu ahnen vermögen — sie waren alle die heiligen Hüterinnen schöpferischen Gutes, waren Heimat und Sinnbild ewigen Lebens — Göttinnen, die hehr in Einsamkeit thronten und mit angehaltenem Atem lauschten, ob nicht eine Stimme aus der Welt der noch suchenden, irrenden Kinder herüberdringen wolle in ihre Welt der Stille.

Die großen Söhne solcher an Liebe verschwenderischen Mütter aber suchten ihr ruhlos gewordenes Leben wieder zu verankern in dem ruhigen Grunde, den das harmonische Wesen einer mütterlichen Frau bildet. Der durchbrochene Ring, mit dem sie an die Kette der Ewigkeit geschmiedet waren, schloß sich abermals. Aus der Vielheit entstand jene höhere Einheit, die die Lebensganzheit in sich zu verwirklichen strebte. Aus der Liebe erwuchs die Hingabe an ein friedvolles, starkes und stilles Familienleben und die Gemeinschaft zweier Persönlichkeiten, die jede für sich zum seelischen Mittelpunkt der anderen wurde.

Der geniale Mensch wird sich dem Regelzwang niemals beugen, er wird ihn immer wieder durchbrechen müssen, um sein Dasein nach den ihm auferlegten Gesetzen zu gestalten. Als Goethe das Wildblümlein Christiane Vulpius in seinen Garten verpflanzte, erhob er eine Frau zu seiner Gefährtin, die die Größe seines Geistes nur ahnte. Aber eine sorgende, mütterliche Frau, die das Leben des großen Schaffenden mit ruhigem, mildem Glanze überstrahlte und ihm die Wärme und Ruhe gab, die notwendig waren zur vollen Entfaltung einsamster Schöpferkraft.

Eine feinere Blüte im „Kulturgarten der Menschheit" war die Liebe zwischen Friedrich und Charlotte von Schiller. Hier kamen zwei Menschen zusammen, die füreinander geschaffen erschienen und nun zu einer Lebenseinheit wurden. An dem Beispiel einer Charlotte, einer Anna Magdalena Bach und einer Karoline von Humboldt zeigt sich, wie die liebende Frau voll und ganz zur Lebenskameradin ihres bedeutenden Mannes wurde, wie sie unebene Straßen zu ebnen suchte und in ihrer selbstlosen Hilfs- und Opferbereitschaft niemals erlahmte.

Charlotte war eine allem Schönen zugewandte Natur, ohne Selbstsucht und Selbstgefälligkeit, ein schlichter, natürlicher Mensch von immerwährender Schaffensfreude. Es scheint, als schaute einen aus ihren Briefen ihr klares, gütiges Antlitz an, versonnen und klug zugleich, gerecht und liebevoll in einem. Sie hatte einen sicheren Blick für die fordernden Notwendigkeiten des Tages; über diesen Tatsachensinn hinaus aber fühlte sie die unsichtbaren Fäden zwischen Mensch und Mensch. „Es gibt eigentlich keine Entfernung für Seelen, die sich lieben, ich fühle es klar, Du bist mir immer nahe. Oft ist mir der Gedanke so auffallend, daß ich Dich nicht sehe, und doch Deine Nähe so fühle . . . Wir sind glücklich in unserer Liebe, in dem Gefühl uns anzugehören, ich vergesse der Welt so ganz, wenn ich bei Dir bin, und wir brauchen nichts außer uns zu suchen. Reich in Deinem Geiste wird der meine sich freun, dem Flug des Deinen zu folgen, und in Deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe blühn." Ein anderes Mal schrieb sie: „Könnte ich je den Kummer Deines Herzens für Dich tragen!" und rührte mit diesem Wort an eine der tiefsten Wurzeln ihres Wesens. Ihre Opferwilligkeit war ohne Grenzen, aber sie wußte nichts von Opfern, sondern nur vom Dienst an einer Liebe, die aus klarstem Quell gespeist wurde und niemals erlosch. Der schöne Gleichklang edler Geister wurde nur durch Schillers frühen Tod vorzeitig zerrissen.

Eine klare Linie führt von Charlotte Schiller hin zu den ihr verwandten Frauen. Die junge Charlotte, versunken in des Dichters unsterbliche Werke — und die junge Anna Magdalena, versunken in des großen Meisters Spiel — sie sind sich im Grunde wesensgleich.

Als Anna Magdalena lauschend in der Sankt-Katharinenkirche in Hamburg stand, nicht wissend, wie lange sie dort einsam gestanden hatte, nur ganz ein Zuhören, ohne Sinn für Zeit und Raum, da war ihr, als habe sie „Wurzel in den Steinfliesen gefaßt". Von diesem Augenblick an hatte ihr Leben keine andere Beziehung mehr als die zum Leben Johann Sebastians. Nach ihrem Hochzeitstage empfand sie sich selber wie einen kleinen Strom, den der große Ozean aufgenommen hatte. Sie fühlte sich eingehüllt in ein Leben, das tiefer und breiter war, als das ihre je hätte werden können. Dankbar spürte diese Frau die Gnade, gesegnet zu sein vor vielen Frauen der Welt, weil sie mit einem Geiste von so unendlicher Weite zusammenleben und seine „vollkommene Musik" entstehen sehen durfte. „Und wie ich so Jahr nach Jahr in tiefster Vertrautheit mit ihm lebte", heißt es einmal in ihren Bekenntnissen, „verstand ich seine Größe immer mehr." Auch diese Ehe wurde, was jede Ehe im Grunde sein sollte, eine Einheit des Lebens sowohl

wie des Schaffens. An langen Abenden saßen Anna Magdalena und Sebastian nebeneinander und schrieben Musik ab. Zwei Kerzen brannten dann zwischen ihnen und verbreiteten ihr stilles Licht über die still und glücklich Arbeitenden. Sebastian schrieb keinen Takt, ohne ihn seiner Gefährtin zu zeigen und sie teilnehmen zu lassen an all seinen Gedanken. „Wir hatten Schwierigkeiten und Unruhe, wie sie ein jeder hat, der über diese Erde geht", so lesen wir im Buche Anna Magdalenas, „aber sie lagen stets außerhalb unserer Person, sie rührten nie an unsere Liebe." Johann Sebastian Bach empfand „Dissonanzen um so härter, je näher sie der Harmonie" lagen, Mißhelligkeiten zwischen Eheleuten aber erschienen ihm als die unerträglichsten, und so führte auch hier gegenseitiger Wille zu einem selten harmonischen Zusammenklang. Es war der nach dem Tode ihres Mannes einsam gewordenen Frau, als gehe ein Licht in ihrem dunklen Zimmer auf, wenn sie sich an die Tage schönster Gemeinsamkeit erinnerte, da sie eine fröhliche Mutter war und die glückliche Gefährtin des großen deutschen Musikers, vor dessen Größe sie sich andächtig neigte. So aber lautet ihr tiefstes Bekenntnis: „Die Großen der Erde sind immer einsam, und darin sind sie allein dem Größten von allen, dem Allerhöchsten verwandt . . . Immer wieder zuckte in mir ein seltsames Staunen durchs Herz vor irgend etwas Gewaltigen in ihm (Johann Sebastian), das ich nicht verstand und nicht erklären konnte."

Eine Erscheinung von ungewöhnlich geistiger Regsamkeit war Karoline von Humboldt, die Freundin Charlotte Schillers. Diese Frau, die eine ausgesprochene Persönlichkeit von höchstem Eigenwert war, schrieb einmal an Wilhelm von Humboldt: „Was ist das Dasein des Weibes, wenn es nicht die Freude eines edlen Mannes ist? Wir haben keine Existenz wie diese, und es ist die schönste, die uns die Natur geben konnte. Einem geliebten Wesen eigen, alle Wonne, alle Ruhe des Lebens liegt in diesem Gedanken!" Die Eigengesetzlichkeit eines jeden Charakters auch in der Ehe geachtet zu sehen, war eine Forderung, die Karoline stellen mußte. In der „ungebundensten Geistesfreiheit" erblühte zwischen zwei hochstehenden Menschen ein so vollkommenes Glück, wie es nur selten auf dieser unvollkommenen Erde möglich ist. Wilhelm und Karoline von Humboldt ergänzten sich gegenseitig, sie nahmen teil einer an des anderen geistigen Wachstum, ohne sich in irgendeiner Weise zu beengen. Karoline war beides, Mädchen und Frau gleich vollendet — sie war in jedem Augenblick nur das, was sie sein mußte, ohne jemals Richtung und Ziel zu verlieren. Als Hochziel des Lebens galt es ihr, Kameradin ihres Mannes zu sein und Mutter ihrer

Kinder. Sie wünschte ihre Töchter nach eigenem Beispiel zu erziehen — sie sollten „jede Hilfe leisten, jede Freude spenden, mit der man vom Herzen zum Herzen dringt, jede Träne ehren, jedes Gemüt, soweit man es erkennt, zu begreifen suchen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere.“ In dieser Frau sprach sich deutsche Weiblichkeit in vollkommener Weise aus, und so ist gerade Karoline von Humboldt geeignet, vielen heutigen Frauen wegweisend zu dienen. Die Liebe zu Deutschland ist trotz langen Fernseins nie kleiner in ihr geworden und strömte durch all ihr Denken und Tun hindurch wie der großen Strom, in den alle andere Liebe mündete. Es ist verständlich, daß eine Persönlichkeit wie Karoline ihrem Manne als Krönung seines Daseins erscheinen mußte, so daß er sich noch am Ende seiner Tage zu den Worten bekannte: „Ich glaube nicht, daß es noch einmal zwei Menschen auf Erden gibt, auf die das verehelichte Leben so tief und so wechselseitig gewirkt hat wie bei uns. Es hat nie eine so vollkommene und so vollständig weibliche Natur gegeben als Karoline, im höchsten wie im schlichtesten Sinne des Wortes.“ — —

Es konnten in dieser kurzen Betrachtung nicht alle jene Mütter und Frauen erwähnt werden, die der Erwähnung wohl bedürften. Eigenes Suchen mag zu ihnen finden, damit sich im Nacherleben vergangener Zeiten heutiger Pflichtenkreis kläre. Und immer wieder wird mütterlicher Frauen Schicksal sich im Sinnbild offenbaren:

> Aus Mutter Aases Schoß stürmt der Sohn in die Welt — vor der heimatlichen Hütte aber grüßt Solvejg den heimgekehrten Wanderer — Mutter und liebende Frau zugleich.

# Die kulturelle Sendung der deutschen Frau.

Von Josef Magnus Wehner.

Das Wort Kultur hängt seiner Abstammung nach auf das engste mit dem Landbau zusammen. Den mütterlichen Boden zu bearbeiten und zu pflegen, ihn zu veredeln und aus ihm die kostbarsten Früchte zu ziehen, ist der Sinn jenes Bauens, der ursprünglich in dem lateinischen Worte „Kultur" lag.

Daraus ergibt sich auch für uns Deutsche, die wir heute noch jenes Wort gebrauchen, weil es sich weder mit Bildung, noch Erziehung, noch Sitte, noch mit irgendeinem anderen deutschen Worte ähnlichen Inhaltes deckt, die einfachste Auslegung. Kultur üben heißt alles Wachstum körperlich-seelischer und geistiger Prägung so pflegen, daß es die edelsten Früchte bringt, die es seiner Anlage nach zu bringen imstande ist. Diese ganz allgemeine Aufgabe erhält ihre besondere Weihe durch die außerordentliche Eignung gerade des Deutschen, das wachsende Leben zu hüten und zu formen. Nur wir Deutsche haben das römische Wort Kultur übernommen, die westlichen Völker, insbesondere Frankreich, haben für die gleiche Empfindung das Wort „Zivilisation" geschaffen, das nicht mehr bedeutet als Verbürgerlichung. So war denn auch deutsches Leben maß- und formgebend an den vergangenen europäischen Kulturen beteiligt. Wir wissen heute, daß weder die italienische Kultur der Renaissance, von deren Restbeständen noch das heutige Zeitalter lebt, noch die Kulturen unserer Nachbarvölker ohne die Wanderungen unserer Vorfahren möglich gewesen wären. Diese hohe Erkenntnis darf uns mit gerechtem Stolze erfüllen, sie wäre aber völlig nutzlos, wenn sie nicht in jedem einzelnen von uns wiederum zum Antriebe neuer Kulturschöpfung, oder wenigstens neuen Kulturwillens und neuer Kulturoffenheit würde.

Die Aufgabe der deutschen Frau in dieser notwendigen Richtung unseres neuen Weltaufbaues ist von der höchsten und verantwortungsschwersten Bedeutung. Längst vergangene Zeitalter, in denen das Mutterrecht herrschte und im Kampfe mit dem Vaterrecht unterging, haben uns Zeugnisse einer solchen ehrwürdigen, ja geheimnisvollen weiblichen Kultur hinterlassen, daß nur ein beschränkter Kopf an der Vollwertigkeit jener anderen Hälfte unserer Welt zweifeln könnte, die Frau heißt. Wie männliche und weibliche Kräfte das All durchwalten, wie wir etwa das wogende, gelassene, in seiner eigenen Tiefe ruhende Wasser als

weiblich, den Blitz als männlich empfinden, so wirken auch im täglichen, im öffentlichen Leben männliche und weibliche Kräfte den Bau unseres Daseins. Von der Mutter empfängt das Kind nicht nur das leibliche Leben, es wird auch in den Jahren, da es noch an ihrer Hand geht, auf das nachhaltigste in die Welt jener Bilder eingeführt, die im wörtlichen Sinne später sein Inneres bilden werden. Alle großen Männer, die sich hierüber geäußert haben, bekennen, daß die ersten sechs Jahre ihres Lebens die eigentlich entscheidenden waren, und daß alle späteren Jahre nur die Entfaltung jener heiligen Samenkörner waren, die in den ersten Jahren in die empfängliche Seele gesenkt wurden.

In diesen ersten Jahren also hat die Mutter die Führung. Es ist entscheidend, wohin das Kind an der Hand der Mutter in jenen selig verhängten Jahren geführt wird, welcher Lichtschein in seine Seele fällt, ob die Mutter es zu den schönen Wolken, Sternen, zu Sonne und Mond aufblicken, und auf das Rauschen des geheimniserfüllten Waldes, des Sees und des Flusses lauschen läßt — oder ob das Kind in platter Alltäglichkeit nur den Weg am Randstein des Bürgersteiges entlang kennenlernt: in der Hand der Mutter liegt es mit einem Worte, ob das Kind in das Herz der Welt hineingeführt wird, oder ob es ewig draußen bleibt und später sich als Ausgestoßener und Verzweifelter, als zu spät oder zu früh Geborener, als Prolet und Gottloser fühlen muß. So wahr Gott im Gewissen jedes seiner Geschöpfe wohnt, so notwendig ist es, diesen Gott schon in der Kinderseele zu wecken. Er ist wie das Wunder, wie jede große Erscheinung, ein schlafender Gott, der auf das lösende Menschenwort wartet.

Auch die allerersten Begriffe vom Urgrund unseres deutschen Daseins und seiner tausendfältigen Formen werden von der Hand der Mutter dem noch blinden aber ahnungsvollen Seelenauge des Kindes eingebildet. Von ihr erfährt es die Herrlichkeit unserer ganz großen deutschen Schöpfungen der Vergangenheit nicht in langatmigen gelehrten Erläuterungen, sondern oft nur durch ein einziges ergriffenes, mit Seele geladenes Wort. Dieses Wort ist der Samenkern, der später beim Anblick der Dome und Burgen, alter Städte oder mythischer Landschaften wunderbar aufgeht.

Auch das erste Lied klingt dem Kinde von den Lippen der Mutter. Auch dieses Lied kann den Grund legen zu einer ganzen Welt. Nicht umsonst sprechen wir Deutschen vom Reiche der Töne, denn es ist wahrhaftig ein Weltreich, das unsere deutschen Tonkünstler geschaffen haben, und wer Ohren hat, in die Tiefe der Kunst hinabzulauschen, der weiß, daß die Werke unserer Größten gar nichts anderes sind, als eine andere

Weltschöpfung, daß Gott unmittelbar in solchen Werken ist, und daß, wenn die unsterblichen Töne der Meister aufklingen, der Mensch in einer Art Gottesdienst dem Schöpfer auf seine Schöpfung antwortet.

Das ist es ja gerade, was immer die Höhepunkte der Kultur auszeichnet: Kultur ist nicht etwas ganz Privates, Persönliches, das nur einem einzigen (kultivierten) Menschen gehört, sondern Kultur ist etwas, was weit über den einzelnen hinausführt, was größer ist und von tieferer, älterer Herkunft als er selbst und was unmittelbar in die ganz großen und letzten Zusammenhänge hineinführt. Die höchsten Schöpfungen der Kultur verbinden unmittelbar mit dem All, mit Gott. Niemand würde den Erbauer des Straßburger Münsters einen kultivierten Menschen zu nennen wagen, niemand auch in den wunderbar gegliederten Steinmassen das Werk eines einzelnen, subjektiv gestimmten Künstlers erblicken können. Ein solches Bauwerk ist vielmehr der erhabene, gestufte, Stein gewordene Bau- und Schmuckwille eines ganzen Volkes, ein Weltall im kleinen. Auch Goethe etwa ist, wenn man ihn in all seinen tausend Widersprüchen und rätselhaft blitzenden Fernen und Tiefen betrachtet, nicht ein Einzelner, sondern für den, der ihn ganz zu erfassen vermag, würde er als ein ganzes Volk erscheinen.

So fällt der Frau, indem sie das Kind in die seelenhaften Bezirke deutscher Schöpfung einführt, die gewaltige Aufgabe zu, es reif zu machen für überindividuelle Zusammenhänge. Diesen großen, überpersönlichen Empfindungen dient das von den erwachenden Völkern heraufgeführte Zeitalter, das seinen sichtbaren, über den Einzelnen hinausführenden Ausdruck im Staatlichen sucht. Aus der Hand der Mutter wird der künftige Staat die Jugend empfangen; wohl ihm, wenn diese Jugend schon seelisch so bereitet ist, daß sie selbstlos und rein, tapfer und gläubig, tief und kühn den hohen Dienst an der Gestaltwerdung der edelsten Volkskräfte versehen kann.

Denn auch hier im Staatsleben wird es, wie immer eindringlicher erkannt wird, nicht nur darauf ankommen, Befehle auszuführen und sich auf größere Führer, oder vielleicht gar nur auf den einzigen Führer zu verlassen, sondern es wird nötig sein, daß jeder einzelne Träger des Staates im entscheidenden Augenblicke völlig selbständig zu handeln vermag, so, als ob er das Volk selbst wäre. Wie aber will er so handeln können, wenn nicht das Volk in ihm ist? Das ganze Volk in seiner Schönheit und Tiefe, in seinem Adel und in seiner Würde, in seinen höchsten Leistungen, in den tapfersten Bildern seiner Geschichte, in den erhabensten Einfällen seines Genius? Oder auch nur in seiner großen und lieb-



Kinderbildnis

von Emilie von Hallavanya, München

lichen Schlichtheit, in seiner handwerklichen Redlichkeit, in seiner tätigen, stillen Brauchbarkeit?

Wer aber glaubt, die vollkommene Gegenwart des Volkes im Einzelnen könne ohne die grundlegende, abgrundtiefe Erziehung der allerersten Jahre durch die Mutter erreicht werden, der hat vom Wachstum des Menschen keine zureichende Vorstellung. Von hier, also vom Ganzen aus gesehen, wächst die Aufgabe der deutschen Frau ins Unermeßliche und sie wäre erdrückend, wenn sie nicht ihre natürliche Beschränkung in der Veranlagung ihres Kindes fände. Die helläugige Mutter wird bald die Grenzen erkennen, die ihrem Kinde gezogen sind, und sie wird nicht versuchen, diese natürlichen Grenzen zu überspannen, sie wird vielmehr darnach trachten, aus den Grundlagen ihres Kindes in langsamem Wachstum ein kleines Kunstwerk zu bilden, das auf festem, von der Natur des Kindes selber eingehegtem Nährboden steht, einen Charakter mit möglichst reichem, seelischem Inhalt. Sie wird bei ihrem Werke der Seelenöffnung auch den Mächten, die unser Dasein durchwalten, Raum geben. Eine stille Stunde, in der sie mit ihrem Kinde wortlos am Feuer, am Wasser, unter den Bäumen oder unter den Sternen sitzt, während die Seele ihres Kindes Zwiesprache mit den webenden Mächten hält, wird manchmal ihr Kind weiter, größer und reifer machen, als Monate sorgfältigster Belehrung.

Blicken wir zurück. Wir haben so einfach wie nur möglich einige Andeutungen gegeben, welche die Aufgabe der deutschen Mutter in der Erziehung ihres Kindes berühren. Wir ziehen jetzt diese Andeutungen in klaren Strichen nach und stellen als solche Aufgaben folgendes fest: Weckung des Kindes für alles Wachsende und Werdende in Natur und Menschenleben, Hinführung sowohl zu den Elementen wie zu den sichtbaren Zeichen staatlicher Ordnung: marschierenden Gliederungen, Fahnen, Liedern. Verbindung mit den überpersönlichen Mächten religiöser oder sozialer Art: Gott, Volk, Welt. Geleit in das Innere des deutschen Wesens, in das geistig-seelische Reich, das vor allen Dingen die deutsche Kunst, die deutsche Sage und das deutsche Lied aufgerichtet haben.

Es erübrigt sich zu sagen, daß die wahre Mutter jede Gelegenheit benutzt, um in dem Kinde die kommenden Tugenden des Jünglings und des Mannes zu entwickeln: Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeitsgefühl Tapferkeit, Beständigkeit, Selbstlosigkeit, Enthaltsamkeit und Liebe zum Volksgenossen.

Von allen diesen Dingen können natürlich nur die äußersten Strahlen in das Herz des Kindes fallen. Aber einmal haben wir ja am äußeren

Abglanz das Leben, wie Goethe sagt, und anderseits gibt es menschliche Typen, und zu ihnen gehört vor allem die Mutter, die schon durch ihr bloßes Sein Kräfte bildenden Wachstums ausströmen.

War bisher nur von der mit Kindern gesegneten Mutter die Rede, so seien jetzt mit nicht weniger innerer Anteilnahme die Aufgaben jener Frauen geschildert, denen das Schicksal zwar Kinder versagte, in denen aber der mütterliche Trieb ebenso stark ist wie in den gesegneten Müttern und vielleicht sogar schmerzlicher, weil er unfruchtbar blieb. Auch sie haben die Aufgabe, Hüterinnen des überall im Deutschen Reiche wachsenden Lebens zu sein. Auch sie haben den hohen Beruf, Nahrung zu spenden in jedem Sinne. Ihre natürlichste Stelle ist die in der öffentlichen und privaten Fürsorge; gewaltig groß aber dünkt mir auch jene Frau, die ohne öffentlichen Auftrag ihr Leben und ihre Liebe verströmt. Solche Frauen sollen Schreine voll des köstlichsten deutschen Lebens sein ... In ihnen soll sich, wie die leibliche Nahrung in den gesegneten Müttern, so die Seelennahrung aus dem inneren deutschen Bereiche sammeln. Sie sollen die geistige Mütterlichkeit üben, indem sie überall Freude, Kraft, Ruhe und schöpferischen Antrieb verleihen. Auch sie sind Frauen, auch durch ihre Adern pulst weibliches Blut, und sie sind schon durch ihre bloße Gegenwart ebenso auch die andere Hälfte der Welt wie die wirklichen Mütter. Auch sie sind berufen, durch Gemeinschaft irgendwelcher Art in schöpferischen und arbeitenden Männern jene wundervolle schöpferische Erregung zu erzeugen, die der kreißenden Unruhe des gebärenden Eros gleicht. Ich denke hier nicht nur an geistreiche Frauen, die mit geistreichen Männern verkehren, wovon uns die Geschichte in den literarischen Salons aller Länder glänzende Beispiele aufgezeichnet hat, ich denke vielmehr an die einfachsten Dinge. Wie oft kann eine solche Frau durch einen lichten Hinweis auf eine helle und reine Sache den Mann erleuchten, auf den rechten Weg führen, ihn entlasten und erfreuen. Ich stelle mir wirklich vor, daß auch heute noch unsere deutschen Frauen Seelenführerinnen sein können wie unsere germanischen Priesterinnen. Der Mann ist im Grunde ein theoretisches Wesen, vor lauter Arbeit kommt er meist nicht dazu, die Welt ruhig zu betrachten, es gebricht ihm oft an Menschenkenntnis. Hier kann die naturnahe und instinktsichere Frau Wunder wirken, ja sie kann erheblich dazu mithelfen, aus dem gewaltigen gesellschaftlichen Umbau, der sich jetzt vollzieht, auch eine neue Sitte heraufzuführen, die im Laufe der Jahrzehnte für alle verbindlich sein wird.

Hier wachsen für die deutsche Frau heilige Pflichten heran. Wir dürfen nicht kleiner sein als unsere Vorfahren und müssen im Innern des

kommenden stolzen deutschen Staates ein schlichtes Heiligtum aufrichten, in dem die Gestalten unserer Seele in unvergänglichem Lichte stehen. Hier können die Frauen die großen Entbinderinnen und Helferinnen sein. Helft, ihr Frauen, vor allem den doppelt und dreifach ringenden und leidenden Künstlern, denn sie werden die Abbilder unserer Gegenwart schaffen, die einst Zeugnis ablegen sollen von der Schönheit und der Tiefe unserer Wandlung. Seid Hüterinnen der deutschen Innerlichkeit! Mit zartem und feinem Gewissen stellen wir Männer uns euch vor, empfindlich gegen jede Trübung, keusch und doch voller Leidenschaft für alles Echte, furchtlos und unbestechlich in den letzten Dingen und wie Löwinnen kämpfend um die Seele der Nation.

+

## Wir Mütter.

Von Männern und Helden wird man sagen,
Solange die blühende Erde steht.
Von Müttern, die sie am Herzen getragen,
Sind bald die Spuren im Winde verweht.
Wir stehen abseits vom lauten Leben,
Von uns wird wenig und gar nichts gesagt,
Doch was wir wirken und was wir geben,
In alles Geschehen hinüberragt.

In uns liegt alles Künft'ge beschlossen.
Aus unsrem Leben wächst Glück oder Leid.
Wir sind der Urgrund, dem ist entsprossen,
Was Schicksal wird in kommender Zeit.
Wir sind des Volkstums stillschaffende Erde,
Aus dem es erwachse gesund und rein.
Daß es stärker, stolzer, einiger werde,
Soll höchstes Ziel unsres Lebens sein.

Erika-Maria Krug.

# Die künstlerisch schaffende Frau.

Von Dr. Augusta von Oertzen.

Kunst ist Glückseligkeit.
Isolde Kurz.

Geistige und menschliche Kräfte sind heute im Aufbruch, der Wille zu schöpferischem Tun ist lebendiger denn je. Aber in dieser Bereitschaft liegt auch eine Verpflichtung gegen die Vergangenheit, liegt die Einsicht, daß nur in der Besinnung auf die Wurzeln und geschichtlichen Grundlagen der nationalen Kultur in Wahrheit die Zukunft gestaltet werden könnte.

An diesem „schöpferischen Tun" sind die Frauen schicksalhaft beteiligt. In einer Zeit, die wie heute alle geistigen und körperlichen Fähigkeiten fordert, um sich zu behaupten, ist auch die Frau eingerückt in die Schar der Kämpfer, denen Mut und Kraft wachsen, je mehr die Schwierigkeiten sich türmen.

Je größer der Einsatz, je größer der Gewinn, ein Gesetz, das vor allem auf die geistige Welt sich bezieht.

Aus der Intensität des Schaffens wachsen neue Kräfte, Fähigkeiten werden gesteigert, die bei einem weniger konzentrierten Leben oft im Keime erstickt blieben.

Über die verschieden verteilten Veranlagungen der Geschlechter für Wissenschaft und Kunst ist schon so viel diskutiert worden, daß sich eine Wiederholung wohl erübrigt.

Es mag dahin gestellt bleiben, wie die Frau sich entwickelt hätte, wenn ihr seit Jahrhunderten dieselbe geistige Freiheit zugebilligt wäre, wie der Mann sie immer besessen hat. Niemand aber wird bestreiten wollen, daß ihre geistige und künstlerische Entwicklung sich trotzdem vollzogen hat, wenn auch in Etappen, die Spirale steigt aufwärts.

Die künstlerische Betätigung der Frau ist in ihren elementarsten Formen mit dem weiblichen Urtrieb, das Leben zu verschönen, verwachsen.

Jene beiden großen Pole, um die das Leben der Frau kreist, Liebe und Mütterlichkeit, wirken sich in dem Bestreben aus, sich selbst und ihre Umgebung „schön" zu gestalten. Aus diesem Instinkte heraus sind die frühsten künstlerischen Arbeiten entstanden: Weben und Spinnen, Sticken und Steppen, Malen und Zeichnen.

Der bedeutsame Anteil der Frau an der „Volkskunst" erklärt sich aus diesen Voraussetzungen, er reicht zurück in die frühsten Zeiten unserer Kultur. Wie die germanische Frau sich mit kunstvollen Handarbeiten beschäftigt hat, weiß schon Tacitus in seiner „Germania" zu melden: „Die Frau kleidet sich nicht viel anders als der Mann" schreibt er, „nur trägt sie häufiger ein leinenes Gewand, in das sie rote Muster einwebt."

Aus der anonymen künstlerischen Betätigung der Frau, die in der Herstellung von Stoffen, von Keramiken, von Holzschnitzereien, kurz in jeder Verschönerung des Daseins sich auswirkte, tauchen erst im frühen Mittelalter festumrissene Leistungen auf, die an die Namen bestimmter Persönlichkeiten geknüpft, unsterblich in die Geschichte der Kunst eingegangen sind.

Hauptbetätigungsfeld weiblicher Kunstübung waren die Klöster, die einzigen Träger der damaligen Bildung. In ihrem Schutze wurde die vornehme Jugend erzogen, bevor sie in die Welt zurückkehrte. Von den frommen Nonnen erlernten die Töchter der Fürsten und Ritter die künstlerische Handhabung von Pinsel, Griffel und Nadel. In keinem Frauenkloster fehlte der Webstuhl, in naivem Stolze haben sich zwei Dominikanerinnen in der Bordüre eines „Passionsteppichs" (Dombiblio. in Bamberg) bei der Arbeit am Webstuhle portraitiert.

Auch in den Schreibstuben wurden von den kunstfertigen Schwestern die Zöglinge unterwiesen, und vor allem die Kunst des Bücherilluminierens geübt. In diesem Rahmen feinsinniger Versenkung in die Geheimnisse frommen Glaubens erscheint das erste weibliche Selbstportrait: die im 12. Jahrhundert lebende Nonne Guda fügte den sieben Miniaturen ihres Homiliars noch eine achte hinzu: ihr eigenes Bildnis.

Drei große klösterliche Künstlerinnen überragen die Leistungen ihrer Schwestern und ihre Namen stehen in der Geschichte mittelalterlicher Kunst an erster Stelle:

Herrad von Landsperg, Äbtissin des Klosters Hohenburg oder St. Odilien im Elsaß, die Verfasserin des berühmten „Hortus Deliciarum". Eine biblische Geschichte, in die alles Wissenswerte der Zeit hinein gewoben wurde, das Konversationslexikon des 12. Jahrhunderts. Die zahlreichen Miniaturen im romanischen Stil geben eine Hauptquelle für die Kulturforschung des Mittelalters, was Tracht, Bewaffnung und Lebensart anbetrifft.

Hildegard von Bingen, eine heilig gesprochene begnadete Künstlerin, befähigt auf allen Registern der Musen zu spielen. In dem von ihr gegründeten Kloster Ruppertsburg bei Bingen, wo sie am 17. September 1179 gestorben ist, hat sie ihre „Visionen" vollendet, ein Werk

apokalyptischer Größe, geboren aus gotterleuchteter Vernunft. Nicht ersonnen, sondern empfangen aus göttlicher Eingebung, in Bild und Schrift zu genialer Einheit geformt.

Uta, die Äbtissin des Klosters Niedermünster bei Regensburg, die Anregerin und Organisatorin einer der wertvollsten illuminierten Handschriften des Mittelalters, des „Utaevangeliars"; ein von tiefer Mystik erfülltes Werk, dessen überreiche Fülle der Gedanken und Einfälle in den Miniaturen von der geistvollen Nonne mit der Strenge des geometrischen Stils gebändigt und geklärt wurde.

Mehr erdgebunden als diese visionären Künstlerinnen, die mit Gold und lichten Farben dem göttlichen Geiste dienten, erscheinen jene Nonnen, die in unermüdlichem Fleiße die Antipendien und Altarvorhänge aus Samt und Seide, die Knüpfteppiche und Leinenstickereien anfertigten. Die berühmteste unter ihnen ist die hl. Agnes, Äbtissin von Meißen, die uns den frühsten Knüpfteppich, aufbewahrt in Quedlinburg, hinterlassen hat. Eine Reihe von Bildern, erfunden nach der langatmigen, spätantiken Allegorie „die Hochzeit des Merkur und der Philosophie" dienten den geschickten Händen der frommen Schwestern als Vorwurf.

Auch die profane Dichtung, an der diese blühende Zeit des Minnegesangs so reich war, wurde von Klosterzöglingen illustriert. So entstanden die berühmten Wienhauser „Tristanteppiche", in denen der ganze Zauber dieses größten Liebesromanes aller Zeiten schwingt.

Die von den Klöstern geübte Kunst erlebte einen starken Abbruch durch den Wettbewerb der weltlichen Zünfte; mit ihrem Aufblühen rückte das künstlerische Schaffen der Frauen in eine neue Phase ein. Als Gattin, Schwester oder Tochter eines „Handwerksmeisters", in deren Hände immer mehr die Ausübung der Kunst geriet, wurde sie in die Rolle der „Gehilfin" geschoben. Zwar schlossen sich die Frauen und Mädchen zu Gilden zusammen und es gab im 13. Jahrhundert in Köln und Augsburg Zunfturkunden der Seidemacherinnen, der Goldspinnerinnen und Garnzieherinnen, ansehnliche Gilden, denen niemand ins Handwerk pfuschen durfte.

Aber wenig Frauen gelang es in dieser Epoche auf dem Gebiete der Malerei oder Graphik sich selbständig zu entfalten.

Nur ein Name glänzt unter den mehr oder weniger dem praktischen Leben zugewandten Hausfrauen des 15. Jahrhunderts. Es ist Ida von Meckenem, die Gattin des überaus fruchtbaren Goldschmiedes und Kupferstechers, Israhel von Meckenem, von dem über 570 Blätter bekannt sind. Ida übertrifft den fleißigen Gatten an Feinheit des Emp-

findens und der Technik, und es wird berichtet, daß sich unter ihrem Einflusse der Werkstattbetrieb künstlerisch bedeutend gehoben habe.

Je mehr sich die Frau im Laufe der Zeit von den seelischen Quellen ihrer Kunst, von der Darstellung des Göttlichen entfernte, um so mehr verlor sie Eigenart und Tiefe. Ihre schöpferische Selbständigkeit schien lahm gelegt, seit sie nicht mehr als begnadete Nonne, sondern als Dame von Welt den Musen dienen wollte.

Im Zeitalter des Humanismus zersplittert sich die Künstlerin, sie will Malerin, Dichterin, Musikerin, Gelehrte in einer Person sein, und entgleitet damit oft in die Gefahr, in allem zu dilettantieren.

In der Renaissance wird der Schwerpunkt weiblicher Kunstausübung in die Niederlande verlegt. Albrecht Dürer erzählt in seinem Tagebuche der niederländischen Reise von seinem Besuche bei dem hochangesehenen Genter Altar- und Miniaturenmaler Geraert Horebold und seiner achtzehnjährigen Tochter Susanna, die der Nürnberger portraitierte. Ihre Zeichnungen dünkten ihm ein so „groß Wunder", daß er einen Gulden für ein Blatt verausgabte.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erhebt sich in Deutschland wieder eine neue Welle der Frauenkunst, allerdings nur in zwei begrenzten Gebieten: Graphik und Kleinplastik. Bei allen diesen Künstlerinnen spielt Vererbung und Umgebung eine bedeutungsvolle Rolle, sie gehören Familien an, deren Name schon durch männliche Kunstausübung bekannt war.

So setzt Anna-Maria Pfründt aus Frankfurt a. M. das Werk ihres Vaters fort, der Bildhauer, Architekt, Ingenieur und Stahlschmidt in einer Person war, allerdings in einem bescheideneren Material: in Wachs.

Der große Name „Sandrart", der mit dem Maler und ersten „Kunstschriftsteller", Joachim von Sandrart (1606—1688), dem Verfasser der „Teutschen Akademie der Bau-, Bild- und Malerei-Künste" unsterblich geworden war, leuchtet auch in der graphischen Begabung seiner Tochter Susanne und in der feinen Miniaturkunst seiner Nichte Esther-Barbara auf. Und noch eine andere Nürnbergerin, Susanne Dorsch, spielt anmutig mit Edelsteinen und Kameen, in die sie zarte Bildchen einritzt. In Augsburg machen sich die Töchter des Stechers Melchior Küsel in der Kunstweise ihres Vaters einen Namen.

Eine weit stärkere Persönlichkeit ist die Tochter von Matthäus Merian, eines der populärsten deutschen Künstler des 17. Jahrhunderts. Mit seinen radierten landschaftlichen Darstellungen hat er eine Art illustrierter Zeitgeschichte Europas geschrieben, erschienen unter dem Titel

„Theatrum Europaeum". Maria-Sybilla folgte dem Vater nicht auf sein Gebiet des Vedutenstiches, Künstlerin und Forscherin zugleich, entdeckte sie ihr eigenes Betätigungsfeld, sie schrieb und illustrierte „der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung".

Ihr Forscherdrang trieb sie sogar nach Westindien, wo sie zu einer Arbeit über „Exotische Käfer" inspiriert wird. Die erste Frau, die streng naturalistisch Regeln und Gesetze der Natur in künstlerische Form überträgt.

Im allzu vielen verliert sich die begabte Kölnerin, Anna-Maria Schurmann, sie zeichnet, malt, modelliert, spricht 15 Sprachen, glänzt in geistvoller Rede, aber endet schließlich in Magie und Sektiererei.

Das 18. Jahrhundert, das „Jahrhundert der Frau", dessen künstlerische Spitzenleistungen auf französischem Boden erblühen (Madame Vigee-Lebrun u. a.) hat auch die deutsche Künstlerin aus Zersplittertерung und Mittelmäßigkeit errettet. Die Berlinerin Anna-Dorothea Therbusch und die Bambergerin Barbara Krafft, Anna-Maria Mengs, Schwester von Raphael Mengs, und Susanne Henry, Tochter und Gehilfin Chodowieckis, haben sich als Portraitistinnen der guten Gesellschaft dem Stil der Zeit, der in der Darstellung des schönen Menschen sein Ziel sah, angepaßt. Die kurpfälzische Kabinettsmalerin, Katharina Treu, wurde sogar zur Professorin in Düsseldorf ernannt.

Aus größerem Format gemacht ist die Schweizerin, Angelika Kauffmann, die fast ihr ganzes Leben in Rom (gest. dort 1807) unter dem Fluidum der Antike und den italienischen großen Meistern verbringt. Repräsentantin eines gesellschaftlichen Klassizismus, mit dem sie besonders in England viel Erfolg hatte. Ihre feinen duftigen antikisierenden Bildnisse interessierten Goethe, der in den Gesprächen mit Eckermann den ihr eigentümlichen Ton der Fleischpartien erwähnt. Die geistreiche und anmutige Malerin rühmte sich, mit dem Olympier befreundet zu sein. Noch einer anderen deutschen Künstlerin, Luise Seidler, war es vergönnt, sich Goethe zu nähern; sie durfte ihn 1810 porträtieren, ein Ereignis, das sie selber mit Enthusiasmus schildert.

Wie groß die internationale Anerkennung für diese deutschen Malerinnen gewesen ist, beweist ihre Mitgliedschaft an verschiedenen „Akademien der schönen Künste". So wurde Anna-Maria Mengs 1790 zum Mitgliede der Akademie von St. Fernando in Madrid erwählt, 1792 Angelika Kauffmann der Londoner Akademie, 1773 Friederike Pasch der Akademie in Stockholm.

Der große Aufschwung weiblichen Kunstschaffens setzte aber erst im 19. Jahrhundert ein, als der lange vorbereitete Kampf um die Gleich-

stellung der Frau mit dem Manne in alle Gebiete der bildenden Kunst übergriff. Schritt für Schritt eroberte sich die Frau in ernstem Ringen den Boden, auf dem ihre künstlerische Begabung sich entwickeln konnte. Es begann die Zeit, wo die Erkenntnis sich Bahn brach, daß nicht der einzelne, sondern die Zusammenarbeit von vielen ausschlaggebend ist. Die Frauen schlossen sich zu Vereinen zusammen, veranstalteten Ausstellungen, errichteten Akademien zur systematischen Ausbildung ihres Geschlechtes. Und sie errangen die schönsten Erfolge im Wettbewerb mit ihren männlichen Kollegen.

Einer der ältesten dieser Vereine ist der „Verein der Künstlerinnen zu Berlin", gegründet 1868, dem sogleich eine „Zeichen- und Malschule" angegliedert wurde, deren Leitung in den Händen von Rosa Petzel und Anne-Marie Volkmar lag.

Wie rege damals das Interesse der staatlichen und wissenschaftlichen Kreise Berlins an der künstlerischen Ausbildung der Frauen war, geht aus einem Schriftstück hervor, das im Jahre 1871 zur Propaganda der Erweiterung der Zeichen- und Malschule kursierte. „Soll aber Berlin, die Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches nicht eine Zeichenschule ersten Ranges für ihre Frauen haben!?", hieß es, „soll nicht in Berlin eine solide Pflanzstätte für die Pflege der Schönheit und der ästhetischen Geschicklichkeit entstehen? Soll nicht in Berlin der künstlerischen Begabung, wenn sie Frauen verliehen ist, eine gediegene Vorschule sich darbieten?"

Einen bedeutenden Einfluß auf künstlerische und kunstgewerbliche Bestrebungen gewann Klara Lobedan; selbst als Blumenmalerin und Keramikerin tätig, gehört sie mit ihrer begabten Schülerin, Hildegard Lehnert, die als Geschäftsleiterin des „Vereins der Künstlerinnen" eine erfolgreiche Tätigkeit im Sinne der Gemeinschaft künstlerischer Frauen entwickelte, zu der Reihe von Frauen, die nicht in eigener schöpferischer Tätigkeit Genüge finden, sondern auch als Lehrerinnen Einfluß auf die Entwicklung der Jugend zu gewinnen suchen.

Eine besondere Stellung unter den deutschen Malerinnen dieser Epoche beansprucht die hochbegabte Dora Hitz (gest. 20. Juni 1924 in Berlin), eine Portraitistin von Rang, begabt mit echt weiblicher Einfühlungsgabe, deren Blick tief in das Seelenleben ihrer Modelle einzudringen sucht. Ihre impressionistischen Bildnisse waren nicht Portraits im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern verklärte Seelenspiegelungen der dargestellten Persönlichkeit. Ihre sublimierte Farbenskala entsprach der vergeistigten Auffassung ihrer Kunst, diese blonden, matt-

goldenen und silberfarbigen Töne schlossen sich zu einer wundervollen Harmonie zusammen.

In den Kreis der beseelten Koloristinnen gehört auch Maria Slavona (gest. 1931 in Berlin), die beste deutsche Stillebenmalerin des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. In Lübeck geboren, gehört sie zu echt nordischem Stamme. Vielleicht hat sie aus den ewig wechselnden Stimmungen der Meeresküste, aus den verschleierten Visionen dieser feuchten Atmosphäre, den Sinn für die feinen Farbwerte mitgebracht, die ihr so große Erfolge eingetragen haben. Ihre sublime Malerei gab den ganzen beseelten Charme blühender Gewächse wieder, der aus den lebenden Kelchen als bezaubernder Duft uns umfängt.

Derselben Generation gehört Sabine Lepsius an, eine Frau, die in dreifacher Form den schönen Künsten verbunden ist: Tochter des Historienmalers Gustav Graef, Gattin von Reinhold Lepsius, jenes feinnervigen Portraitisten, der mit seinen Bildnissen berühmter Wissenschaftler wahrhafte Dokumente deutschen Geisteslebens geschaffen hat, und endlich selbst eine Malerin von Gottes Gnaden, die vorwiegend Frauen und Kinder portraitierte, mit einer zärtlichen Anmut, einer Musikalität der Bewegung, wie nur ein Mensch malen kann, der alle Register der Kunst beherrscht. Sie besaß die Malkultur, wie sie dem Stil jenes besten geistigen Berlintums um die Wende des 19. Jahrhunderts entsprach. Die Meisterschaft des Portraits, die sie in heißem Ringen sich erworben, ließ sie nicht zur Ruhe kommen, sie strebte nach höheren Aufgaben, nach der schöpferischen Komposition. So entstand das Gemälde „Der erblindete Bach", und der vor kurzem, in fast vollendetem 70. Lebensjahre vollendete, „Stephan George", eine geistvolle Apotheose des Dichters.

Etwas jünger ist Paula Modersohn-Becker (gest. in Worpswede 1907), eine der begabtesten deutschen Malerinnen, die mit einem eigenen Ausdrucksstil, der gewisse Wesenszüge des Expressionismus angenommen hatte, schlichte Stoffe von erdnaher Gebundenheit, gestaltete. In einer starken, das Volkstümliche betonenden Vereinfachung der Form und in einer flächigen Malerei hat sie Kunstwerke geschaffen, die durch Intensität des Ausdrucks und der tiefen Empfindung rühren: Stilleben, Landschaften, Bildnisse erscheinen durchglüht von dem individuellen Pulsschlag eines lebendigen Malerherzens.

Als Malerin von Ruf ist weiter aus dieser Ära Augusta von Zitzewitz zu nennen. Ihr Lieblingsgebiet ist das Portrait, auf dem sie Namhaftes geschaffen hat, und auch die buntfarbige Welt der Blumen und Tiere findet in dieser begabten Frau ihren Interpreten.

Viel echtes Volkstum ist in der jungen Malerin, Grete Czaki-Copony lebendig, Siebenbürger Deutsche, Förderung und Hemmnis zugleich. Förderung, weil Volkskunst und Natur in jenem reichsfernen Winkel ungemein befruchtend auf die Phantasie wirken, Hemmnis, weil Hermannstadt kein Kunstzentrum ist, keine Schulung bietet und keine Anregung zu geben vermag. So mußte sich die Künstlerin alles selber erarbeiten, und vielleicht entstanden gerade daher diese Bilder voll stiller Eindringlichkeit, voll sanfter Melodik. Ihre besondere Liebe gilt den dörflichen Kindern, die sie aus immer neuen Gesichtswinkeln, nicht zuletzt aus dem des Gemütes, zu betrachten weiß.

Eine Künstlerin, die vom Kunstgewerbe kam, aber heute in der vordersten Reihe der Graphikerinnen steht, ist Anny Schröder, die sich vor allem durch ihre meisterhaften Holzschnitte einen Namen gemacht hat. Mit einer souveränen Beherrschung aller technischen Mittel schafft die Künstlerin, die im vorigen Jahre den österreichischen Staatspreis für Graphik erhielt, große und vielgestaltige Kompositionen. Ihr Wissen um die Wirkung von Licht und Schatten ist enorm, sie denkt im Material, schon vor dem Schneiden hat sie die schnittgerechte Scharfkantigkeit des druckenden Holzblockes ins Holz erlebt.

Ihre Begabung führte sie naturgemäß zur Buchillustration, schon eine Anzahl großer Verleger hat ihre für den Typendruck so geeignete Graphik sich zu eigen gemacht.

Eine andere, sehr produktive Graphikerin ist Elisabeth Voigt, eine Künstlerin von altmeisterlichem Stil, die den Anschluß an Dürer gefunden hat.

Viel weniger als in der Malerei hat sich die Frau in der Bildhauerei betätigt, und erst in den letzten Jahrzehnten haben sich Frauen auf dem Gebiete der Groß- und Kleinplastik ausgezeichnet.

Die einzige Ausnahme, die als Wunder weiblicher Bildhauergenialität des 12. Jahrhunderts gefeiert wurde, hat sich nach neuerer Forschung, als eine schöne Legende enthüllt. Nicht Sabina, die Tochter des großen Steinmetzen Erwin von Steinbach, war die Erbin seines Ruhmes. Die Zuschreibung der erhabenen Gestalten einer „Synagoge" und einer „Kirche" am Portal des Straßburger Münsters an Frauenhand hat sich als nicht stichhaltig erwiesen.

Es scheint fast, als sei die Frau erst mit ihrer allgemeinen Entwicklung reif geworden, das härtere Material von Holz, Bronze, Stein zu meistern. Gleichzeitig tauchen am deutschen Kunsthimmel drei Gestirne auf, die schnell zu internationaler Berühmtheit gelangt sind: Milly Steger, Emmy Röder, Renee Sintenis.

Milly Steger stammt vom Niederrhein, aus einer Offiziers- und Beamtenfamilie, die ihr das künstlerische Studium nicht leicht machte. Aber diese starke Begabung setzte sich allen Widerständen zum Trotze durch, und die heroische Geste, die sie ihren Gestalten zu geben vermag, erhebt sie in die Reihe der großen Plastiker, die befähigt sind, ihre Werke in den Dienst der Architektur zu stellen. Der erste Auftrag, den Milly Steger in diesem Sinne erhielt, war: die öffentlichen Gebäude der Stadt Hagen in Westfalen mit plastisch-figürlichem Stoffe zu schmükken. So entstanden an der Fassade des Stadttheaters vier überlebensgroße Figuren, an der Stadthalle zwei große Gruppen, Portalfiguren an verschiedenen Schulen, an der Sparkasse usw.

Die ganz schlichten Gestalten sind der Architektur streng angegliedert, das Statuarische, das schon in diesen Frühwerken zum Ausdruck kommt, ist immer mehr zum Stil Milly Stegers geworden, erfüllt von einem starken seelischen Ausdruck, der besonders in den Portraitbüsten hervortritt.

Emmy Röder-Garbe ist Würzburgerin, sie entstammt einer seit Jahrhunderten dort angesessenen alten Kaufmannsfamilie. Ein Steinbildhauer der Stadt war ihr erster Lehrer, und so haben Tradition und erste Unterweisung dazu beigetragen, in ihr die vererbte Veranlagung der fränkischen Kunsteinstellung zu wecken. Ihre Plastiken, mögen es Portraits, Figuren, Tiere sein, haben etwas von dem gotischen Schwung der großen süddeutschen Bildhauer.

Emmy Röder, die mit dem Bildhauer Garbe verheiratet ist, charakterisiert sich selbst am besten, wenn sie von einem einsamen Winter in in einem kleinen Fischerdorf (1919) erzählt: „in den schwangern Frauen, die fest in schwarze Tücher gehüllt über die endlosen Flächen der Moore schritten, in Tieren, die voll Mütterlichkeit ihr Jungen nährten, erlebte ich zuerst das Kosmische alles Seins". Dieser Geist manifestiert sich in ihrer Kunst.

Renée Sintenis hat man die „Interpretin der Tierseele" genannt. Aus Liebe zu allem tierhaften Wesen ist ihre Kunst gewachsen, aus zärtlicher Einfühlung in das Wesen und in die Geheimnisse naturhaften Geschehens. Immer sucht sie das Typische, nicht dieses oder jenes Tier, sondern die Gattung, die Klasse. Sie schafft nicht vor dem lebenden Objekt, erst später, in der Erinnerung formt sich ihr der Begriff eines Geschöpfes. Aber man fühlt, wie das Leben um ihre Tiere, die sie am liebsten aus Bronze formt, vibriert. Unendliche Wiesenflächen tun sich vor dem geistigen Auge hinter diesen ruhenden Kühen auf, hinter diesen kleinen, noch taumeligen Lämmern, um die spielenden Fohlen spielt der

der Sommerwind, um die schlanken, scheuen Rehe spürt man das Rauschen norddeutscher Wälder ... Renée hat auch Portraitbüsten geschaffen, aber ihr Ruhm beruht auf der kleinen Tierplastik, die fast in allen Museen der Welt ihren Platz gefunden hat.

Einen ganz anderen Typus der kunstschaffenden Frau repräsentiert die Münchnerin Ruth Schaumann, deren schöpferische Kraft sich auf mehr als einem Gebiete betätigt. Malerin, Graphikerin, Dichterin, Bildhauerin in einer Person, offenbart sich in ihr der seelische Ausdruckswille, der die große deutsche Kunst aller Jahrhunderte auszeichnet.

Die zarte und innige Natur einer sensiblen, des Gehörs beraubten Frau hat sich nicht rasche Tageserfolge errungen, lange in der Stille wirkend, hat sie den Blick jener auf sich gezogen, die den höchsten Wert eines Kunstwerkes in dem unmittelbaren, wahren und starken Ausdruck seelischen Lebens erblicken.

Alle Schöpfungen dieser Künstlerin sind erfüllt von starker Innerlichkeit: die Gedichte und Erzählungen, die Bilder und Zeichnungen, die bildhauerischen Arbeiten, die sie in Holz, Ton und Bronze geschaffen, die Entwürfe, die in dem fragilen Material des Porzellans zur Ausführung kamen.

Ruth Schaumann ist fromm, Katholikin mit allen poetischen Insignien der Kirche, gottberauscht und doch ganz unkirchlich. Ihre Werke, mögen es Legenden sein oder Gedichte oder Holzschnitte, mit denen sie ihre Bücher schmückt, oder die beschwingten Weihnachtsengel aus Porzellan, weisen stilistisch zurück in die Jahrhunderte, als die Kunst noch wurzelte in feierlicher Glaubensstärke und heiliger Ergriffenheit.

Die diesjährige Ausstellung im „Verein der Künstlerinnen zu Berlin" hat aus ganz Deutschland junge Talente herbeigeholt und sie der Kritik vorgestellt. So schuf die neue Vorsitzende, Elisabeth von Oertzen, die sich mit ihren grazilen, schwebenden Aquarellen und mit ihren charakteristischen Portraits einen Namen gemacht hatte, und die jetzt in die große Komposition den Weg gefunden hat, einen Querschnitt der jungen weiblichen Kunst des 20. Jahrhunderts.

Da waren die tief empfundenen Kompositionen von L. Umpfenbach-Paetow zu sehen, Arbeiten von bezaubernder Innigkeit des Gefühls. Die Verinnerlichung und das Formgefühl, spricht auch aus dem Selbstbildnis der jungen Künstlerin.

Kleine Gemälde anspruchslosen Formates, aber von desto stärkerem geistigen Impuls, sind die auf Holz gemalten Aquarelle der Nürnbergerin E. Eisgruber, die in ihrer eigenen selbsterfundenen Technik Bilder von stark gotischem Formgefühl schafft, das sie aus der Tradition

ihrer Heimat mitgebracht hat. Denn nirgends sonstwo, als in der Stadt der großen deutschen Meister des Holzschnitts, konnte dieser ruhige und rassige Strich entstehen, verbunden mit einer Intensität geistigen Lebens, wie sie besonders in dem entrückten Gesichtsausdruck des „Christophorus" schwingt. Koloristisch äußerst reizvoll waren die Landschaften der Stuttgarterin, Gertrud Stemmler, Bilder des Meeres, von hervorragendem Reiz der Atmosphäre. Eine sehr selbständige Note zeigt Irma Breusing, die ihre lebendige Einstellung zur bildenden Kunst auch als Lehrende in der Schule des „Vereines der Künstlerinnen zu Berlin" weiterzugeben vermag.

Auffallend die Kompositionen von E. W. Kallen, einer problematischen Natur, koloristisch und formal sehr begabt, und mit einem scharfen kritischen Verstande ausgerüstet, der die Kunst als Aufgabe sieht, sie eingliedern will in die große Entwicklungslinie des ringenden Deutschland.

Die geistige Erneuerung unserer Zeit hat weitgehende Bestrebungen wach gerufen, um auch das Leben und Wirken der deutschen Frau mit den neuen Ideen in Einklang zu bringen. Sie selbst sucht sich der neuen Geistesrichtung einzuordnen, sich den Zielen des nationalen Aufbaues dienstbar zu machen.

Es ist seit Jahrhunderten die Sendung deutscher Kunst gewesen, aufrüttelnd und in ewiger Wiederkehr auszusagen vom Werden des Volkes und von seinem Suchen nach irrationalen Werten.

Auch der Frau, die immer bewußter in den großen Strom der Entwicklung sich einbezogen sieht, ist in ihrem Kunstschaffen die Aufgabe geworden in diesem anbrechenden Jahrhundert der großen Auseinandersetzungen und entscheidenden Kämpfe mit allen Kräften bereit zu sein.

# Das Frauenbildnis im neuen deutschen Schrifttum.

Von Dr. Agnes Herkommer.

Der berufene Künder einer jeden Zeit ist der Künstler. Am weitesten reicht des Dichters Stimme zum Volke. Ist die Zeit, die er widerspiegeln soll, klein, so gibt er dem Durchschnitt den Durchschnittmenschen wider, der an seiner eigenen Jämmerlichkeit genug zu tragen hat und niemandem erhebendes Vorbild ist. Erfüllt aber die Ahnung von kommender Größe des Dichters hingebendes Herz oder wird ihm gar die Erfüllung dieser Ahnung seliges Geschenk, so singt er, der neben dem König geht, vom Helden, der über sich hinauswächst und seine Größe seinem Volke dienend reicht. Solche Zeit ist jetzt gegeben, und darum kann ihr Widerhall in der deutschen Dichtung nur groß sein. Dabei ist es ganz selbstverständlich, daß der wahre Dichter nicht erst mit dem März 1933 die Kündekraft für alles Große gefunden hat; zumindest muß er die Sehnsucht nach dem Großen zuvor schon seinen Gestalten eingehaucht haben. Nur die zuvor sich sehnten sind nun berufen, des Dritten Reiches Erfüllung zu künden.

Unsere heroische Zeit darf nicht nur große Männer finden. Sie wäre zur Unfruchtbarkeit verurteilt, wenn sie nicht auch großen Frauen begegnete. Gerade der Nationalsozialismus verlangt von Mann und Frau das Äußerste — nur kleine Zeit verlangt wenig vom Menschen —, und so ist auch der Frau die Steigerung ihrer Kraft ins Heldische gegeben. Ihre Größe ist nicht rangverschieden von der des Mannes, sondern artverschieden.

Es muß von Reiz sein, dem unverfälschten deutschen Frauenbildnis im neuen deutschen Schrifttum zu begegnen.

Zunächst scheint die Darstellung einer Kindheit für das deutsche Frauenbildnis keinen entscheidenden Zug abgeben zu wollen. Wenn wir aber bedenken, daß alle Rückerinnerung von der Gegenwart aus geschieht, so ist der Zusammenhang zwischen Verwurzelung und Entfaltung bedeutsam. Wie besinnlich ist Ruth Schaumanns „Amei", wie wächst das Kind in die gepflegte Tradition seiner hegenden Umgebung hinein, wie treu steht es gemäß dem herben Pflichterfüllen der Großen zu seinen kleinen Aufgaben, wie rührt das Frommsein der Fluren das empfängliche Gemüt! — Anna Schieber schenkt uns in ihrem Buche „Doch immer behalten die Quellen das Wort" Erinnerungen aus „einem" ersten Jahrsiebent und so gehören sie jedermann und gehören

insbesondere jeder deutschen Frau. Was das Bürgerhaus in Eßlingen (oder irgendwo sonst) an Aufbaukraft zu schenken hat, das ist erstaunlich, und es ist nicht mehr zu verwundern, wie ein ihm entsprossenes Mädchen helläugig und feinhörig wird für ein Leben lang. Dies Mädchen, das das Domglockenspiel in seiner Jugend übte — ein Spiel, bei dem immer nur eins nach dem andern das herrliche Klingen des schwingenden Suppenschöpfers hören kann — wird die Frau, die zur neuen Volksgemeinschaft freudig „ja" sagt. — Verflechtung ins Ganze ist auch der Grundton in Elisabeth Langgässers Kindheitdarstellung „Proserpina". Aber hier ist der Grundton dunkel und schwer. Er weiß noch um die Einbeziehung des Dämonischen, wie alte Saga strömt es durch ihn. Sollten die Zergrübelungen einer Kindheit und ihre Ängste nicht wiederzufinden sein im Wesenszug der deutschen Frau?

Verwurzelung in der Familie, Einreihung in das Ganze, auch wenn es schwer ist, Besinnlichkeit und Treue — schon aus Mädchenbildnissen unserer Literatur treten uns diese Züge deutscher Fraulichkeit entgegen und prägen das Antlitz der Deutschen so wesensverschieden von dem der Romanin.

„Vanadis" von Isolde Kurz reicht über die Kindheit bis zur äußersten Entfaltung des Weibes, das Unglück um Unglück in die Tiefe seines Wesens nimmt, um den Gehalt seines Wesens und dessen Adel nie zu verlieren, auch nicht in den befremdendsten Schicksalen des glutdurchhauchten Südens. Gerade bei Isolde Kurz, die uns so oft in den Süden führt und dessen Vergangenheit und Gegenwart so lebendig beschwört, ist es von besonderer Eindringlichkeit, wenn sie uns von deutschem Wesen kündet und Frauentiefen voll Kriemhildenleidenschaft und nordischer Zerwühltheit aufsteigen läßt, deren innere Reinheit in ihrer Wesenstreue liegt.

Mitten in Krieg und Nachkrieg führt uns Ludwig Tügels Erzählung „Die Treue". Eine Frau, Luise Bretum, steht im Mittelpunkt des Geschehens. Fast möchten wir vor ihrem rätselhaften Antlitz zurückbeben und doch ist es uns so unendlich vertraut: es ist das Antlitz der vom Kriegsleid Gezeichneten. Überraschende Selbständigkeit eignet ihr. Und doch muß andrerseits ihr Vater sagen: „Ich halte die Treue, die meine Tochter ihrem gefallenen Verlobten wahrt, für eine schwer zu heilende Krankheit." Was der Vater „krank" nennt, ist Luises Feinhörigkeit für den geheimnisvollen Sender einstiger Bindung. Der Verlobte „ist tot, ist gefallen, ich weiß es . . . Aber seit einigen Tagen ist er unterwegs nach der Heimat . . . Ich weiß es, beweisen kann ich es Ihnen heute noch nicht. Doch er wird kommen . . ." Dabei ist sie durchaus keine Fie-

bernde oder Gemütskranke; vielmehr umschreibt sie ihre Seelenlage klar: „Ich habe Johannes unendlich geliebt und jahrelang gegen alle Gewißheit seines Todes gehofft . . . Mir tut die Vorstellung, daß mein Verlobter zu mir unterwegs und dennoch ein Toter ist, unerträglich weh. Ich liebe ihn nicht wie früher. Ich getraue mich nicht, mein Gefühl unbegrenzt ihm zufluten zu lassen. Denn er ist doch tot und wird es bleiben . . . Ich mag keine Unwirklichkeiten. Im Übersinnlichen bin ich nicht zu Hause." Nein, sie handelt nach den Gesetzen dieser Erde und verlobt sich mit dem Manne, der ihr nach langer Zeit Kunde vom gefallenen Verlobten überbracht hat. Obwohl sie „voll Dank gegen die Erde" ist, geht sie dennoch mit ihrem neuen Verlobten dem nach ihrem unbeirrbaren Glauben zurückkehrenden Gefallenen entgegen, buchstäblich, räumlich. Bis der Wahnsinn die Gesunde, Willenstarke, überfällt. „Ein Abbild der Treue. Einer größeren Treue, als ich erwartet hatte."

Lucie Stütz gestaltet in ihrer Novelle „Also kreiset er von Geschlecht zu Geschlecht" die stumme Treue eines nordischen Weibes zu einem Kriegskrüppel. Da aber die Not den Menschenrest Christoph Ulrich von Eib sprengen will, findet die Treue der Gregoria von Reckwitz zu ihm, schweigend, verstehend, mütterlich. — Für Hiobs Weib in Wiecherts „Spiel vom deutschen Bettelmann" (Hiobs Weib ist im Spiel Bild der deutschen Frau) ist es selbstverständlich, daß sie Hiobs, des Krüppels, Last mitträgt:

„Gib her dein Holz der Marter und Pein,
nun will ich dein Stab und Stütze sein."

Ebenso selbstverständlich und still ist die Treue der Mutter Fanna in Friedrich Grieses „Letztem Gesicht". „Hierzulande verbindet Mutter und Kinder zuweilen ein starkes Band" sagt die Verhaltene einmal. Genau so in Treuen verwurzelt ist sie der Scholle. „In dieser Stube bin ich jetzt nur noch allein da, einmal war hier sehr viel Leben. Da saß Fanna bei den Mahlzeiten, da saß mein ältester Sohn und hier saß Dietrich . . . Hier hätten noch lange immer wieder Fannas wohnen können. Sie sollen Reth einmal angefangen haben, zu Ende bringen sie es wohl nicht mehr."

Was ist die Großmutter in Wiecherts Novelle „Tobias" (veröffentlicht im Hochland) für ein starkes Weib voll Treue zum Recht! „Ein lächerlicher Name war Tobias, ein Name aus Holzschnitten oder vergilbten Kupferstichen, aber hinter diesem lächerlichen Namen hob sich jedesmal das Gesicht seiner Großmutter auf, die ihm diesen Namen

gegeben hatte. Und nichts Lächerliches war an diesem großen und strengen Gesicht." An des Enkels Händen klebt Blut, auch wenn seine Waffe gerecht zielte. „Er mußte seine Hände waschen . . . ‚Ach, Großmutter‘, würde er sagen, ‚nichts geht in der Welt über dieses Wasser . . . alles Böse nimmt es fort . . .‘ Und seine Großmutter wird ihn ansehen, mit den grauen, grundlosen Augen, und ihm zunicken und weiter gehen, auf ihren Stock gestützt, aber kerzengerade wie ein junger Baum. Am Zaun aber . . . wird sie vielleicht stehen bleiben und sich halb zurückwenden und sagen: ‚Wenn Pilatus das gewußt hätte, oder jene englische Königin, mit ihren Händen, dann hätten sie es leichter gehabt, nicht wahr?‘ " Er kommt heim, und die Großmutter sieht immer noch aus „wie ein Soldat aus einem fremden Lande". Sie fragt nichts. Aber sie weiß es. Wie die wahrhaft Mütterlichen immer wissen. „Sie leidet, und jedermann in der Mühle sieht es. Es ist so außerhalb aller Ordnung, daß ein Mensch wie die Großmutter leidet . . . Das Maß aller Dinge, das sie gewesen ist, solange man denken kann, ist zerbrochen." „Er fühlt, daß die Großmutter mit ihm ringt, ja daß sie ihn zerbricht, ohne ein einziges Wort, ohne seine Hand anzurühren, aber daß sie ihn zerbricht." Und da läßt er sich zerbrechen und damit ist die zerbrochene Ordnung wieder hergestellt. „Und siehe, die alte Frau steht auf, ohne nach dem Stock zu greifen. Ein aufrechter, fester, in sich ruhender Mensch, eine Herrin wieder über Mensch und Tier und Feld, und geleitet ihn wieder auf sein Lager, behutsam, als ob sie ein weinendes Kind geleite, und hüllt ihn in seine Decke und legt die Hand auf seine Stirn und sagt leise, fast glücklich: „Sage es nun, mein Kind."

Zu schicksalhafter Größe gestaltet Wiechert die Mütterlichkeit und Geschlechterverantwortlichkeit in der „Magd des Jürgen Doskocil". Die Magd Martha wird Jürgens Frau. Im Gegensatz zur Zartheit dieser Verbindung steht das Begehren des Mormonenpriesters, dem Martha sich verweigert. Ihre Fehlgeburt schreibt sie dem Fluch des Priesters zu. Um der kommenden Leibesfrucht willen ermordet sie ihn, um dann die erschütternde Größe freiwilligen Büßens auf sich zu nehmen.

Freilich, manchmal sind auch Umwege zu machen, bis eine Frau zu wahrer Mütterlichkeit gelangt. In Hans Carossas „Arzt Gion" muß Cynthia, die Künstlerin, erst unter dem Schicksal der schlichten Heldin Emerenz stehen, bis sie die Größe der Mütterlichkeit in sich wach werden fühlt. — Franz Herwigs „Tim und Klara" nimmt alle Wirren der Nachkriegszeit auf (durch alle nennenswerten Bücher der Gegenwart geht ja der Schatten des Krieges, auch wenn er nicht eigens heraufbeschworen wird). Klara, die verwöhnte, genußsüchtige Frau, taumelt von

Begierde zu Begierde, aber auch von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis sie wieder zu ihrem Gatten findet. Auf die Vorurteile ihrer Mutter hat sie nur die eine Antwort: „Hältst du es für Unsinn, wenn ich dem Kinde eine gesunde Heimat und seinen Vater gebe?"

Peter Dörflers „Apollonia" ist ein Urbild der Mütterlichkeit voll Stärke, Treue und Verzicht. Sie hat „eine schier unbändige Freude an aller Mannsarbeit" und ist doch voll fraulicher Zartheit, die mit der nötigen Herbheit überdeckt ist. Einem ganzen Geschlechte und einigen Fremden dazu ist dieses tapfere Mädchen Mutter. Ihr gilt immer nur: „Ich kann schon, ich muß können!" Am Schluß kann der Dichter von ihr sagen: „Im Tode streckte sie sich und lag im Kerzenschein groß und feierlich da wie ein Steinbild auf Grabmälern der Vorzeit, durch die noch gewaltige Geschlechter geschritten sind."

Scheinbar ist Mechows „Vorsommer" eine Idylle. Wer aber die geheimen Unterströme rauschen hört, weiß, daß dieses Buch neben aller Lieblichkeit die größten Spannungen einschließt. Sie sind eingebettet in die alltäglichen Bezüge und gerade darum gehen sie uns alle an. „Der Staub war . . . da und forderte vom Menschen, daß er alle Tage das gleiche tue." Ursula ist Tuende und darum Überwindende. Sie muß ja viel stärker sein als die Mutter und sie muß auch viel mehr verstehen als die Mutter; sie muß wahrhaftig die Mutter noch mitverstehen, Gott aber muß sie von der Mutter sagen: „Sie weiß nicht, was ich möchte, sie irrt sich oft, warum irrt sie sich so? Und warum ist jeder so für sich?" Aus dieser Einsamkeit heraus betet ihre deutsche Seele: „Ich wünsche mir eins: Laß mich einmal das Ganze sehen! Du weißt schon, das eine, das alles, das Ganze! Es wird mich stark machen und froh. Aber — wie du willst." Ursula muß auch stärker sein als Thomas, wahrhaftig. Und wenn ihre schöne Mädchenseele unter der Traurigkeit und auch der Wildheit des Thomas bebt, so ist das allein ihre Sache. Und wenn einmal das Kissen naß ist, dann ist es von der schlecht schließenden Badekappe. Nur einmal ahnt Thomas etwas von ihren innersten Vorgängen. Er gesteht ihr, daß er ihrer Mutter von seiner Liebe zu Ursula schrieb. „Da öffnete Ursula die Augen, ganz groß und blickte ihn an, wie sie es noch niemals getan hatte . . . Und er fürchtete sich vor ihr."

Auch die Konradiner fürchten sich vor Frau Glismuoda im „Reich des Kindes" von Getrud von le Fort. Es tut nichts, wenn wir um ein Jahrtausend zurückschreiten; wir, die wir wieder „Reich" sagen können, fühlen uns den Menschen des ersten Reiches seltsam nahe. Und das Frauenantlitz, das uns aus Zeitromanen entgegenleuchtete, muß wohl dieselben Grundzüge aufweisen wie das Antlitz unserer Vorfahre-

rinnen, wenn beider Prägung wahrhaft deutsch ist. Glismuoda hat das Erbe der Urmütter überkommen, als Seherin bangt sie um das Reich. „Zum Reich gehören heißt auch mit demselben leiden", sagt sie zu Kaiser Karl dem Dicken. Die Konradiner wehren sich gegen Glismuodas Weissagung: „Das haben wir nicht nötig, daß uns eine Sächsin mit dem Kreuze Christi zurechtweist! Ihre Väter sind als letzte von unseren Völkern in das Reich eingedrungen ..." Sie: „Wir Sachsen sind in der gleichen Nacht aufgebrochen, das Reich zu suchen, wie ihr und alle anderen, nämlich in der heiligen Christnacht; mit dieser, so sprechen unsere Seher, hat die große Wanderschaft der Völker begonnen!" Herrlich, wie die Sächsin aufbricht („nicht mehr wie ein rauschender Baum, sondern wie ein grollendes Gewitter hinter dem Berge"), da man ihr den Bluttag von Werden entgegenhält! Dies aber ist Glismuodas letztes Künden: „Ich meine dieses: erst kommt die Schöpfung, das ist die Herrlichkeit Gottes; danach kommt die Empfängnis, das ist die Demut des Weibes; danach erst kommt die Tat, das ist die Gewalt des Mannes." Furcht überfällt die Konradiner auch vor der königlichen Uta. Sie sollen sie einladen, des Königs Kebsin zu werden. „Allein" Udo „kam wieder aus dem Frauengemach und hatte das ‚Königsgeschenk' nicht überbracht. Alsdann ging hinein sein Bruder Gebhard und kam auch wieder heraus und hatte es Uta nicht überbracht. Alsdann fragten sie diesen und jenen aus dem Geschlecht, aber es fand sich, daß niemand Uta das Königsgeschenk überbringen konnte. Darüber wunderten sich die Liutpoldinger und sprachen: ‚Das ist doch sonderbar! Ihr habt einem Kaiser ohne Furcht die Krone abgenommen, und nun weichet ihr vor eines Mägdleins Kranz zurück!' Die Konradiner erwiderten: ‚Kaiser Karl hat es zugelassen, aber diese läßt es nicht zu. Wir wissen auch nicht, wie es geschieht, aber man kann nicht mit ihr reden, wie man mag.' " Und da sie die geweihte Königin ist und die Mutter ihres Volkes, da schlüpfen die Kinder, die auf den Straßen spielen, zum fröhlichen Versteck unter ihren Mantel; der König schläft bei Kebsinnen; das Volk zu Regensburg aber spricht: „Alle Kindlein des Landes dürfen ihr nahen, aber ihrem eigenen Leib darf niemand nahen. Im Grunde versteckt sie nicht unsere Kindlein, sondern dieses." Königin ist Frau Uta während der schlimmsten Verdächtigung, Königin, da ihr langersehntes Kindlein auf der Flucht vor den Hunnen stirbt, Königin, da sie den Mantel um des künftigen Königs Schultern schlägt.

Sie und die Uta im Naumburger Dom und die Frauengestalten, die deutsche Dichter aus der großen Gegenwart uns geben — sind sie nicht alle gleichen Wesens, sind sie nicht alle Königinnen?

# Unser deutsches Volksmärchen.

## Von Helene Braun.



Lore Birting.

Es war einmal — — — Welcher Zauber liegt in diesen drei Worten! Es war einmal — — — So fangen alle unsere wundervollen deutschen Märchen an mit ihrer Lebensfülle, mit ihrer unerschöpflichen, sprudelnden Phantasie. Woher dieser Zauber? Was sind denn eigentlich unsere Märchen, und woher kommen sie?

Unser deutsches Märchen ist uralt. Es entstand überall da, wo ein frommer, naiver Glaube die Seelen der Menschen durchdrang, der sie an eine Unsterblichkeit glauben ließ und sie daher mit allem Wunderbaren umgab. Unsere Märchen reichen bis in die graue Germanenzeit hinein. Was uns aber jetzt als eine von allen irdischen Gesetzen losgelöste Zauberwelt bedeutet, war für unsere Vorfahren eine ernste Wahrheit. Denn da sie an die übernatürlichen Gestalten wie Hexen, Zauberer, Zwerge, Riesen, Kobolde, Feen, Elfen und Nixen felsenfest glaubten, so führte ihre starke Phantasie sie ihnen auch überall in den Weg. Die Erlebnisse erzählten sie als volle und überzeugte Wahrheit ihren Kindern und Kindeskindern, die diese dann den nachfolgenden Generationen durch das Wort weiter vererbten.

Da das Märchen nichts von all den künstlich erlernten Hilfsmitteln oder von einer geistig menschlichen Entwicklungsstufe kennt, setzt es sich durch wunderbare Ereignisse und Begebenheiten einfach über alle Hindernisse hinweg. Es läßt die Tiere, die Bäume, überhaupt die ganze Natur so handeln wie die Menschen. Es verleiht ihnen Sprache, Seele und Vernunft, läßt eine Stopfnadel reden und wandern, läßt Blumen und Sträucher sich vor dem Königskinde neigen, macht den Strohhalm zu einer Brücke und den Grund eines Sees zum Nixenschloß.

So wunderbar nun auch unsere Märchen sein mögen, so werden sie doch stets durch die schlichte Einfachheit eines kindlichen Sinnes beseelt sein. Immer führt sie ein feiner, natürlicher Takt, der sie gesund und sittlich rein empfinden läßt, so daß sie durch diese ihre Natürlichkeit jeden in ihren Bann zwingen.

Denn, ohne daß ein bestimmter Zweck die Märchen leitet, und sie ja nur um ihrer selbst willen da sein sollen, sehen wir doch überall bei ihnen den

uns befriedigenden Ausgleich im menschlichen Leben. Wenn wir z. B. im Märchen noch soeben voller Furcht und Grauen über die Handlungen eines bösen Zauberers oder einer schrecklichen Hexe sind und mit Recht für unsere armen Helden im Märchen bangen, so zeigt es uns doch schließlich die wunderbare Erlösung der Bedrängten und die gerechte Strafe der Bösen.

Unsere Märchen zeigen uns aber nicht nur diesen gerechten Ausgleich, sondern wir sehen auf Schritt und Tritt, wie sich die guten, ja, die edelsten Eigenschaften vor uns entfalten. Die Tiere im Märchen sind dankbar und hilfreich, wenn man sie barmherzig und verstehend behandelt. Der Adler, dem die junge Brut geschont wurde, kommt rechtzeitig als Rächer zu dem armen Verfolgten, oder er trägt ihn schützend über die grausigen Schluchten. Die kleinen Enten tragen die Kinder, die ihnen vorher Brosamen hinwarfen, über das tiefe Wasser; ja, selbst die kleine unscheinbare Ameise vergißt nicht, daß man sie auf dem Fußwege schonte und einen Bogen um sie machte. Sie schlüpft behende durchs Schlüsselloch und bringt aus Dankbarkeit dem im Gefängnis Schmachtenden die Kunde seiner baldigen Befreiung.

Die Helden im Märchen, die vor keiner Gefahr zurückschrecken, die ohne Furcht und Tadel mit unermüdlicher Tapferkeit in einen Kampf ziehen, um ein hohes Ziel zu erreichen, kehren als glückliche Sieger heim, während die, die mit Lug und Trug die Menschen verderben wollten, am Ende selber vernichtet werden. Auch alle weibliche Eitelkeit und Untugend wird bestraft, dagegen aber tragen, wenn auch oft nach vieler Mühsal, die Demut und alle anderen guten Eigenschaften eines weiblichen Herzens den Sieg davon.

Sehr bezeichnend für den frommen Sinn unserer Vorfahren ist die heilige Drei, die sich überall durch unsere Märchen zieht. — Drei Brüder zogen aus — Drei Töchter hatte der Vater im Aschenputtel — Drei Spinnerinnen spinnen — Drei Aufgaben müssen erfüllt werden, um jemand zu erlösen. Alles deutet auf den altgermanischen Glauben der heiligen Gottdreiheit hin.

Das Märchen hat also nichts mit der bewußt belehrenden Fabel oder der historischen Sage zu tun. Es ist eben etwas Wunderbares für sich, ist losgelöst von allem anderen und mutet uns an wie die Morgenfrische der Poesie.

Da das Märchen auf der geistigen Stufe der Kindheit steht, ist es auch am allerehesten dazu geeignet, die Herzen unserer Kinder zu gewinnen. Denn alles, was im Märchen vorkommt, entspricht ja so ganz ihrem kindlichen Sinne und ihrer naiven Anschauungsweise.

Das sehen wir oft am deutlichsten bei ihren Spielen, in denen die Phantasie Flügel bekommt.

Da werden Spiele gespielt, die mit Stühlen, Tischen und — wenn's hoch kommt — mit bewilligten alten Decken ausgeführt werden. Da entstehen dann Burgen, Zauber- und Bärenhöhlen, bei denen ein schauerliches Gebrüll und Gebrumm wirklich unheimlich werden kann. Ein Freudengeschrei ertönt aber, wenn unversehens ein Erwachsener als Gefangener in das Schloß geschleppt wird, das freilich nichts anderes ist als ein Tisch mit einem umgekehrten Stuhl als Schloßturm.

Grausam und die Phantasie zerstörend würde es sein, wenn da der Erwachsene nicht mitspielen würde, wenn er die Kinder auslachen und ihnen sagen wollte, daß das ja nur Tische und Stühle seien und kein Schloß! Nein, er muß weinen und jammern und um seine Freiheit bitten; er muß versprechen, gut und dankbar zu sein, wenn er zum Schlusse wirklich wieder frei gelassen wird.

Was ist schon alles aus einem solchem Spieleckchen hervorgegangen! Denn spielende Kinder sind erwachende Künstler. Das Spiel ist gewissermaßen die unbewußt im Innern schlummernde Erinnerung an die Ausübung einer Tätigkeit auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Menschheit.

Bei den entzückenden Bildern von Ludwig Richter finden wir fast immer die liebliche Kinderwelt draußen zwischen Blumen, Sträuchern und Tieren. Warum liebt und versteht jedes Kind diese Bilder, warum spricht es mit den dargestellten Gestalten, als wären sie lebendig, warum ergötzt es sich mit ihnen und wertet sie als seine Lieblinge? Weil diese Darstellung der getreue Widerschein des eigenen Gemütes ist, weil das Kind, unverkünstelt wie es ist, sich an ihr rein erfreut.

Ebenso aber spiegelt sich auch im Kinde ganz deutlich die Entrüstung bei Unrecht und Gewalt wider. Es atmet befreiend auf, wenn es hört oder sieht, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft wird.

Darum ist vor allen Dingen das Märchen dazu geeignet, den Kindern ohne alle aufdringliche Lehrhaftigkeit eine Welt zu erschließen, die, wie Goethe sagt, unschätzbar ist.

Wie sie lauschen, die kleinen Hörer, und wie ihre Augen leuchten, wenn eine Mutter, umgeben von ihrer kleinen Schar, Märchen erzählt, in der sie in kindlicher Sprache die aufhorchenden Kinder in eine Zauberwelt hineinträgt, die unerschöpflich ist! Da sitzt alles mäuschenstill um die Mutter herum, die wilden Jungen auf der Tischplatte mit hinunterhängenden Beinen oder auf den unten ausgebreiteten Decken lang hingestreckt — die kleinen Mädels aber herumsitzend mit gefalteten Händen,

den Atem anhaltend und unverwandt den Blick auf den Mund der Mutter gerichtet.

O, wie herrlich, wie unvergeßlich bleiben einem Kinde solche Paradiesesstunden, in denen der kleine Geist fliegen lernt, in denen die Phantasie Schwingen bekommt, die sich dann nicht mehr eindämmen lassen!

Genau so, wie das kindliche Spiel oft den Grundstein zu späteren Erfindungen gegeben hat, ebenso auch werden die Phantasiegebilde unserer Märchen, die uns mit unsichtbaren Flügeln durch die ganze Welt tragen, die Quellen für unsere Künstler bleiben.

Unsere Märchen füllen aber nicht nur die Seelen unserer Kinder mit Phantasie, sondern, ohne daß sie es wissen, sind sie bedeutende Erzieher. Denn das Kind nimmt mit seiner naiven Natürlichkeit und seiner unverfälschten Urteilskraft alles in sich auf und bezieht es auf sich und seine Umgebung.

Manch kleines Mädel ist schon nach einem Märchen schluchzend ins Bettchen gekrochen und hat dann seiner Mutter versprochen, es wolle nun aber bestimmt fleißig sein und keine Pech-Marie werden; die wilden Jungen aber gaben sich Mühe, etwas weniger grob und ungebührlich zu ihren Schwestern zu sein, wenn sie hörten, daß gerade diese Rücksicht sie besonders zu Helden mache.

Wir sehen daraus ganz deutlich, welchen Einfluß wir auf unsere Kinder haben können, wenn wir ihnen nur nachzugehen suchen.

Wir alle müssen daher diese hohe Erziehungsaufgabe, die uns im Märchen gegeben ist, erkennen, und dürfen uns ihr nicht entziehen.

Diesen großen Wert hat auch in weitem Maße jetzt unser Volk erkannt. Es sieht in ihm die Genesung unserer Kinderseelen und damit die Bewahrung all der goldenen Kindergemüter, die wir besitzen.

Freilich ist es durch mancherlei Ereignisse nicht jeder Frau und Mutter gegeben, Märchen zu erzählen. Darum hören wir auch im Radio, in den verschiedenen Gauen, ja selbst in einzelnen Ortsgruppen unsere Märchen. Diese Einrichtungen sollen den Müttern, die ja eigentlich die berufenen Hüterinnen ihrer Kinder sind, die Erziehungsarbeit tragen helfen.

Es ist natürlich für den Erzähler eine Notwendigkeit, daß er seine Aufgabe mit voller Hingabe und Verantwortung auffaßt und versucht, sich g a n z in die Seelen der einzelnen Zuhörer zu versetzen. Denn würde er z. B. im Rundfunk diese volle Verbindung seiner u n s i c h t b a r e n Zuhörer außer acht lassen und nicht im G e i s t e immer die spannend auf sich gerichteten Augen sehen, so wäre seine Arbeit nicht das, was wir für unsere Kinder wünschen.

Diesen großen und erzieherischen Einfluß übt das Märchen aber nicht nur auf die Kinder aus, sondern in sehr hohem Maße auch auf den Erwachsenen. Wird doch oft der Erzähler selber so mitgerissen, daß er den grauen Alltag mit seinen Mühen und Plagen, seinen Sorgen und Nöten ganz vergißt und in eine höhere Welt getragen wird, von der aus er auch später seine Aufgaben anders bewertet als früher, weil sein Sinn und sein Denken kindlicher und vertrauender geworden ist.

Darum glücklich, wer noch kindlich fühlen, kindlich lachen und bangen kann, bei dem die Phantasie noch ein Plätzchen für den Feierabend hat. Unsere deutschen Märchen sind es wert, daß wir sie als Kulturgut, das wir von unseren Vorfahren geerbt haben, hoch und heilig halten, weil sie eine sittliche Kraft in sich tragen, die ewig bleibt.

Unser Märchen macht unsere Seele gut, macht unser Gemüt ruhig und frei von allem Druck, führt uns mit seinem Zauber zurück in das Land unserer Kindheit, setzt uns in der Erinnerung auf den Schemel zu unserer Mutter Füßen, der Mutter, die vielleicht schon längst den langen Schlaf schläft. Diese Erinnerung ruft uns all das Selige unserer Kindheit, unserer Sorglosigkeit und Freude zurück und läßt uns dann um so besser unsere Kinder verstehen. Gar mancher, der früher sein Feierstündchen ganz anders verwandte, macht es jetzt zu einer wirklichen Feier für sich und sein Haus, indem er selber seine Kindheitsmärchen erzählt. Eine Stunde, mit der dann von ganz allein Frohsinn und Verbundenheit wieder einkehrt.

Das deutsche Märchen wurde immer nur dann zurückgedrängt, wenn ein böser Wahn die Menschen führte, der dann versuchen sollte, alles, was mit unserem frommen Glauben und unserem alten Volksgut zusammenhing, gewaltsam auszurotten.

Aber solange es noch eine deutsche Zunge gibt, solange noch ein deutsches Herze schlägt, wird unser deutsches Märchen auch leben.



Lore Birting.

# Die deutsche Hausmusik.

## Von Hans Hickmann.

Von der edlen Musik.

Der hat hingeben — das ewig Leben, der nicht die Musik liebt — und sich beständig übt in diesem Spiel.
Wer schon auf Erden — will selig werden, der kann erreichen hie — durch Musik ohne Müh sein hohes Ziel.

Valentin Rathgeber 1733.

Die Feierabendgestaltung, eines der wichtigsten Probleme vergangener Zeiten und besonders unserer Tage, hat die entscheidende Aufgabe, in das Musikleben einzugreifen, um durch Anregung, Beispiel und Nachahmung die lebendigen Beziehungen des Einzelnen zum Problem der Kunst zu pflegen und zum Teil verschüttete Quellen wieder aufzugraben. Denn die Kluft zwischen dem Verlangen des Einzelnen nach Erbauung und Erfrischung durch den unmittelbaren Kunstgenuß, besonders den der Musik bzw. der Erscheinungsform, die ein von oben kommender, im wesentlichen nicht volkstümlicher, sondern ästhetisch-konstruktiver Kunstgeschmack in der notwendigen Zeitenabfolge der letzten Jahre aus eben dieser Musik gemacht hat, diese Kluft galt es zu überbrücken. Sollen nun die Massen des Volkes zur Musik kommen oder — die Kunst dem Volke! — soll sich die Musik dem Volksempfinden nähern? Bei gutem Willen auf beiden Seiten wird eine Einigung sehr bald erfolgen und wenn beide Teile nachgeben, so wird man in ein paar Jahren darüber lächeln, daß heute noch die Köpfe über dem Streit um diese Frage rauchen. Die Zeit hat schon größere Probleme gelöst und an Kräften fehlt es nicht, die schöpferisch und vermittelnd helfen wollen.

Die geistige Höhenlage, die eine Beschäftigung mit solchen Dingen erschließt, wird immer vom Einzelnen zu erkämpfen sein, zumal wenn er nicht beruflich in den Dingen wie z. B. der Musik zu Hause ist. Denn manchem wird noch das rechte Musikverständnis abgehen, wenn auch die Schulen und andere öffentliche Einrichtungen ihr möglichstes tun, um zu helfen. Hier hat die Arbeit jedes Einzelnen einzusetzen, eine Arbeit freilich, die Vergnügen und Erholung sein soll, um ihren Zweck zu erfüllen. Denn erst die eigene Beschäftigung mit der Musik, verbunden mit einem aufgeschlossenen Geist, nun auch wirklich hören zu wollen, und endlich der Möglichkeit, auch hören zu können, wird uns dieses Musikverständnis schenken. Darum ans Werk, deutsche Familien!

Jawohl, besonders der deutschen Familie ist diese Aufgabe zugewiesen worden. Sie hat mit in erster Linie dafür zu sorgen, daß die Kluft, von der wir sprachen, überbrückt wird, sie hat dem Einzelnen das erste musikalische Erlebnis zu vermitteln und ihn auch fernerhin an den kleinen Dingen der Kunst zu schulen, daß sein Ohr geübt und aufnahmebereit für die künstlerischen Großtaten der Öffentlichkeit werde. Sie endlich hat dafür Sorge zu tragen, daß der Frohsinn wieder lernt, das Haupt zu heben, sie hat die freien, unendlich köstlichen Stunden voll des Genusses, der Freude und rechten Humors besonders dem heranwachsenden Geschlecht zu übermitteln, um ihm den Wert einer Kultur, besonders edler Musikkultur gegenüber dem Gassenhauer durch die Tat zu veranschaulichen. Die Familie ist dazu deswegen berufen, weil sie — ist es wirklich eine rechte, glückliche Familiengemeinschaft — die Keimzelle der großen Volksgemeinschaft ist. Sie nimmt dadurch die Verpflichtung auf sich, in lebendiger Beziehung zum gesamten Volksleben zu stehen, um den Anforderungen unserer Zeit zu entsprechen. Und dazu gehört eben wieder die Anteilnahme an den Künsten oder für unseren Fall: die Pflege der Musik im Hause.

Wir sehen also, wie es eine ebenso ehrenvolle als verpflichtende und trotzdem freudespendende Aufgabe der Familiengemeinschaft ist, die Trägerin, Vermittlerin und Hüterin nationaler Kulturwerte, ja geradezu des künstlerischen Gestaltungswillens einer Zeit zu sein. Wenn wir von den großen Aufgaben gerade unserer Zeit einmal absehen, so erwuchs der Familie, der Häuslichkeit diese Aufgabe auch schon früher. In Wirklichkeit hat sie tatsächlich dafür gesorgt, daß wir — wie der Augenschein lehrt — mit ihr in diesem Punkte rechnen können. Gerade die deutsche Familie hat in glücklichen Zeiten immer die Hausmusik gepflegt, wenn auch mehr spielerisch und ohne den freudigen Ernst, der heute der notwendige Unterton ist, aber doch so, daß sie sogar anregend auf die Schaffenden wirken konnte. Und hätte die Volksmusik nicht eben zu allen Zeiten in der Familie eine Zuflucht gefunden, so hätten wir niemals aufbauen können, wenn es die Zeit einmal erforderte. So mögen sich denn die „anderen" Familien, die das bisher versäumten und ihre Musik fertig in Form der „Konservenmusik" mit Rundfunk und Schallplatten bestritten, ein Beispiel daran nehmen, in gleichem Sinne wirken und den Ruf der deutschen Familie auch nach außen hin wieder stützen helfen.

Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß man über Dinge, die man zu den Alltäglichkeiten rechnet, die einem ganz besonders geläufig sind, wenig Worte verliert. Es mag sein, daß man deshalb hier so wenig von

der deutschen Hausmusik sprechen hört. Anders wird es jenseits der Grenzen. Der Ausländer weiß es nicht genug zu rühmen, wie sehr ihn die Innigkeit deutschen Familienlebens berührt. Für ihn — und das ist ein interessanter Ausspruch eines unbefangenen Beobachters — ist die Hausmusik kennzeichnend für diesen häuslichen Zusammenhalt und symbolisiert direkt die deutsche Familie schlechthin. Und es könnte wirklich kaum ein schöneres Symbol gefunden werden. Jedenfalls ist man erstaunt, draußen von vielen Junggesellen, die Aufnahme in deutschen Familien genossen haben, immer wieder zu hören, wie unvergeßlich solche Stunden häuslichen Musizierens für sie waren, und wie dankbar sie dieses Gesundbrunnens, des Freude und Ausgeglichenheit spendenden Idylles gedenken. Wieviel mehr müssen wir heute daran denken, diesen Ruf im eigensten Interesse und im Sinne einer Werbearbeit für das Deutschtum zu festigen und es den auslandsdeutschen Familien gleichzutun, die oft mit den primitivsten Mitteln deutschen Sang und Klang in die Welt hinaustragen und ihren schönsten Lohn in sich selbst finden: in Glück und Eintracht, im „Zusammenspiel". Das ist das schönste Lob, das einer Familiengemeinschaft gespendet werden kann: sie ist „eingespielt". Denken wir nur einmal nach — ohne philosophisch zu werden — über dieses „Zusammen-Spiel", dann werden wir wissen, wie wir das Leben im kleinen leben, im großen anpacken und meistern.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß besonders die germanischen Völker die Hausmusik bevorzugen, während romanische Völker sie ganz oder fast ganz vernachlässigen. So sind es u. a. gerade die Engländer, die bekannt dafür sind. Vor allen Dingen pflegt man bei ihnen das Singen ziemlich komplizierter und musikalisch anspruchsvoller mehrstimmiger Sätze, der „catches" und „glees", die die Familie nach dem Essen als „Nachtisch" singt. Und wer erinnert sich nicht jener Malereien aus vergangenen Zeiten, die — wieder besonders bei nordischen Völkern — von der Hausmusik der Ahnen erzählen? Ein Rundgang durch die Galerien sagt da genug. Man braucht nicht einmal an die „Genrebilder" zu denken oder an Darstellungen, die geradezu eine häusliche Musikszene darstellen. Auch eine große Anzahl reiner Porträts — etwa vornehmer oder bürgerlicher Damen — stellt die betr. Modelle dar als Ausübende eines Instrumentes. Dabei spielt natürlich die Mode wieder eine große Rolle. Als die Damenwelt zu einer bestimmten Zeit des vorigen Jahrhunderts ganz besonders empfindsam war, zog man zarte Instrumente mit ätherischem Klang vor: so waren hintereinander kuriose Instrumente wie die Orphika, die Sister, die Glasharmonika, die Harfe

oder Gitarre beliebt, Instrumente, die wir heute z. T. nur nach eben diesen Bildern und nach den erhaltenen Museumsstücken kennen. Aber auch noch früher war das häusliche Singen und Spielen bei uns schon sehr beliebt. Überall traf man im Hause auf eine Mannigfaltigkeit von Instrumenten, vor der wir heute beschämt stehen — Klaviere jeder Art, kleine Orgeln oder Harmonien, Streich- und Blasinstrumente — und die Familienchroniken erzählen von Familienmitgliedern, die es in der Behandlung dieser Instrumente zu besonderen Fähigkeiten brachten, aber auch gediegenen Musikunterricht nahmen (sogar in der Tonsetzkunst) und es den Fachleuten gleichtaten! Ja, zu bestimmten Zeiten galt überhaupt nur der vornehme Laienmusiker, der Dilettant der Gesellschaft, als wahrer Künstler und der eigentliche Musiker im Gegensatz zum Musikliebhaber als minderwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft. (Noch heute gibt es übrigens auf der Welt Völker, wo, ähnlich wie bei den Germanen, die Ausübung der kultischen, höheren Musik in Händen der Fürsten und Prinzen liegt, z. B. in Java.) Man denke nur an den hohen Rang Volkers! Die germanische Vorzeit hatte ihren vornehmen Sänger ebenso wie das Mittelalter seinen Minnesänger und immer war es der mehr oder weniger erweiterte Familienkreis, der das Publikum abgab. Vor dem Hintergrunde der Häuslichkeit spielte sich ferner ein großer Teil der Musikpraxis des späteren Mittelalters ab: das adlige ebenso wie das bürgerliche Heim hallte wider vom fröhlichen Klang, und erst das Virtuosentum des vorigen Jahrhunderts verlegte das Schwergewicht des musikalischen Lebens außerhalb des Hauses.

Wenn wir nun der Musik wieder das Haus, die Familie erschließen wollen, mag es nicht unnütz sein, einmal zu überlegen, wie so ein häusliches Konzert aussehen soll. Was und bei welchen Gelegenheiten soll musiziert werden? Die zweite Frage ist entschieden die leichter zu beantwortende: bei allen den Gelegenheiten festlicher Eintracht und feierabendlicher Ruhe, wo wir sonst — Radio und Grammophon anzustellen pflegen. Nicht allein größere Familienfeste lassen sich durch die eigene Hauskapelle verschönern, sondern auch der Feierabend oder der Sonntag. Am schönsten ist es, wenn die „Programmgestaltung" von einem oder mehreren Familienmitgliedern oder wechselnd übernommen wird und die anderen mit einem heiteren oder ernsten Programm überrascht werden. Über die Reichhaltigkeit oder die Güte läßt sich natürlich streiten. So erstrebenswert die hohe, künstlerische Qualität ist, wird sie doch immer von den vorhandenen Mitteln abhängen. Das ist aber auch letzten Endes gleich. Denn erst einmal entscheidet der Wille, der dahinter steht. Ist er vorhanden, dann ist alles gut und das übrige findet sich schon.

Kritikaster dürfen nicht zuhören oder — mitmachen. Das ist überhaupt das wichtigste: selber mitmachen. „Ich bin unmusikalisch", sagt da schon einer. Also diesen Einwand kennen wir nicht. Für uns gibt es keinen Unmusikalischen in der Familie, das ist Voraussetzung. So hörte mein Bruder zwar begeistert und leidenschaftlich zu (besonders bei Militärkonzerten war er immer in der Nähe der großen Tuba oder des Schlagzeugs — des „Hühnerhofes" oder der „Schießzeugbude" in der Musikersprache — zu finden). Aber ansonsten sagte er von sich selbst aus, er vermöge außer virtuosen Leistungen beim Grammophon- oder Radiospielen nur Flaschen und Gläser zu „spülen". Das Gegenteil war der Fall. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, auch ihn auf jeden Fall zu beschäftigen. So mußte denn Werner — wenn auch zunächst mit bösartigem Gesicht — Noten umblättern oder mit einem Finger die Pauke auf dem Klavier angeben. Bald packte ihn dann der Ehrgeiz und er begann seine Virtuosenlaufbahn an Hand einiger Topfdeckel und eines alten Margarinekartons, aus denen sich dann allmählich ein ganz beträchtliches Schlagwerk entwickelte. Bei der leichten Muse war er bald sehr gut angeschrieben und es verging nicht mehr viel Zeit, da lernte er bereits die Noten lesen und konnte nun mit einem Freund vierhändig spielen. So werden aus unmusikalischen Kindern musikalische Leute. Und so ist es immer, glauben Sie mir, verehrte Leserinnen, diejenigen, welche am lautesten schimpfen, werden bald wenn auch nicht die lautesten so doch die eindringlichsten Spieler — sie können's dann gar nicht erwarten, wieder mal „dranzukommen" mit den zwei Stücken, die sie dann können.

Was spielen wir heute, die erste Frage, die es zu beantworten gilt, nachdem die zweite, die Frage nach den Gelegenheiten, geklärt ist. Schon wieder melden sich die Kleingläubigen: „Soviel leichte und doch anständige Musik gibt's ja gar nicht, die wir hier in unserem Neste spielen könnten." Geduld, meine Lieben! Seien Sie immerhin versichert, schickte ich Ihnen alle die kleinen und großen Musikstücke hin und Sie spielten sie alle gewissenhaft durch, Sie würden mit Ihren Enkeln immer noch damit zu tun haben. Also suchen oder jemanden fragen, der es weiß!

Vor allen Dingen vergessen Sie nicht das Volkslied! Es bildet den wichtigsten Bestandteil des Hausmusikprogrammes und ist nahezu unerschöpflich. Ihm stellen wir zur Seite das klassische oder gefällige Vortragsstück. Besser ist es natürlich, es original zu spielen, so wie der Komponist es uns schenkte. Geht das aber nicht oder sind noch unbeschäftigte Mitwirkende da, so wird es eben bearbeitet gespielt, wenn das auch nicht dem Ideal entspricht. Jeder vernünftige Komponist wird schmunzeln,

wenn er weiß, hier ist echte Begeisterung für sein Werk vorhanden und er wird über Bearbeitungs- und Aufführungsmängel hinwegsehen — oder besser gesagt hinweghören. Woher das Material nehmen? Jeder Musiker und jeder Musikalienhändler wird Ihnen gern Auskunft geben über die täglich neuerscheinende, unerschöpfliche Fülle auch für Sie geeigneter, alter und neuer Laienmusik. Soviel Stilgefühl muß dabei natürlich vorausgesetzt werden, daß wir nun nicht gerade Beethovens Sonaten auf der Zither spielen. Es muß alles hübsch zueinander passen.

Noch etwas müssen Sie wissen: lassen Sie sich nicht den Kopf verdrehen mit dem Streit der Fachleute: „Ist die alte oder die neue oder die ganz neue Musik die einzig wahre?" Darf ich Ihnen einen guten Rat geben? Besorgen Sie sich von allem das Beste und Geeignetste, musizieren Sie Ihren Freunden verschieden geartete Programme vor und das, was den meisten, Ihnen vor allem, am besten gefällt, dabei bleiben Sie. Wir können nur immer wiederholen: auf die Gesinnung kommt's an! Und darauf, daß es Ihnen Freude macht. Wir wollen heute nicht mehr einseitig sein. Es gibt nur noch eine Frage, die, ob wir der Sache dienen. Deshalb frisch drauflos musiziert! Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Wer aber vieles weiß und kennt, d. h. ausprobiert hat, braucht nicht mehr zu fragen. Und sowohl in der alten wie in der neuen Musik gibt es so viele Schönheiten zu entdecken, die sich gegenseitig gar nicht so befehden wie ihre „Anhänger", daß sich der ganze Streit nicht lohnt. Nur eines müssen Sie versprechen: „Das Gebet einer Junfrau", die „Klosterglocken" und die Paraphrase (gräßliches Wort) Ave Maria über ein Präludium von Joh. Seb. Bach von Gounod, diese drei Stücke nebst Anverwandten, die lassen Sie bitte nicht nur aus Ihrem Programm heraus, sondern vernichten Sie sie so schnell als möglich. Solche Stücke wollen wir nicht mehr hören. Sie passen nicht in unsere Zeit — „schön" waren sie eigentlich nie — und sind für die deutsche Hausmusik nicht zu gebrauchen.

Es gibt auch Puritaner, die spielen nur ganz tragische Sachen. Das ist Unsinn! Die heitere Musik hat heute mehr denn je Daseinsberechtigung und ein Familienleben besteht nicht nur aus Trauerfällen. Eine Hauskapelle, die einen Walzer von Brahms gut spielt, ist uns lieber als eine, die mit falschem Pathos das Largo von Händel fehlerhaft vorträgt.

Aber letztlich muß immer wieder von Fall zu Fall entschieden werden, wo die Arbeit einsetzen soll. Deshalb können die vorliegenden Ausführungen nur ganz im allgemeinen anregen, so gerne wir auch in die Breite bauen würden und statt der vielen Theorie der lebendigen Musik-

praxis auch mit Beispielen oder praktischen Vorschlägen helfen würden. Aus diesem Grunde ist es auch unmöglich, über die Wahl von Instrumenten und dgl. viele Worte zu verlieren, da hierzu viele Voraussetzungen erfüllt und gekannt werden müssen, die im einzelnen immer wieder anders aussehen dürften. Dazu bedarf es eben einer ganz persönlichen Auseinandersetzung mit dem Problem. Aber es dürfte wohl kaum einen Fachmann geben, der hier nicht bereitwilligst helfen würde.

So, wer nun noch keine Lust bekommen hat, dem ist nicht zu helfen. Daß es aber gehen wird, wenn nur der gute Wille da ist, ist unzweifelhaft. Der gute Wille aber muß und wird da sein, aus Liebe zur Musik, aus Liebe zur Familie und zur Volksgemeinschaft und aus dem Bewußtsein der Pflicht heraus, auch in diesem Sinne mit aufbauen zu helfen, und anderen und sich eine Freude zu bereiten. „Darumb, wenn ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! Ich muß unserem Herren Christo ein Lied schlagen auf dem Regal ...; denn die Schrift lehret mich, er höret gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel, und greift frisch in die Claves und singet drein, bis die Gedanken vergehen."



Da droben auf jenem Berge

Zeichnung von Sulamith Wülfing
Wuppertal-Elberfeld

# Da droben auf jenem Berge.

## Aus dem Wunderhorn.

Da droben auf jenem Berge
da stehet ein goldenes Haus,
da schauen wohl alle Frühmorgen
drei schöne Jungfrauen heraus.
Die eine, die heißet Elisabeth,
die andre Bernharda mein,
die dritte, die will ich nicht nennen,
die sollt mein eigen sein.

Dort unten, in jenem Tale
da treibet das Wasser ein Rad,
es mahlet nichts als lauter Liebe
vom Morgen bis Abend spat.
Das Mühlrad, das ist nun zerbrochen,
die Liebe, sie hat nun ein End
Und wo sich zwei Herzlieb tun scheiden
da reichen's einander die Händ'.

Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
Wer hat nur das Scheiden erdacht?
Der hat mein jungfrisches Herze
vom Lieben zum Scheiden gebracht.
Mein Liedlein hat hier ein Ende,
es hat's wohl ein Müller erdacht,
den hatte des Ritters Töchterlein
vom Lieben zum Scheiden gebracht.

# Der Tierschnitzer.

## Von Margarete Weinhandl.

Ein Mann und eine Frau standen vor dem Schaufenster eines Andenkenladens. Sie waren auf der Reise ins Gebirge. Ihre Lodenmäntel glänzten glatt und neu und hatten kaum noch einen Wettersturm erlebt. Ihre Bergschuhe aus braunem Leder zeigten noch keinen Ritzer. Die beiden schienen genügend Zeit zu haben. Lächelnd betrachteten sie die mancherlei Dinge im Schaufenster, die gebrannten, bemalten, geschnitzten Eibecher, Uhrständer, Schlüsselbretter, Büchsen, Reifen, Dosen, Wetterhäuschen, Korkenzieher. Alle fast trugen die Inschrift „Gruß aus den Bergen" und bei den Girlanden aus Alpenrosen, Enzian und Edelweiß war an Blau, Rot und Weiß nicht gespart. Auf einer winzigen Staffelei prangte das ebenso winzige Gemälde einer romantischen Hochgebirgslandschaft. Das wurde dem Mann zuviel. Er wandte sich ab und nach der Tiefe der Straße, durch die das wirkliche Gebirge in einiger Entfernung, freilich ohne Effekt, in blaugrauer Wolkenkühle hereinschien. Allein seine Frau hielt ihn fest und rief plötzlich mit Lebhaftigkeit: „Sieh, Hans, diesen Hund! Diesen Hund!"

„Wahrhaftig, der ist nicht übel."

„Schön ist er, Hans! Sieh nur, wie er blickt, wie er den Kopf hebt!"

„Und eigenartig geschnitzt, beinahe geschnitten, möchte man sagen."

„Ist es nicht so, als läge er seinem Herrn zu Füßen und schaute zu ihm auf mit jener Spannung, jener verzehrenden Frage, die Liebe, Treue —"

„Dichte nicht, Gertrud, komm mit hinein, du sollst deinen Hund haben."

„Nein, nicht ich, wir wollen ihn Heinrich mitbringen von der Reise. Der liebt die Tiere am meisten."

Sie traten in den Laden und kauften den Hund. Er wurde in Seidenpapier gewickelt und in einer Pappschachtel verpackt, damit die schönen gestreckten Pfoten und der wie wedelnd erhobene Schwanz keinen Schaden nähmen. Frau Gertrud selber trug das Päckchen.

Dann standen sie auf der Brücke über dem reißenden Alpenfluß. Hier konnte man die ganze Gebirgskette sehen. Das Gewölk hob sich, Schneeflecken glänzten in halber Sonne auf. Aber die Schluchten blieben verhüllt.

„Also von diesen Bergen her kommt das viele graue Wasser?"

„Ja, und bald werden wir an seinen Quellen stehen."

„Wie das fließt und fließt. Viel schneller als unsere Bäche und Flüsse daheim. — Sieh mal, dort schwimmt etwas! Ein Mensch? Ein Holzklotz?"

„Nein, ein Hund!“

Ein dunkler Zottelkopf, ein Stück Holz im Maul, strebte in wackeren Stößen dem Ufer zu. Dort stand ein Mann und rief und befeuerte den Hund, wenn ihn die Strömung etwas abtrieb. Die beiden auf der Brücke sahen mit angehaltenem Atem zu. Und als nun das Tier den mühsam erkämpften Stock vor seinen Herrn niederlegte und den triefenden Kopf zu ihm emporwandte, da murmelte der Mann: „Seltsam, wie einen das jetzt doppelt packt! Das tut dein Holzhund drin in der Pappschachtel.“

Daheim im Gasthof wurde er sogleich hervorgenommen und auf die Marmorplatte des Spiegeltischchens gestellt. Und bald trat der eine, bald der andere davor und wunderte sich über das stumm aufwallende Leben in der kleinen Tiergestalt. Den nächsten Morgen vor der Weiterreise suchten sie noch einmal den Laden auf. Allein es fand sich kein ähnliches Stück mehr und der Verkäuferin war auch Name und Wohnort des Schnitzers völlig unbekannt. Ein Händler pflegte ihr die Holzwaren zu besorgen. Sie wußte nur ein bestimmtes Alpental zu nennen, in dem mehrere solcher Holzschnitzerdörfer liegen sollten. Und damit mußte es sein Bewenden haben.

+

Der Wind fiel in die Wipfel der Lärchen und ließ sie leise sausend ertönen. Dann lief er weiter über die Bergwiese talab und wühlte sich endlich in ein blaugrünes Haferfeld ein. Zog Wellen und Kreise und Bogen darin und erstarb im roten Mohn. Aber das sah Frau Gertrud nicht mehr. Sie lag im kurzen Almgras und freute sich der aufwehenden Frische nach dem mehrstündigen Morgenmarsch. Hans saß neben ihr und studierte die Landkarte. Er stellte fest, daß sie ungefähr eine halbe Stunde vom Paß entfernt sein und eine Meereshöhe von 1100 m erreicht haben müßten. Die Frau lächelte und spielte mit den tiefhangenden leicht bewegten Lärchenzweigen über ihrem Haupte. Indem sie die weichen Nadelbüschel durch die Finger gleiten ließ, fiel ihr ein, daß sie als Kinder Körbchen daraus geflochten hatten. Rote Vogelbeeren lagen so schön darin und mußten beim Spiel als Kirschen oder Erdbeeren gelten. „Daß ich dies Heinrich und Lieschen noch nie gezeigt habe!“ rief sie aus. Und nun war es an dem Mann, zu lächeln.

„Ach so, du bist wieder bei den Kindern?“

„Ja und nein. Nicht ich bin bei ihnen, sie sind in mir, alle, ja vielleicht am meisten die Kleinsten, mit ihrem Wesen und Schauen, ihrem Wundern und Greifen. Es geht mir ganz sonderbar auf dieser ersten Reise und Trennung von ihnen. Die Welt kommt auf mich zu wie auf ein Kind. Ich muß auch alles anrühren, hier die grünen Lärchennadeln

oder das trockene Gras, das feuchte Mooskissen, den rauhen Granitblock, den glatten Glimmerstreif, die rissige Baumrinde. Das tat ich früher nie. Und es lockt mich wie zum Spielen. Siehst du dort die runden weißen Wölkchen durchs Gezweig aufsteigen? Mir ist, als würfe ich sie als weiche Bälle in die blaue Luft, als wäre ich der Wind, der mit ihnen spielt und sie aufbläst und weitertreibt. Und drüben über den Schneebergen läßt er Schiffchen fahren und Federn auffliegen und dort im allerfernsten Talwinkel hat er gar einen Haufen Schneeballen aufgetürmt, wie die glänzen und schmelzen in der Sonne —"

„Aber hinter unserm Rücken", sagte Hans sich umblickend, „hat er eine Festung gebaut, eine hartgraue Wolkenwand mit silbernen Zinnen, hinter denen sogleich die Sonne verschwinden wird. Da rüsten sie mit schweren Geschützen. Das war auch das dumpfe Zittern und Rollen, das ich schon eine Weile höre und für Böllerschüsse nahm, wie sie die Bauern hierzuland ja so gern bei ihren Festen abfeuern. Doch diesmal gilt es uns. Auf, liebes Spielkind, sonst kommt das Wetter über uns! Die Paßhöhe erreichen wir noch leicht und dann ist's nicht mehr weit bis zu den höchsten Hütten des nächsten Hochtals."

Sie warfen die Rucksäcke über und nahmen den Weg unter ihre nunmehr schon tüchtig geschrammten Schuhe. Das Steilstück kostete in der wachsenden Schwüle des verhangenen Himmels Schweiß. Doch auf dem freien Joch stieß ihnen kühler Nebelwind entgegen und hüllte sie im Nu in ein sprühendes Gebrause. Eben daß sie noch die Wegtafel fanden, die nach drei verschiedenen Richtungen wies.

„Hans!" schrie Gertrud ihm durch das Tosen zu, „das ist ja das Holzschnitzertal, du weißt, der Name —"

Er zog sie mit sich fort auf den Saumpfad, der am schnellsten in den Schutz der Taltiefe und ihrer Menschenbehausungen führte. Blitze und Donner verzogen sich bald in die hinteren Felsschluchten des Gebirges. Um so heftiger ergoß sich der Regen, rann und tropfte von den rasch übergestülpten Kapuzen und stürzte in Bächlein den gerölligen Weg abwärts, als wolle er den Wanderern den kürzesten Abstieg ins Tal weisen. Bald rauschte ein Fichtenwald über ihren Häuptern, ein neu entstandener Wildbach mußte übersprungen, ein Holzgatter überstiegen, eine Wiese mit brüllendem Vieh durchquert werden. Und dann plötzlich, beim Biegen um den vorspringenden Berghang — ein schützendes Dach! In Wahrheit fast nur Dach über einem winzigen steingefügten Häuslein, die weißglänzend nassen Schindeln so weit vorhangend, daß ein Teil des Platzes darunter noch staubtrocken dalag. Hier konnte man wohl zur Not das Ende des Regens abwarten, wenn die Tür der Hütte verschlos-

sen sein sollte. Allein diese öffnete sich schon auf das erste Anklopfen. Ein Mann trat ihnen entgegen und sagte so gelassen Grüßgott, als habe er ihren Besuch erwartet. Aber sonst verlor er keine Worte. Er rückte ihnen eine Bank zurecht und schien sich um sie nicht mehr zu kümmern. Ja, er verschwand dann in einer Nebenkammer. Man hörte ihn hantieren, als wenn er eine unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen hätte. Etwas unbehaglich blieben die beiden in dem Raum, der halb Flur, halb Küche schien. Gestampfte Erde bildete den Boden, wenige Geräte sprachen von einem kärglichen Haushalt. Ihre Mäntel hingen im Dunkel über dem Herde. Anfangs tauschten sie einige Worte, dann verstummten sie und blickten durch die geöffnete Tür nach dem Wetter. Manchmal meinten sie, der Regen höre auf, und es lichte sich. Aber alsbald schwoll wieder ein weißer Schwaden aus der verborgenen Talschlucht empor, kroch wie Rauch über die Matten und löste sich in Wasser und wieder Wasser.

Eine Stunde mochte so verflossen sein. Da kam der Mann mit zwei Krüglein Milch und einem Holzteller voll Schwarzbrot mit Butter.

„Wir wollten eben weiterwandern", sagte Hans.

„Wie lange geht man noch bis zum nächsten Dorf?" fragte Gertrud.

Beide hatten sich erhoben und standen an der Schwelle.

Der Mann schlug ein Wandbrett als Tisch auf und stellte das Essen darauf. Eine Stunde sei es bis zum oberen und zwei bis zum unteren Dorf, sagte er. Sie sollten sich gedulden und essen. Indessen würden wohl die letzten Güsse niedergehen. Sie griffen dankend zu. Gertrud wurde munter und fragte den Wirt nach diesem und jenem. Endlich auch nach dem, was ihr schon lange am Herzen lag, ob dies das Tal der Holzschnitzer sei. Der Mann, der bis dahin willig, aber kurz erwidert hatte, runzelte nun die Stirn.

„Holzschnitzer — ja, man kann es so nennen. Sie haben Holz in Händen und schnitzeln dran herum. Aber nicht nach der Voreltern Weise. Hölzerne Lügen, schön braun lackiert und mit Farben beklext. Gemsen, wie kein Herrgott sie je erschaffen. Blumen, die nicht Saft noch Kraft haben. Kruzifixe, die ein zierliches Spielwerk machen aus des Heilands bitterm Tod —"

Auf einmal konnte der Mann ja reden! Hans stimmte ihm bei. Aber Gertrud kramte eifrig in ihrem Rucksack. Sie zog einen Schuhbeutel hervor, aus diesem eine Aluminiumdose, aus dieser eine kleine Pappschachtel, und aus dieser den in Papier und Watte eingewickelten holzgeschnitzten Hund. Den hielt sie nun frei auf der flachen Hand ihrem

grimmigen Wirt entgegen und rief: „Der aber ist nicht Spielkram und Lüge! Ist er nicht die Gotteswahrheit selber?"

Wunderlich verwandelten sich die Züge des Mannes. Er blickte das Tier an. Er blickte die Frau an. Und wieder das Tier. Dann aber sprach er zu ihrer Enttäuschung rauh hin: „Auch das ist noch Stümperwerk."

Sie geriet fast in Zorn. Sie suchte hilflos nach Worten. Ein Künstler habe das gemacht, ein ganz großer. Einer, der weiß, was im Tiere ist. Wer das nicht sehe, habe keine Augen. Wer das nicht spüre, habe kein Herz. Kein Tierherz — —

Auf einmal mußte sie innehalten. Sie fühlte Tränen in ihrer Stimme. Warum regte sie sich auf um die Meinung dieses fremden Bauern? Was verstand er davon? Aber ein starkes Licht in seinen Augen zwang sie weiterzureden, leiser, mehr erzählend: „Alles ist anders seitdem, nicht wahr, Hans? Jeder Hund, der uns über den Weg läuft, ja, sogar wenn er uns anknurrt. Jede Katze, die lässig durch die Wiese strolcht oder strichgerade über die Straße wischt. Das Eichhörnchen jüngst in der Astgabel droben, das sich die Mittagssonne auf den flachausgebreiteten Schwanz und den schönen rotbraunen Pelz brennen ließ. Und die zwei Haselmäuse, die am Waldhohlweg auf und niederhuschten, saßen und äugten und wieder liefen. Und die großen ernsten Kühe, vor denen ich mich früher immer fürchtete, wenn sie plötzlich Kopf und Hals herumwarfen. Und das dunkle Pferd gestern abends in der späten Dämmerung, das über das Gatter auf uns niedersah wie ein hohes Wesen einer anderen Welt —"

Hier machte der Mann eine Bewegung, als wolle er gegen seine Kammer hin eilen. Doch dann stand er wie unschlüssig still. Eine Pause trat ein. Man hörte das Wasser vom Dach in die Regentonne plätschern, die unter der weit ausladenden Holzrinne eben jetzt wie Silber aufglänzte. Die Sonne brach hervor. Der Regen zerstäubte in Gefunkel. Jenseits des Nebeltals wurden goldgrüne Matten und hohe fremde Berge sichtbar. Die Wanderer konnten ihren Weg fortsetzen.

Als sie ihrem Wirt die Hand reichten und für den Unterstand dankten, meinte er, es könne auch umgekehrt gelten. Es sei mit dem Vergelt's Gott mancher Menschen so wie mit gewissem Holz. Bei Tag wie muffiger brauner Moder im Walddunkel, bei Nacht aber, wenn alles Helle aus der Welt sei, hebe es an zu leuchten.

Sie sprachen beim Abstieg noch eine Weile über dieses seltsame Wort und den, der es gesprochen. Ein paarmal blickten sie sich nach dem Häuschen um. Der Mann stand unbeweglich in der Tür. Die Sonne beschien

sein langes gebräuntes Gesicht und seinen steifen braunen Lodenrock. Er sah aus wie aus Holz geschnitzt.

+

„Der Hund ist fort!" rief Gertrud entsetzt, als sie am Abend im Dachstübchen des Dorfwirtshauses ihren Rucksack auspackte.

„Wie ist das möglich", sagte Hans, „hier ist doch alles, Schuhbeutel, Dose, Schachtel —"

„Das ist ja das Unbegreifliche! Ich werde doch nicht die leere Hülle so sorgfältig verpackt haben!"

„Besinne dich doch einmal in Ruhe und werde mir nicht rot und blaß. Daß wir den Weg zum Berghäuschen zurück machen, ist ja noch nicht das Schlimmste."

Gertrud setzte sich auf die Bettkante und dachte nach. Hans half ihr: „Zuerst hast du ihm deinen Hund unter die Augen gehalten, aber dann —

„Dann wurde ich böse —"

„Ja, und du hieltest eine lange Rede und dabei redeten wie gewöhnlich deine beiden Hände mit. Also mußt du den Hund indessen auf die Bank oder den Wandtisch gesetzt haben —"

„Ich erinnere mich nicht — warte — dann kam die Sonne, wir traten zur Tür, alles strahlte und blitzte, wir wollten weiter —"

„Halt — wer packte wieder ein? Du doch wohl?"

„Nein, du, Hans. Du hängtest mir den verschnürten Rucksack über, dessen erinnere ich mich genau."

„Nun bin ich selber irre. Sollte mir der Mann geholfen haben?"

„Am Ende hat er — nein, das wäre furchtbar —"

„Aber Gertrud, du bist doch sonst nicht mißtrauisch, und diese geraden, ehrlichen Züge —"

„Nein, so meinte ich es nicht. Etwas ganz anderes, etwas viel Ärgeres!"

„Was denn in aller Welt?"

„Stümperei nannte er unser Holztier. Und einen sonderbaren Ingrimm zeigte er gegen alles Schnitzwerk. Wie er aufbrauste, wie er schalt! Wenn er nun in seinem Zorn, in einer Art Rache —"

„Deinen Schatz zermalmte, meinst du?"

Sie nickte heftig. „Er ist kein gewöhnlicher Mensch. Unheimlich sah er aus!"

„Nun rollt wieder Rädchen Phantasie. Schnell zu Bett, laß es im Traum weiter spinnen!"

Sie schlief spät ein. Als sie am nächsten Morgen nicht allzu früh erwachte, war Hans schon längst fort. Sie ahnte sogleich, wohin. Dank-

barkeit und Liebe machten ihr Herz frohgemut und die Klarheit der Luft und der Sonnenglanz des Gebirgs alle Sinne hell. So weit als möglich wollte sie ihm entgegeneilen. Aber schon hundert Schritte über dem Dorf kam er auf sie zu.

„Hans, lieber Hans, du bringst ihn mir?"

Er antwortete nicht gleich. Erst als er bei ihr war, erzählte er. Nein, er brachte den Hund nicht. Das war so zugegangen. Er hatte den Mann angetroffen. Der sei tatsächlich ein Sonderling. Er hätte, so sagte er, aus ihren Reden gestern entnommen, daß sie noch einige Tage in einem der beiden Dörfer bleiben wollten. Darum bäte er sie, den Hund solange behalten zu dürfen. Warum, das könne er nicht sagen.

„Und das hast du zugelassen, Hans? Merkst du denn nicht, er hat ihn beschädigt oder zerstört und macht Ausflüchte. Hast du ihn dir nicht auf der Stelle zeigen lassen?"

„Doch, Gertrud, so argwöhnisch war sogar ich. Allein er versicherte mit solcher Festigkeit, nach drei Tagen würden wir das Tier unversehrt wiederhaben, daß ich ihm unbedingt vertrauen mußte."

„O daß ich nicht dabeigewesen bin! Da können wir lange warten, bis er ihn uns wiederbringt!"

„Nein, er wird ihn auch nicht bringen."

„Was soll das heißen?"

„Da ist noch eine Seltsamkeit. Er bat, wir mögen, und zwar beide, und besonders du, noch einmal den Weg zu seiner Hütte nehmen, er habe uns etwas zu offenbaren. Und endlich noch eine dritte, letzte Bitte.

„Das klingt ja wie im Märchen!"

„Wir mögen, ehe wir zu ihm kämen, im Dorf nicht nach ihm fragen. Es gäbe Vögel, die brüteten ruhig vor aller Augen, und solche, die täten es in solcher Verborgenheit, daß keines Menschen Blick je ihr Nest erschaue. Und die Reden der Menschen, selbst in drei Meilen Entfernung, vermögen manches zarte Leben zu stören, das nur in Stille zum Licht wachsen kann."

Gertrud schwieg. Sie erinnerte sich an den stillen weißen Winter, wo sie den kleinen Heinrich erwartet hatte, und sie ergab sich.

+

Als am Samstag nachmittag die Glocken im Tal den Sonntag einläuteten, betraten sie das Häuschen am Bergweg. Es schien mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt, der Boden mit dem Reisbesen frisch gefegt, Tisch, Bank, Holzteller und Schüsseln weiß gescheuert. Auch in dem Gesicht des Mannes lag etwas wie Helligkeit, als er ihnen die Hand zum Gruß bot. Er räusperte sich zweimal. Da aber kein Wort nachfolgte,

suchte Hans die allzu feierlich werdende Stille durch Munterkeit zu durchbrechen:

„Die Bedingungen sind erfüllt. Wir haben drei Tage lang in Geduld, oder, wenn Sie wollen, in Ungeduld gewartet. Wir sind ohne zu seufzen den sonnigen Steinplattenweg zu Ihnen heraufgestiegen. Und wir haben endlich das Schweigegebot so ernst genommen, daß wir bis heute noch nicht einmal Ihren Namen wissen."

„So will ich mit dem beginnen", sagte der Mann, „obgleich er nichts zur Sache tut. Ich bin der Franz Loder aus Hirschbüchel. Aber sie nennen mich hierzutal den heiligen Franz vom Brettschartel nach dem Paß, über den Sie unlängst herübergekommen sind. Und heilig — nun weil ich mich aufs Fensterln nicht verstehe und auf dem Tanzboden nicht zu finden war mein Lebtag. Ich habe ein lahmes Bein; Sie werden es vielleicht gemerkt haben. Vielleicht aber auch nicht, denn es ist besser geworden mit den Jahren."

„Dann sollen Sie nicht so lange stehen", sagte Gertrud und sah sich nach einem Sitz für ihn um. Die kleine schmale Bank bot nicht Raum für drei. „Wir wollen hinaus in das Licht."

„Nicht an den Weg", sagte er und führte sie um das Steinhäuschen herum an die Hinterwand. Da ging es steilauf in Wellen gegen die Brettscharten zu, grüne Wiesen, schwarzer Fichtenwald, bräunliche Alm. Und droben im blauen Paßtor ein dunkles Strichlein, der Wegweiser, der sie damals im Unwetter in dieses Tal geführt hatte.

„Schön ist es da", freute sie sich und setzte sich auf die bequeme Bank, die längs der Hausmauer lief, „und welch ein großmächtiger Tisch, so lang wie breit und hübsch nieder. Da muß sich gut Kartoffeln schälen und Gemüse richten lassen."

„Auch andere Arbeit", antwortete der heilige Franz und lächelte fast ein wenig. Er kann doch erst an die Vierzig sein, dachte da die Frau im stillen.

Sie war zutraulich und getrost geworden, allein um den Hund zu fragen, wagte sie doch nicht. Das muß alles seine Weile haben bei diesem langsamen Menschen, beschwichtete sie ihre Neugierde. Er ging durch eine Hintertür nun wieder ins Haus. Kam zurück mit einem frisch duftenden Stück grober Leinwand, das wohl für ein Tischtuch gelten konnte, als er es schön ordentlich über die große Holzplatte gebreitet hatte. Ging nochmals ins Haus und stellte zwei hölzerne Tellerchen vor sie hin. Abermals, und da brachte er zwei Löffel, ebenfalls aus Holz, von leichter handlicher Art. Endlich erschien er mit einer Schüssel roter Walderdbeeren und einem Kruge Milch und nötigte sie zum Essen. Daß er die

Beeren selbst auf dem Waldschlag hinter dem Fichtenforst gepflückt habe, erfuhren sie erst auf ihre Frage nach der Herkunft so ungewöhnlich großer schöner Früchte. Er aß nicht mit, schien sich aber zu freuen, daß es seinen Gästen mundete, und besonders Gertrud bediente er mit einem innig gesammelten Ernst, der den Ehemann rührte, die Frau aber ein wenig verlegen machte und wieder verstummen ließ.

Als alles mit gleicher Bedachtsamkeit wie herbeigeschafft auch abgetragen war und nur noch die glänzend steife Leinwand das große Tischviereck feierlich bedeckte, da konnte der seltsame Wirt den Augenblick der Eröffnung doch wohl nicht weiter hinauszögern. Länger als zuvor verschwand er diesmal im Inneren der Hütte. Gertrud war in ihrer Ungeduld aufgesprungen und ein paar Schritte hin- und hergegangen. Wie zur Kühlung legte sie die Hand auf einen der beschatteten Steinblöcke im Grase. Da bemerkte sie, daß sich in der Mulde des Steins ein winziges rosenrotes Blumengeschlecht angesiedelt hatte. Lebhaft neigte sie sich darüber, bis ein Geräusch sie aufblicken machte.

In der Mitte des Tisches stand der Hund — und doch nicht der Hund. Er war nicht mehr allein. Sein Auge fragte, liebte, harrte nicht mehr ins Leere empor. Eine Frau beugte sich zu ihm nieder, beide Hände vorbewegt, als wollte sie sein erhobenes Haupt umfangen mit der Einfalt einer allmütterlichen Gestalt. Sie war unbeholfener als das Tier aus dem Holz geschnitten, aber vielleicht eben darum großlinig wie ein Urbild.

Still schauten sie auf das Kunstwerk. Gertrud erfaßt von dem Gefühl eines ihr noch unbegreiflichen Glücks. Hans mit wachsendem Erstaunen über die Ähnlichkeit der Gestalt mit seiner Frau. Hatte sie sich nicht eben genau so über Blume und Stein gebeugt? So blickte sie auf Schmetterling und Eidechse, so auf ihre Kinder, wenn sie mit ihnen spielte und sprach. Nicht madonnenhaft beschirmend, einhüllend, in Schlummer wiegend, sondern im Gegenteil, als hebe sie, in die Tiefe eines Wunders blickend, dieses mit behutsamen Händen in die Wachheit des Lichts empor. Neu verstand er das Wesen ihres Muttertums, sinnend ging sein Blick hin und her zwischen der lebendigen und der holzgeschnitzten Frau. Und endlich in wortloser Frage zum Schöpfer des Bildwerks. Dieser nickte und sprach: „Ja, sie ist es; und das Ding da ist der Dank der Tiere."

„Welcher Tiere?" fragte da Gertrud wie aus einem Traum auffahrend.

„Ich will es erzählen", sagte der Mann, „aber zuvor folgen Sie mir in meine Werkstatt."

Diesmal führte er sie durch eine Hintertür ins Haus. Sie betraten einen kleinen, aber eigentümlich hellen Raum, der viel größere Fenster

hatte, als sie sonst in den Berghäusern üblich sind. Ein Werktisch von gleicher Form wie der, an dem sie gesessen, stand an der Fensterwand. An den übrigen Wänden waren breite Borde befestigt und auf diesen lebte und webte eine stumme Welt holzbrauner Tiere. Lauter große und kleine Brüder des treuen Hundes, der seine Besitzer wie an heimlich wirkendem Faden zu seinem alten Herrn und Urheber zurückgeführt hatte. Eines war den meisten gemeinsam. Weder waren sie Momentbilder, festgehalten inmitten einer heftigen Bewegung, noch waren sie in völliger Ruhe dargestellt. Sondern der Künstler hatte ein jegliches Tier in dem Augenblick erschaut und gebildet, wo es, erregt bis zur Unbeweglichkeit, in einer Haltung, einer Gebärde verharrte, die sein Äußerstes an Lebensfülle offenbarte und diese zugleich doch in eine so tiefe Stille verschloß, daß es ein fast schmerzhaftes Geheimnis verblieb.

Da stand ein junger Fuchs wie zurückgeprallt vor einer überraschenden Erscheinung! Kindliche Neugierde trieb ihn vorwärts, aber zugleich spannte Vorsicht die erhobene Pfote im Gang. Ein Pferd neigte den Kopf über den Brunntrog. Aber es trank nicht, sondern streckte etwas den Hals, als wolle es sich vorfühlend von der aufsteigenden Kühle des Wassers umwehen lassen. Unbändigen Übermut im seitlich zurückgeworfenen Leib wartete eine Katze auf den Angriff eines unsichtbaren Gegners. Eine andere saß in strenger Schönheit steil aufrecht in sich zusammengeschlossen und hatte den Schwanz wie im magischen Ring um sich gelegt. Als eine geballte Donnerwolke fühlte man die bebende Kraft eines Bullen. Ein Murmeltier atmete freieste Lust und Luft. In furchtbarer Einsamkeit blickte ein gefangener Adler durch die Stäbe seines Käfigs. Leidhaft grübelte ein Äffchen, das gerunzelte Gesicht in die kleinen Fäuste gestemmt. Eine Singdrossel neigte den Kopf wie lauschend dem Nachhall des eigenen Liedes oder auch dem Zauber ihres inwendig strömenden Lebensklanges.

Von Bord zu Bord gingen die beiden Beschauer, indessen der Meister unbeweglich am Werktisch lehnte und ihnen die Seele seiner Tiere schweigend dahingab. Das Licht schwand allmählich aus der Stube. Ein letzter Sonnenstrahl aus dem Bergwinkel ließ noch einmal die Gestalten blutfarben erglühen. Da führte sie der Mann wieder zur Bank vor der Hütte. Er brachte ein einfaches Abendbrot. Im ruhigen Grün lagen die Matten. Doch in hohem Feuerglanz floß Himmel und Gewölk. In solchen Stunden weiß der Mensch um die Ewigkeit aller Wesen und Dinge, trinkt sie wie reine Milch und ißt sie wie starkes Brot.

Sie aßen und tranken und wurden satt. Das Licht am Himmel wuchs.

„Erzählen!" bat Gertrud. Und der Tierschnitzer erzählte:

„So lange ich denken kann, habe ich eine sonderliche Liebe zum Tier und zum Holz verspürt. Ja, es schien mir in meinem Kinderverstand, als gehörten die beiden zusammen. So baute ich aus meinen ersten hölzernen Bauklötzen Pferd, Kuh und Hirsch, nicht aber Häuser, Brücken und Kirchen wie andere Kinder. Und die kleinen Hölzchen reihte ich zu Herden von Lämmern und Ziegen. Als ich einmal im Stall ein Pferdebein richtig zu fassen kriegte, versuchte ich zu tasten und sehen, was für festes Holz denn unter den Haaren stecke. Allein sachte entzog mir das Pferd sein Bein und stellte es behutsam auf die Erde. Denn das Tier kennt das Kind wie sein Junges. Und wenn der Mensch Kind genug bliebe sein Lebtag, ihm würde kein Leid geschehen von keiner Kreatur. Aber die großen Menschen zerstören früh diesen Bund der Natur aus Unvernunft, Angst und Sorge. Einst spielte ich im Garten auf dem Wege. Da erblickte ich von ungefähr, wie über die niedrige Buchsbaumfassung ein winzig braungefingertes Händchen langte, und noch eines — ein kleiner Kopf — Augen, Augen — ein weicher erdenbrauner Leib — nachgreifende Beine — das holperte und purzelte so mühselig über den Buchs — ich half mit beiden Händen. „Pfui!" schrie grell eine Frauenstimme, „eine Kröte — sie spritzt Gift auf dich! Wirf sie fort! Erschlagen muß man die!" Einen Augenblick schauerte mir vor dem Wort Gift, und ich fühlte plötzlich die kühle Feuchtigkeit. Doch dann hielt ich dem Tier die Treue. Indessen die Frau nach Schaufel oder Stein suchte, umfing ich die Kröte mit beiden Händen und trug sie zum Dickicht des Tümpels, wo ich sie verbarg."

Er schwieg eine Weile. In der Paßlücke über dem Wegweiser begann sich ein weißes Wölkchen zu entzünden und goldene Wurzelfasern zu schlagen in das Stahlblau des Nordhimmels.

Franz fuhr fort: „Holz roch ich für mein Leben gern. Wo ein Stoß frischer Bretter lag, steckte ich die Nase dazu. Beim Tischler in Hobelspänen und Sägemehl zu wühlen war mir unersättliche Lust. Die Abfälle, die er mir schenkte, hütete ich wie einen Schatz. Aber seltsamerweise kam ich nie auf den Gedanken, selber etwas daraus zu zimmern oder gar zu schnitzen. In dem Tal, wo mein Heimatflecken liegt, gibt es keinen Holzschnitzer. Ich erachte das für eine glückliche Fügung des Himmels für mein eigenes Schicksal. Denn wäre ich frühzeitig in dieses Gewerbe geraten, ich hätte meinen eigenen schweren und langen Weg kaum gefunden. So erfreuten sich einstweilen nur die Sinne an dieser Gabe des Waldes, ohne daß die Hände zugriffen und etwas leisteten. Noch erinnere ich mich an schneestille Wintertage, wenn die älteren Geschwister zur Schule waren und ich allein in der Stube. Dann kam das

weiße Licht. Dann hörte ich auf zu spielen. Dann fing das Holz zu fließen an. Das Holz der Dielen, der Schränke, der Truhen. Verzaubert hockte ich auf dem Fußboden, oder stand vor der Kommode, oder kniete auf der Eckbank, über das weite Feld des Tisches gebeugt. Augen und Finger fuhren mit den Geheimniszügen und Linien des Holzes. Da stülpte sich ein Berg über den andern, hell, dunkel, hell, dunkel, immer spitzer, bis eine Wolkenblase das Gebilde verschlang. Da drängte sich uferlos Welle an Welle. Fische mit Schwertmäulern schwammen hintereinander. Von drei Höhlungen umschlossen brütete ein Bär auf einem Ei. Und wieder Hügel, Berge, ganze Länder und fremde Tiere und Blumen. Aber dann und wann ein einzelnes Auge von tiefer Dunkelheit und Traurigkeit. Später erst erfuhr ich, daß man dies Astloch heiße. Und ich verstand die Trauer des Holzes. Hier war ihm ein Ast gestorben."

Der Erzähler brach wieder ab. Das leuchtende Wölkchen hatte sich aufgelöst. Eine lilagraue Wolkenbank schob sich in die lichte Leere.

„Sie waren wohl ein einsames Kind?" fragte Gertrud.

„Nein, dazumal noch nicht. Auch in den ersten Jahren der Schulzeit war ich ein zugänglicher munterer Gesell, der sich mit seinen Kameraden gut vertrug und auch wacker schlug, wenn sie mich wegen einiger Wunderlichkeiten hin und wieder neckten. Das wurde mit einem Schlag anders. Und das muß ich jetzt erzählen. Es war an einem Sonntagnachmittag. Wir etliche Hirschbüchler Buben lungerten auf dem Kirchplatz herum und meinten, daß es kurzweiliger sei, unsere Beine und Fäuste einmal in ein anderes Dorf zu tragen. Dieser und jener Ort wurde genannt. Ich schlug Steinbach vor. Es wurde einstimmig angenommen. Der Weg dahin führte ein gut Teil durch die kühle Waldschlucht. Das mochte an dem heißen Tag den Ausschlag gegeben haben. Mir aber war es um anderes zu tun. Eine Sägemühle lag unterwegs. Und mochte sie am Sonntag auch stillestehen, so lockte es mich doch, an meinem Lieblingsplatz vorüberzukommen, durch die weißen Wände der hochgeschlichteten Bretter zu streichen, auf den harzduftenden Fichtenstämmen zu balancieren. Wir kamen zur Mühle. In feiertäglicher Ruhe schwieg Werkplatz und Haus. Nur eine Katze lag flach ausgebreitet wie ein schneeweißes Tüchlein auf dem sonnenwarmen Bretterhaufen. Als sie uns erblickte, hob sie forschend den Kopf. Doch sogleich vergrub sie ihn unter das vorgehaltene Pfötchen, als wolle sie heute von der Welt nichts sehen und hören. Auf ihrer Höhe mochte sie sich sicher fühlen. Allein wer ist sicher vor Buben, die ein Jagdgelüste packt? Kaum hatten auch meine Gefährten die Katze bemerkt, so stürmten sie mit dem Kampfruf: „Katz, Katz, Katz!" den Bretterstoß. Sie war blitzschnell auf dem

zweiten, dem dritten, dem vierten höchsten Stoß, wo sie mit zurückgelegten Ohren eine Weile den langsamer nachkletternden Feinden zusah. Sie bewachte jede ihrer Bewegungen und schaute sich endlich bei wachsender Bedrohung nach einem neuen Zufluchtsort um. Das Dach des Schuppens erschien ihr wohl zu hoch. Der Stapel frisch geschälter Baumstämme kostete nur einen Sprung schräg abwärts und bot dann eine bequeme Treppe zu neuem Lauf empor. Aber die Verfolger hatten ihre Taktik verändert. Nur zwei von ihnen setzten ihr unmittelbar nach. Der Dritte schlich sich von hinten um die Stämme, und in dem Augenblick, wo sie abermals zum Fluchtsprung ansetzte, hatte er sie gepackt und schwang sie triumphierend am Schwanz hin und her. Wer wütender heulte, ich oder die Katze, weiß ich nicht. Ich stürzte mich auf den Jungen, um ihm das Tier zu entreißen. Er warf es den andern zu wie einen Ball. „Katz, Katz, Katz!" schrieen sie, schwangen, warfen, höhnten. Die Jagd und mein Eingreifen hatten sie wohl halb toll gemacht. Aber noch toller mich die Quälerei. Auf den glatten Stämmen entspann sich ein atemloser Kampf. Dem einen schlug ich mit wuchtigem Faustschlag auf den Arm die Katze aus der Hand. Die andern schleuderte ich mit aller Kraft die Stammtreppe nach rückwärts, daß ihnen Hören und Sehen verging und keiner mehr die Lust ankam, nach der entkommenen Katze zu suchen. Mit Racheschwüren gegen mich verließen sie den Kampfplatz. Ich hatte kein Verlangen, ihnen zu folgen. Ich verschnaufte ein wenig. Noch kochte der Zorn in mir nach. Aber zugleich freute ich mich der gelungenen Rettung. Mochten sie nun allein nach Steinbach gehen. Sie schienen sich ja sehr eilig aus dem Staub gemacht zu haben. Kein Laut mehr war zu hören. Die Sonne brannte, der Mühlgang rauschte leise. Traurig war das alles eigentlich! Und nicht zu verstehen! So eine Katze, so eine kleine, schlanke, weiße Katze —. Wo war sie nun wohl? Ich stand noch immer auf dem obersten Stamm. Ich trat herunter auf einen dünneren. „Muz, Muz!!" rief ich und ging ein paar Schritte gegen die Stammspitze zu.

„Muz, Muz!" erklang es plötzlich im spottenden Echo. Jäh wandte ich mich um. Da fühlte ich den Stamm unter meinen Füßen weggezogen — ich stürzte, hörte die Gefährten auflachen — der Stamm rollte, andere ihm nach, ich lag darunter, schrie furchtbar vor Schmerz und verlor die Besinnung. Ich kam zu mir durch eine feuchte rauhe Berührung meiner Stirn. Die weiße Katze stand über mich gebeugt, betrachtete mich mit einem leise fragenden Miauton und leckte mir zwischendurch kräftig Stirne und Nasenspitze. Es gelang mir unter unsäglichen Mühen und Schmerzen, das schwer gequetschte Bein von dem darüber liegenden

Baumstamm zu befreien. Zwischendurch schrie ich immer wieder um Hilfe. Aber niemand kam. Die Übeltäter mochten wohl in ihrer Angst rasch entflohen sein. Hilflos lag ich auf der Erde. Nur das Tier blieb mir treu. Ja, es lagerte sich neben mich. Willig ließ es sich von mir umfangen. Meine bitterheißen Tränen rollten in seinen weichen Pelz.

Von dieser Stunde an hat mein Blut der Tiere Blut vernommen, aber den Menschen ist es fremd geworden."

Diesmal war die Pause im Erzählen sehr lang. Vom Himmel war alles Licht gewichen. In der hereinbrechenden Finsternis hörte man stärker das Rauschen des Brunnens. Aber Gertrud vermeinte den Mühlgang zu hören, in der Waldschlucht bei Hirschbüchel, und die dunkle Stimme einer verlassenen Menschenseele. Aber dann mischte sich ein hellerer Ton darein, ein Geläute aus der Höhe und aus der Tiefe. Die Glocken der weidenden Tiere.

„Das Bein heilte", nahm er die Rede wieder auf, „jedoch unrichtig. Ich lahmte. Eine Operation wurde nötig. Das konnte nur in der großen Stadt gemacht werden. Die Geschwister beneideten mich um die Reise. So viel Geld, hörte ich die Eltern jammern. Wenn's nur was hilft, seufzte die Mutter. In mir war ein Bösesein von all den ausgestandenen und noch bevorstehenden Schmerzen. Kalt schied ich von daheim. Die Kameraden hatte ich nicht angegeben. Mit meinem Verstand sah ich ein, daß sie ein solches Unheil nicht bezweckt hatten. Dennoch hatte ich für sie nur mehr Verachtung und Haß. Mit dem Bein wurde es eine langwierige Geschichte. Ich mußte monatelang in der Stadt und im Krankenhaus bleiben und noch einige Operationen durchmachen. Allmählich gewöhnte ich mich daran und wußte mir die langen Liegezeiten aufs beste zu vertreiben. Da ich bei den Reden der Ärzte und Studenten scharf aufpaßte und alles schnell begriff, lernte ich mancherlei über Knochen, Muskeln, Sehnen, Blutgefäße. Zuweilen wagte ich eine Frage. Die Herren hatten ihren Spaß an dem wißbegierigen Landbuben und brachten mir Bücher und Bildertafeln faßlicher Art. Wie glücklich war ich, als eines Tages eine Anatomie des Tieres in meine Hände geriet! Als ich erfuhr, durch welche wunderbare Verwandlung eines und desselben Knochens beim verschiedenen Tier, das eine zu fliegen, das andere zu graben, das dritte zu laufen, das vierte zu springen befähigt ist. Wie suchte ich jetzt, wo immer mir ein lebendiges Tier zu Gesichte kam, durch das Fell hindurch gleichsam die innere Gestalt seines Körpers zu erkennen, und mich ergriff bei jeder seiner Bewegungen eine namenlose Lust der Mitempfindung. Ist doch durch seinen Leib viel mehr als beim verbildeten Menschen die ganze Kraft und Schönheit seiner

Seele ergossen bis in jedes Sprunggelenk, jede Ohrenspitzendrehung hinein.

Die Pflegeschwestern bewunderten meine Gelehrsamkeit und rühmten sie den Ärzten. Um es kurz zu machen, man fand, daß ich studieren müsse, verschaffte mir ein Stipendium, ein Freiquartier, Empfehlungen und Studiumsvorteile. Und da mein Bein eine anstrengende Land- oder Handwerkstätigkeit vorläufig ausschloß, willigten meine Eltern ein. Aber das Studium wurde für mich wie für meine Gönner eine Enttäuschung. Meine Leidenschaft für das eine Fach war zu einseitig, als daß ich in anderen so Hervorragendes geleistet hätte, wie man es in solchem Falle zu fordern pflegt. In den Ferien war ich daheim und ging wie ein halb Fremder unter den Dorfleuten umher. Und wenn ich wieder in der Stadt war, dann plagte mich das Heimweh nach Wald und Wiese, Berg, Wildbach und Getier. Ich besaß und suchte keinen Freund. Auch bei meinen Lehrern und Professoren verstand ich nicht mich beliebt zu machen. Nur ein einziger, es war mein Zoologieprofessor, hatte einen Narren an mir gefressen. Er war ein kauziger Junggeselle, der keinem traute als seinem ebenso kauzigen, wildstruppigen, aber seelenguten Hund. Und nachmals auch mir. Er hatte mich überraschenderweise in einem Diskurs mit diesem Tier getroffen, als ich noch nicht wußte, daß es ihm zugehörte. Trutz, so hieß der Hund, saß auf den Steinstufen vor dem Schultor und blickte so ausdrucksvoll zur Klinke empor, daß ich ihn fragte, was er in diesen kühlen Räumen denn wolle. Er bedeutete mir nur um so dringender sein Verlangen, hineingelassen zu werden. Ich streichelte ihn, sprach ihm zu, wie schön warm hier die Sonne scheine, und legte zur Bekräftigung meine Hand auf den heißen Stein. Und wirklich verstand er mich und legte seinen Kopf platt auf die Stufe, in ergebener Erwartung. Allein im nächsten Augenblick sprang er freudebellend an seinem Herrn hoch, der in der Tür erschien und mich fragend anknurrte. Ich entschuldigte mich und sagte, ich hätte die Gewohnheit, wenn ich mich allein wüßte, mit Tieren zu reden. Hätte ich geahnt, daß es sein Hund sei, es wäre vielleicht aus Respekt unterblieben. Aber nur vielleicht. Denn es sei ein Prachtkerl mit seinen runden braunen Augen unter dem tiefhangenden Zottelhaar. Trutz, der die Wärme dieses Lobes spürte, genau so wie sein Pelz einen Sonnenstrahl, blickte da zu mir auf und drückte seinen Kopf mit so inniger Gewalt gegen mein krankes Bein, daß es beinahe schmerzte. Das also ausgesprochene Urteil seines Hundes überzeugte den Herrn vollends von der Ehrlichkeit meiner Person. Er hatte, wie er mir nachträglich erzählte, schon aus dem offenen Fenster des Lehrmittelzimmers mein Gespräch mit Trutz belauscht und

sich innig daran gefreut, daß es einen Menschen, und noch dazu einen jungen, gäbe, der schon die Weisheit besitze, dem Tier — er wolle ganz davon absehen, daß es sein Tier sei — hinreichend viel Intelligenz zuzutrauen, aus Wort, Stimmklang und Gebärde den genauen Sinn eines Satzes zu erschließen, was wiederum eine beträchtlich höhere Leistung sei als die des viel mechanischer verstehenden Menschen, der gleichsam nur nach dem Wörterbuch, das Tier aber nach der tönenden Gefühlsskala verstehe; und wie er sich noch weiter in gelehrten aber ergötzlichen Reden erging, wobei auch ich mitunter gleich Trutz mehr mit der Gefühlsskala als mit dem Wortverständnis vernahm. Damit war eine Lebensfreundschaft geschlossen und zu den zwei Käuzen ein dritter gefunden.

Ich mußte ihn täglich besuchen. Er zeigte mir seine Sammlungen und Bücher. Auf seinem Schreibtisch, auf Schränken und Konsolen, überall standen trefflich ausgeführte Tiergestalten aus Elfenbein, Porzellan, Bronze. Ich stand oft betrachtend davor, Elefant, Kakadu, Affe, Reh, Katze, Eule und viele andere Tiere waren mit größter Naturtreue dargestellt. Und doch fehlte mir etwas, was, das wußte ich nicht zu sagen. Das dunkelwarme Leben sprang mir hier nicht entgegen. Ich stritt oft mit meinem Professor darüber, zog in meiner Redeungewandtheit den kürzeren und war doch nicht zu überzeugen.

Wieder fuhr ich in den Ferien nach Hause. Die Gesellschaft meines sonderbaren neuen Freundes hatte mich um nichts menschenfreundlicher gemacht, aber freier, sicherer und heller in die Welt blickend. Obgleich ich noch lahmte, konnte ich jetzt auch schon weitere Wege machen. An einem Morgen war ich durch den Wald auf die untere Alm gelangt und stand nun seit vielen Jahren zum erstenmal wieder auf dem weichen kurzrasigen Boden. Das hohe Wehen der Luft, die klare Nähe der Felsen, das niedere Schweben der Wolken, die Anstrengung des Aufstiegs, die Freude des Siegs, Erinnerung an frühe Kindertage — das alles ließ mein Blut hoch aufwallen und mein Gemüt schwingen. Langsam und eben wandelte ich weiter. So langsam fast wie die weidende Stute dort neben dem liegenden Fohlen. Und dieses Fohlen — wie wohlig streckte es sich auf dem sonnigen Rasen! Es wußte nicht recht wohin mit seinen überlangen steifen Beinen. So legte es sie wie Stöcke übereinander. Je zwei. Behutsam, um es nicht aufzustören, näherte ich mich. Aber es hatte mich doch wohl gehört und hob ein wenig Kopf und Hals. Und so verharrte es, die großen Augen unschuldig fragend auf mich geheftet. Erschüttert bis zur Hilflosigkeit stand ich da. Ich weiß noch, daß ich die Hände ballte und wieder öffnete und wieder ballte. Und plötzlich traf's

mich wie ein Blitz: Aus Holz, ja, aus Holz muß man das schaffen! Und ich muß es schaffen! Weil ich das weiß, weil ich das seh! Ich muß — ich darf! Aber wie? O Herrgott, hilf, daß es dein Tier wird! Aus Holz, dein heiliges Tier!

Wie trunken kam ich heim und zugleich wie hell erwacht. Ein Tierschnitzer sollte ich werden. Ich wußte wohl, daß es Holzschnitzer gäbe. Aber auch mehr nicht. Nimmt man ein Stück Holz und ein Messer? Probieren! Oder ein anderes Werkzeug? Und was für Holz? Wieder probieren. Alles mißlang. Verzweifelt packte ich meine Siebensachen und fuhr zur Stadt zurück. Rannte zu meinem alten Professor und schrie schon in der Tür: Aus Holz muß es sein! Er glaubte wohl an Irrsinn. Aber Trutz verstand. Er sprang an mir hoch wie ein Erlöster, bellte, leckte, umarmte mich. Da schenkte mir auch sein Herr ernsthafte Aufmerksamkeit. Er hörte mein Glück, meine Nöte. Und er nannte mich keinen Phantasten und Narren. Aber nach langem Besinnen sprach er das Wort „Kunstgewerbeschule". Ich erschrak. Was hatte das mit meinem Fohlen zu tun?

Allein er setzte es durch. Er wollte für meine Ausbildung sorgen. Das Studium sollte abgebrochen werden. Und so geschah es. Ich kam auf die Kunstgewerbeschule und lernte, daß man ein Fohlen nicht mit dem Federmesser aus einem Holzscheit herausschnitzt. Und noch mancherlei, das ich mit allen Sinnen in mich verschlang, aber auch manches, gegen das ich mich mit meinem Bauernschädel wehrte, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Ich maß alles an meinem Fohlen und seiner Unschuld und Wahrheit. Jahre gingen so hin.

Es kam eine Zeit im Spätherbst, da Trutz seinem Herrn, wo dieser auch saß, den Kopf auf das Knie legte und ihn unsäglich traurig anblickte. Was hat nur das arme Tier? fragte der alte Herr besorgt, sollte er krank sein? — Zu Weihnachten schenkte ich ihm Trutz im Holz. Aber nicht den traurigen Trutz, sondern den frohgemuten. Wie er da steht, von glücklichster Erwartung gespannt, wenn sein Herr ihm die Tür ins Freie öffnet, in den winterverschneiten Garten. Es war mein erstes halbwegs gelungenes Stück. Meinen guten alten Freund versetzte es in eine fast feierliche Rührung, die er nicht nach seiner sonstigen Weise in einem knurrenden Gemurmel verbarg, sondern frei ausströmen ließ. In seiner Freude hielt er die Holzgestalt auch Trutz vor die Augen. Und als dieser lässig und leer an ihr vorbeischnupperte, sprach er wehmütig: Das versteht er nicht! Noch nicht, antwortete ich. Er stutzte: Wie meinst du das, Franz? Nun, ich meine, wenn man heute so viel von der Seele des Tieres faselt, so sollte man dieses Wort einmal schwer und

tief und deutsch verstehen: als Ewigkeit. Er nickte und seine Augen leuchteten hinter der Brille. Mir schenkte er als Weihnachtsgabe die Legenden des heiligen Franziskus, von dem ich noch wenig wußte, obgleich er mein Namens- und Herzenspatron war, wie mein Professor scherzhaft bemerkte. Es war spät geworden. Ich wollte gehen. Er bat mich zu bleiben; er sei überwach und erregt vor Freude. Ich möge ihm zur Beruhigung noch zwei Legenden vorlesen, die vom Bruder Wolf und die, wie der heilige Franziskus die Waldtauben zähmt. Ich las mit wachsender Bewegung und bemerkte erst am Ende, daß mein Zuhörer eingeschlafen war. Auf ewig.

Trutz folgte ihm bald nach. Ich war allein. Es litt mich nicht mehr in der Stadt. Ich beschloß, in eines der entfernten Gebirgstäler zu ziehen, in denen man die Holzschnitzerei betrieb, und dahin auch von Zeit zu Zeit Händler kamen, um die Stücke zu besehen und mitzunehmen in die größeren Fremdenorte. Ich geriet dabei zunächst in dieses Tal und mußte bald gewahren, daß hier mehr Erwerbssinn als Kunst im Schwange war. In meinem Leid jedoch fehlte es mir an Wagelust, weiterzusuchen; sonst hätte ich, wie ich nachträglich erfuhr, manches Alpental gefunden, in dem noch fromme Überlieferung, Einfalt und Glauben das Werkzeug führte. Als ich mich eben mit dem Rest meiner Barschaft in Unterdorf bei einem kleinen Taglöhner einmietete, da erreichte mich die überraschende Kunde, daß ich die Erbschaft meines alten Professors anzutreten hätte. So schenkte mir der tote Freund zu all dem Guten im Leben noch dieses Berghäuschen, das ich um weniges Geld erwarb, in dem ich seit vielen Jahren wohne und arbeite, und in das Sie jüngst der Wettersturm hereingeweht hat."

„Zur glücklichen Stunde", sprach Hans mit Wärme und Kraft.

„Zur rechten Stunde für mich", sagte der Tierschnitzer. „Denn es ist mit dem Leben wie mit manchen Tälern unseres Gebirgs. Vom Haupttal kommt man, zum Ursprung will man. Eine gute Weile wandert man rüstig im ebenen Talgrund, und meint, so ginge es nun immer vorwärts. Aber dann schiebt der Berg den ersten Felsriegel vor. Das Wasser stürzt einem brausend entgegen, durch Busch und Gestein heißt es mühselig klettern, kämpfen um jeden Schritt Höhe. Und plötzlich ist die Klamm zu Ende. Licht und eben dehnt sich die zweite Talstufe. Man vergißt alle Unbill und freut sich des leichten Schreitens. Doch abermals und noch wilder verrammelt es den Weg, und noch steiler trotzt der Fels, bis auch die dritte Stufe erklommen; und in manchem Lebenstal so weiter, Stufe auf Stufe, bis der ewige Firn erreicht ist, der die Quelle erschmelzend speist. So ist es mir ergangen mit meinem Leben, und das heißt mit

meiner Kunst. Die erste Stufe war ertrotzt nach Jahren unsäglicher Mühsal. Tierschnitzer war ich geworden und Tierschnitzer wollte ich bleiben, immerfort steigernd Können und Wahrheit. Aber seit etlichen Monaten fühlt' ich's immer verzweifelter: der Felsriegel ist da. Es geht nicht so weiter. Ich rang mit ihm, ich grübelte, ich arbeitete, ich verwarf — vergeblich! Als der Händler kam, ließ ich ganz entgegen meinem sonstigen Gebaren, leichten Herzens meine Tiere fahren, froh, daß sie mir aus den Augen kamen. Nur die liebsten behielt ich zurück, und auch diese waren mir zuweilen wie verleidet. Furchtbar waren die Nächte dieses Frühlings! Sturm, Sturm und kein Ende. Nie Sterne. Die weiße schlanke Katze neigte sich ganz nah über mich — sie fragte. Das ruhende braune Fohlen hob den Kopf, das arglose Auge — es fragte mich. Nein! Ich fragte mich, ich fragte Gott: Ist es dein Tier geworden, das Tier, das du mir sandtest? Das ich sehe, das ich spüre, das Blut ist von meinem Blut, aber heilig einfältige Seele? Sprach ich die Wahrheit im Holz, so daß man sie schauen, sie greifen kann? Antworte deinem Tierschnitzer, Gottschöpfer! — Gott schwieg. Er schwieg sehr lange, wie es mich kurzatmigen Menschen dünkte.

Aber vor drei Tagen kam diese Frau und brachte mir seine Antwort. Sie trug mir mein eigen Werk, mein verstoßenes Holztier, auf ihren Händen entgegen und sagte, daß es gut sei. Ja, Gotteswahrheit hat sie es genannt und aus dem stummen Wesen die Stimme aller Kreatur vernommen. So kann der Mensch den Menschen nicht missen. Das hab' ich abwendiger Gesell spät, aber nicht zu spät erfahren dürfen. Und mehr noch. Unbegreiflicherweise blieb in der Eile des Aufbruchs das bisher so sorgsam verwahrte Tier auf dem dunklen Wandtisch zurück. Ich fand es, bald nachdem Sie beide gegangen waren, und schickte mich an, Ihnen nachzueilen. Aber indem ich es mit der Hand umgriff und darauf niederblickte, fühlte ich in mir mit wunderlicher Deutlichkeit das Leben und die Weise der Frau, die noch eben mit so holder Liebe darauf niedergeschaut hatte. Augenblicklich durchfuhr mich der kühne Wunsch, sie in Holz zu bilden, dem fragenden Tier die liebende Menschengestalt erlösend gegenüberzustellen. Ein schwindelndes Unterfangen für mich, den Tierschnitzer, der sich bislang um den Menschen nie gekümmert hatte. Aber der brennende Wille und die unsichtbar weiterströmende Gegenwart der mütterlichen Frau rangen dem widerstrebenden Holz Zug um Zug ab. Als Sie am frühen Morgen erschienen und den Hund zurückforderten, gab mir das in den Stunden der Nacht Geschaffte schon den Mut und die Festigkeit, Ihnen sowohl den Hund zu verweigern als eine erwünschte Lösung des Geheimnisses anzudeuten. Und meine Bitte an

die Urheberin dieses kleinen Werks ist die: Nehmen Sie es, als das noch sehr unvollkommene Abbild eines mir widerfahrenen Wunders, in Besitz und Hut. Die Qual des Stockens ist zu Ende. Ich stehe hart vor dem Felsriegel. Neues Klimmen hebt an. Doch die Richtung ist deutlich, die nächste Talstufe das Ziel."

„Und wie heißt sie?" fragte Gertrud.

„Der Mensch", sagte der Mann und stand auf und stand groß und gerade in der Dunkelheit unter den Sternen.

+

Monate waren vergangen, die Wochen des Wanderns fern wie das Gebirge, aber inwendig leuchtend, je länger, je tiefer. Die Gestalt des Holzschnitzers blieb unvergessen, obgleich der Lebenszeichen keine getauscht wurden. Immer wieder erzählte die Mutter, schilderte der Vater, und mit der wunderbaren Kraft der Einbildung beschlossen die Kinder ihn und seine Tiere in den warmen Kreis ihres Daseins. Wenn sie ein weißes Kätzchen laufen sahen, so hieß es voll Zärtlichkeit: „Das ist dem Franz seine Katze." Fuhr der Bierwagen mit den schönen großen Hengsten durch die Straße, so rief sicher eines: „Die müßte der Franz schnitzen!"

Die Alleebäume bogen sich im Herbststurm. Lieschen stand am Fenster. „Wird sein Dach auch gewiß nicht wegfliegen?"

„Aber nein", sagte Heinrich, „da liegen doch die schweren Steine darauf."

Eben das hatte sie hören wollen. Denn nun konnte sie weiter und weiter fragen: „Mutter, wie groß sind die Steine? Rollen die nicht herunter? Geht dort immer der allerstärkste Wind? Wohnt der Franz am höchsten von der ganzen Welt? Kommt er, wenn er tot stirbt, schneller in den Himmel als die Leute in der Stadt?"

Heinrich stand oft mit stillen forschenden Augen vor seinem hölzernen Hund. Die Mutter sah, wie er mit dem Finger den kantigen Kopf entlang tippte. Sie wußte, was im Kind erwuchs. Das Fragen: Wie macht man das? Und das Verlangen: O könnte ich auch einmal —!

Mit Schneegestöber kam der Advent. „Nun ist sein Häuschen ganz eingeschneit", begann die Unterhaltung behaglich. Sie huschelten sich alle um Mutters Nähtisch, auf Armlehne, Fußbank und Kinderstühlchen.

„Was wird er nun machen so allein?„

„Natürlich schnitzen, immer schnitzen."

„Und auch die Kuh füttern."

„Und sie melken und Milch trinken."

„Und dann wieder schnitzen."

„Was denn wohl?"

„Einen Löwen, der fehlt ihm ja noch."

„Einen Bären —"

„Einen Weihnachtsmann", sagte der kleine Gerd.

Da lachten die Größeren: „Das ist doch kein Tier!"

Aber die Mutter sagte ernsthaft: „Ich glaube, er schnitzt jetzt nur Menschen." Sie ließ die Hand mit der Arbeit einen Augenblick sinken. Behend legte Lieschen ihre weiche Wange darauf: „Gelt, dann ist er nicht so allein?"

Zwei Tage vor Weihnachten traf eine Kiste ein. Absender: Franz Loder, Post Unterdorf. Am Abend, als die Kinder schliefen, öffnete sie der Vater. Die Mutter hatte noch in der Küche zu tun. Aber es litt sie nicht lange draußen. Als sie das Zimmer betrat, hatte Hans schon in fliegender Eile alles ausgepackt und auf dem Tisch aufgebaut. Es war eine Krippe mit Josef, Maria und dem Kinde, mit Engel, Hirten, Bauern, Königen und Tieren.

Sie waren lange still. Es war ihnen alles noch ein wenig fremd. „Maria ist das Schönste", sagte dann der Mann, „und sie gleicht wieder dir, Gertrud, wie sie da steht, sich wundert, und nicht weiß, daß sie selber ein Wunder ist."

„O Hans, auch der Josef ist schön. Er ist ein Mensch und einfach wie ein Baum. Und wie anders der Engel über ihnen auf dem Berg! Gleicht er nicht einem herrlichen weißen Vogel mit Geisterantlitz, der sich nur auf einen Augenblick bei den Kindern dieser Erde niederläßt? Gold leuchtet auf Flügeln und Gewand. Aber der Mann und die Frau sind schlicht holzbraun."

„Und da kommen die Bauern gegangen. Steif in ihren altväterischen Sonntagsröcken, jeder für sich, wie sie von ihren einsamen Berghöfen zur Kirche kommen. Nur statt der Bücher in der Hand die Gaben; der ein rundes Brot, der ein langes Brot, der einen Käselaib —"

„Frauen sind auch dabei und Mädchen, in ihren bunten Röcken, Miedern und Schürzen, etwas froher und regsamer als die Männer, Körbe auf dem Arm, Hocken auf dem Rücken, Eier darin, ein Säckchen Mehl —."

„Aber erst die Könige in ihrer Farbenpracht! Blüht nicht die ganze Bergwiese auf? Die Krone der gelben Akelei, der feurige Türkenbund, dieser Mantel lila wie die Orchis, dieses grüne Gewand blaubesternt wie Enzian —"

Doch schon hatte Gertrud ein Neues erblickt, was sie größer dünkte als alles andere. Das waren die Hirten zu Füßen des Berges, der den Engel trug. Als ob nach gar ernsten und rührenden Melodien vereinzelter Stimmen, Flöten- und Geigenklänge nun plötzlich der volle tiefe warme Menschenchor sich erhübe zu gemeinsamer Lebensgewalt, so schwoll durch dieses Hirtenvolk eine einzige himmelgewendete Bewegung. In jedem gewann sie andere Gestalt: der eine hob Haupt und Hände zum verkündenden Engel empor, der andere hatte in einfältiger Ehrfurcht den breitkrempigen Hut abgezogen. Einen weißhaarigen Alten hatte das Wunder übermannt, seine steifen Knie schienen zu zittern, er mußte sich mit beiden Händen auf seinen Hirtenstock stützen. Ein anderer hielt die Hand lauschend an die Ohrmuschel, daß ihm kein Wort der Engelsbotschaft entgehe. Den hatte frommes Erschrecken in die Kniee gedrückt. Jener umschlang in überwallender Freude seinen miteilenden Gefährten. Aber alle fühlten sie ein Gefühl, atmeten sie einen Atem des Geistwindes, der über sie wehte. Und mit einemmal erschien der Engel auf dem Berge als der Vollbringer des Gottesbefehls, der durch ein einziges Lichtwort die verstreuten Hirten zum bluteinigen glaubenden Volke schuf.

Der Tierschnitzer war Menschenschnitzer geworden. Das verspürten die beiden fast bestürzt in dieser Nachtstunde vor der Krippe.

Aber dem Tiere hatte er darum nicht die Treue gebrochen.

Als am Weihnachtsabend die Kinder vor der Krippe ihres unbekannten Freundes standen und des glücklichen Schauens und Fragens kein Ende fanden, da entzückte sie eines aufs höchste.

Über das Christkind, das frei und bloß und wohl auch ein wenig frierend auf dem Moosgrunde lag, neigte sich in holdestem Mitleid eine kleine schlanke weiße Katze.

# Von Art und Leben deutscher Volkstrachten.

Von Prof. Dr. Johannes Künzig.

Wo Volkstracht noch wirklich lebendig ist, darf man von vornherein überzeugt sein und wird es immer bestätigt finden, daß es da auch mit der Treue zu dem übrigen Vätererbe in Volksglauben, Sitte, Brauch, Lied usw. noch gut bestellt ist. Es müssen also wohl innere Zusammenhänge bestehen. Und wenn wir diesen Zusammenhängen nachsinnen und nachspüren, kommen wir zur Umkehrung unseres ersten Satzes, nämlich zu der Feststellung: nur wo dies Festhalten an der eigenen und überlieferten Art noch ein bedingungsloser Bestandteil der ganzen Gesinnung ist, nur da kann man noch eine eingewurzelte Tracht erwarten. Volkstracht ist das mit Stolz und Bewußtsein getragene Eigenkleid einer kleineren oder größeren Gemeinschaft, sei es einer kleineren Dörfergruppe, eines ganzen Tales oder eines gewissen Stammesgebietes. Wo die Gemeinschaft, das innere und äußere Zueinanderstehen, das Sichzueinanderbekennen nicht mehr da ist, zerfallen ist, da wird die Tracht nicht mehr aus sich leben können. Man kann sie vielleicht zu besonderen festlichen Gelegenheiten wieder hervorholen, „zusammenstellen", aber das bleibt natürlich nur ein künstliches Tun, ein Zeigen; man kann die in Abgang gekommene oder in Auflösung begriffene Tracht, was weit schlimmer ist, zum Geschäftemachen mißbrauchen, etwa, um den Fremdenverkehr anzulocken. Wiederbeleben wird man die Volkstracht auf diesem Wege nicht, eher wird man sie — ohne das natürlich zu wollen — dadurch weiter zurücktreiben: die seither in diesem Lebenskreis oder in angrenzenden Gebieten noch mit Zähigkeit daran festhielten, mögen sich eines Tages zu schade dafür sein, mit den Salontrachtenträgern auf eine Stufe gestellt zu werden.

Vieles andere wäre noch zu nennen, was in der hinter uns liegenden Zeit angeblich zur Pflege der Trachten geschah, in Wirklichkeit ihnen aber abträglich war. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang so mancherlei großstädtische Aufzüge, bei denen man die Trachten nur als Füllsel, als Dekoration hinzuzog, in Anordnung oder Aufmachung solcher Aufmärsche aber zumeist jede Ehrfurcht vor den Trachtenträgern vermissen ließ. Manche Bauerngruppe wurde ahnungslos einmal dazu mißbraucht, war aber dann so ernüchtert, daß sie sich nie mehr für ähnliche selbstsüchtige Zwecke eines „Veranstalters" einspannen ließ. Etwas wesenhaft Anderes ist es, wenn die Trachtenträger in ihrem eigenen



Aufn. Hans Retzlaff, Charlottenburg

Friesinnen von der Insel Föhr

Lebensraum sich zu frohem Trachtentreffen zusammenfinden, oder auch, wenn sie zu stolzer Bauernkundgebung in ihrer Stadt, d. h. der Stadt ihres Wirtschafts- und Kulturgebietes, sich einfinden. Ein unvergeßlicher großer Ehrentag dieser Art war für die Volkstrachten das Erntefest des neuen Reiches. Aber diesen Tag gab uns das Bauerntum, und wir waren die Gäste.

Vielen Städtern ist vielleicht dabei zum erstenmal aufgegangen, daß wir in unserem, modernen und westlichen internationalen Einflüssen jahrzehntelang breit geöffneten Land doch noch erstaunlich und erfreulich viel eigenständige Art uns gerettet haben. Wir standen inmitten eines kraftbewußten Bauerntums, dessen Züge sich unbedingt einprägten: wetterharte, gebräunte, von Mühe und Schaffen gefurchte Gesichter, voller Charakter und Arbeitsadel. Aber doch welcher äußere, mindestens scheinbare Unterschied zwischen den Gruppen, die im Allerweltsgewand daherkamen (ein Werturteil soll das nicht sein, denn viele Gegenden haben ohne eigene Schuld vor Generationen ihre Tracht eingebüßt) und den Trachtenträgern. Nicht nur, daß die Bauerntracht einen besonderen ihr innewohnenden Sinn für die charakterisierende Umrahmung des Gesichtes zu haben scheint. Alle, die Tracht trugen, waren sich sichtlich bewußt, daß sie in einem *Kleid der Ehre und Würde ihres Standes* gingen, ja daß sie in dem Gewand der Väter und Mütter bewundert wurden. Und mag dieses Bewußtsein im Einzelfall auch einmal schwächer sein, wirksam ist es trotzdem und formt den Trachtenträger in seiner Haltung. Vor allem aber gliedert die Tracht ihre Träger in die Gemeinschaft ein, und das tritt ebenso eindrucksvoll in Erscheinung, wenn die trachtentragende Gemeinschaft an Freud oder Leid des einzelnen teilnimmt (bei Hochzeiten oder dem Grabgeleite) wie auch bei den gemeinsam gefeierten Festen.

Als reichhaltigste, besterhaltene deutsche Trachtengebiete dürfen wohl die Landschaft der Hessen, besonders die Schwalm und der Schwarzwald, gelten: welche Mannigfaltigkeit der Farben und Formen von Tal zu Tal, nicht selten von Dorf zu Dorf!

Im badischen Schwarzwald z. B. kennt das Kinzigtal mit den anschließenden Seitentälern sechs bis sieben deutlich unterschiedene Trachtengruppen — und es ist eine wahre Augenweide, wenn sie bei einem sommerlichen Fest sich untereinander mischen. Wie leuchten da zwischen den knorrigen Gestalten stolzer Hofbauern und behäbiger, würdevoller Bäuerinnen die schlohweißen Puffärmel der Buremaidli, ihre seidenen Brusttücher mit den bunten Blumenmustern, die reichbestickten Koller und Halskrägelein. Am prachtvollsten aber der Kopfputz: äußerst impo-

sant der mächtige und doch keineswegs unförmige Bollenhut der Gutacherin, ein kühn geschwungener Florentinerhut mit roten Wollbollen (die verheirateten Frauen tragen statt dessen schwarze Wollbollen). Darunter aber lugt, die Augen überschattend, ein reizendes Tüllschleierlein hervor. Reizvoll paart sich so das Imposante mit dem Zierlichen. Der Stolz der Schwarzwälder Braut und Brautbegleiterin ist das üppige Schäppele, eine Brautkrone aus Hunderten von Glasperlen, Glaskügelchen, Spiegelchen und allerlei Flitterwerk. In einzelnen Gebieten hat man seit neuerer Zeit das Schäppele durch ein entzückendes Brautkränzlein, Rollen- oder Bortenkränzlein ersetzt, wie es etwa die Mühlenbacherinnen tragen: silbrig glänzend umrahmt es das Gesicht und wie neckisch und kokett tanzen dazu bei der kleinsten Bewegung die herabhängenden Glasperlen! Die Frauen aber schmückt die sogenannte Goldhaube, eine einfache Bandkappe, deren Boden und Seiten ganz von einer breiten Goldbrokatspitze bedeckt sind. Ein unübertreffliches Bild, wenn in der alten Dorfkirche des Sonntags oder etwa bei einer Trauung die Sonne durch die Scheiben bricht und einige Hundert solcher Goldhauben aufleuchten (alle ohne Ausnahme tragen die Tracht), davor die bunten Fransenbrusttücher der Mädchen, gegenüber auf der Männerseite in wirksamstem Kontrast aber das Schwarz der Bauernjoppen. Als gefälligste und lebendigste der Schwarzwälder Trachten aber möchte ich die Elztaler und Glottertaler Mädchentracht bezeichnen: alle Überladung vermeidend oder ablegend, die schweren Stoffe durch leichtere und gesundere ersetzend, hat die Tracht, die noch so gut wie alle tragen, sich weiter entwickelt zu schlichter, schmucker Schönheit: hellblaue Röcke, mit schwarzen Bändern abgesetzt, das schwarze Samtmiederchen, ein in Gold oder Silber gesticktes Blumenmotiv auf dem Halskrägelchen, dazu weiße Puffärmel der Leinenhemden, schließlich ein leicht geschweiftes weißes Schäferhütchen, das Schnapphütchen, mit flatternden schwarzen Samtbändern erscheinen so unbedingt kleidsam, so diesen Mädchen auf Gesicht und Erscheinung zugeschnitten, daß man unwillkürlich die wenigen, falsch beeinflußten Mädchen dieses Tales bedauert, die solch ein Eigenkleid aufgeben zugunsten eines Allerweltsputzes. Von der Elztaler Tracht aber können wir eine wichtige allgemeingültige Lehre noch entnehmen: diese Tracht ist nicht stehengeblieben in erstarrten Formen, sie hat in Schnitt, Stoff, Farbe, bequemerer und gesunderer Ausführung sich dank geschickter Trachtennäherinnen leicht weitergewandelt, ohne die Grundform aufzugeben. Aber gerade dieses dem Kultur- und Geschmackswandel Rechnungtragen hat die Tracht am Leben erhalten. Völlig verkehrt, wenn Theoretiker, Leute

mit reiner Museumseinstellung in der Trachtenpflege verlangen, daß eine Tracht in allen Einzelheiten sklavisch festgehalten werden müsse; dadurch verurteilt man sie am ehesten zum Untergang. Nein, freuen wir uns, wenn eine Tracht aus sich heraus Entwicklungsfähigkeit zeigt, es ist ein Zeichen, daß sie tatsächlich noch lebt. Wohl freilich darf man — und muß man erforderlichenfalls — mit behutsamer Hand diese Entwicklung in die rechten Bahnen lenken.

Echtes rechtes Trachtenleben herrscht auch noch in Oberhessen, in den Bauernlandschaften der Schwalm, des Schlitzer Ländchens, der Marburger Gegend usw. Daß die Tracht besonders in der Schwalm noch gut verankert ist, erkennen wir vor allem daran, daß die Männer noch Tracht tragen. Leichter und früher als Frauen und Mädchen haben sie ja sonstwo leider die Tracht abgelegt. Um so mehr schätzen wir die Trachtentreue des Schwälmers. Und welch prächtige Gestalten tauchen da vor uns auf: wirkt nicht der hartgemeißelte Kopf eines Schwälmerbauern mit seinem energisch geschlossenen Mund, der kühnen Adlernase und den buschigen Augenbrauen wie ein bäuerliches Gegenstück zu Friedrich dem Großen! Und wie paßt dazu der hochgeschlossene Rock mit dem umgelegten Hemdkragen und der respektable Krempenhut (Zweispitz)! Nicht weniger imponiert eine Schlitzer Bäuerin in der Abendmahlstracht oder das von der harten Arbeit der Gebirgsbauernwelt gezeichnete Antlitz der Hubbelfrau aus dem Knüllgebirge (mit der „Bätzelchen" genannten Bänderhaube). Auch hier ist die Tracht wahrlich Wesensausdruck ihrer Träger. Freudiger natürlich, farbenfroher und doch auch einer beträchtlich alten Tradition treu ist die Tracht der Jugend: zwei frisch-fröhliche Hessenmädchen zeigen uns die Tracht der Marburger Gegend. Außer den hübschen Blumenmustern des weitausgeschnittenen Mieders fällt hier vor allem das originelle „Stülpchen" auf, gar witzig auf den zu einem „Schnatz" zusammengedrehten Zopf aufgesetzt. Wer erinnert sich nicht an den Vers aus dem Märchen von der Gänsemagd:

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen,
Und laß'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschnatzt,
Und wieder aufgesatzt!"

Auch die Schwälmerin, die junge und die alte, trägt das Stülpchen, nur hat es hier nicht die Dreieckform der Marburger Gegend, sondern gleicht eher einem Krönchen. Im übrigen ist die Schwälmerin ziemlich

aufgepludert durch ihre 10—14 Unterröcke, die beim Tanz treppenförmig ansteigen — eine Häufung, die man allerdings wohl eher spaßig als schön empfinden mag. Von den Trachten der Hessenmädchen sei indes als sehr schmuck und farbenfroh noch die der Schlitzerinnen genannt: reich geblumte Schürzen und glockenförmige Fältelröcke mit einer ganzen Reihe querlaufender Bunt- und Zierstreifen zeichnen sie vor allem aus.

Es ist nicht die Möglichkeit noch die Absicht, weitere Trachtengruppen hier darzustellen, nur drei gar weit auseinanderliegende Trachtentypen seien noch genannt — die schlanken blonden Friesenmädchen von Föhr mit dem reichen Silberfiligranschmuck, Bäuerinnen als Vertreter bayrischer Tracht und aus dem Osten, der sonst im allgemeinen ernstere und einfachere Trachten kennt, die schmucken Schönwälderinnen aus Oberschlesien.

Im übrigen mußten sich vorstehende Ausführungen darauf beschränken, einen ersten Einblick in Leben, Wesen und Mannigfaltigkeit der Volkstracht zu vermitteln, und das geschah mit Absicht an Hand zweier Gebiete, in denen die Tracht nicht im Zerfall begriffen ist oder nur noch in Resten vorkäme, sondern wo sie vielmehr noch die ganze Gemeinschaft umfaßt. Hier nur werden wir das wahre Wesen der Tracht, ihre Entwicklungsgesetze beobachten können. Und wir vermögen da zu erkennen, wie bei aller Treue zum Trachttragen, d. h. zum Standes- oder Gemeinschaftskleid, kein stures Festhalten um jeden Preis herrscht, sondern lebendiges Weiterentwickeln, Austausch einzelner Formen, Angleichung an veränderte Daseinsbedingungen. Eine wichtige Einsicht für unsere gesamte Einstellung zur Trachtenerhaltung oder Wiederbelebung.

Diese brennende Frage selbst kann hier vorerst nur noch gestreift werden. Von vornherein halte ich eine Trachtenbewegung oder *Trachtenpflege nur dann für aussichtsreich, wenn sie aus starkem Gemeinschaftsbewußtsein herauswächst.* Alle Versuche umgekehrter Art, also in zersplitterte Verhältnisse die Tracht einzupflanzen, werden künstliche Aufpfropfungsversuche bleiben und müssen über kurz oder lang scheitern. Nun ist aber, Gott sei Dank, bereits in dem ersten Jahr der deutschen Erhebung ein mächtiges Volksbewußtsein, ein Gefühl der Verbundenheit wieder unter uns aufgestanden, wie wir es seit dem Kriegsausbruch 1914 nicht mehr gekannt hatten. Und dieses große Gemeinschaftswollen ist im Zuge, langsam aber sicher auch die weitgehend zerrütteten Lebensgemeinschaften in Dorf und Stadt wieder zusammenzuschweißen. Damit bereitet sich ein neuer Mutterboden, auf dem



Aufn. Hans Retzlaff, Charlottenburg

Schwälmer Geschwisterpaar im Sonntagsstaat

Gemeinschaftsgüter wie Volkslied und Volkstracht naturhaft gedeihen werden; sie werden ebenso Ausdruck sein der wiedergewonnenen Gemeinschaftsgesinnung wie umgekehrt deren Bindemittel und Nahrung. Darf ich ein kleines ermutigendes Beispiel jüngster Beobachtung erwähnen? Ein Landstädtchen der Baar, aus Bürgern und Bauern zusammengesetzt, mit viel Sinn und Stolz für geschichtliche Überlieferung, hat den Zusammenhang mit heimatlicher Art seit Generationen, wenn nicht gänzlich verloren, so doch recht schwach werden lassen. Heute ist man mit vorbildlichem Eifer und bereits erkennbarem Erfolg dabei, sich wieder in das Volkstum der umgebenden Landschaft einzugliedern, hat alte Bräuche zur allgemeinen Begeisterung wieder eingeführt, pflegt altüberlieferte Lieder und Tänze und hat unter Anleitung einer tüchtigen Trachtennäherin eine Mädchengruppe zusammengebracht, die in eigener sorgfältiger Arbeit das Nähen und Besticken der Tracht wieder erlernt und sie sich so im wörtlichen Sinn zu eigen macht. Bald werden diese Mädchen mit Stolz die von ihnen gefertigte Tracht tragen. Ein ausgezeichneter Weg, mutig beschritten trotz einzelner Nörgler und Pedanten. Ich bin überzeugt, in nicht ferner Zeit werden es nicht einige, sondern Hunderte solcher Fälle sein. Aber man überstürze die Dinge nicht, sondern lasse die Situation reif werden. Das heißt indes nicht, die Hände in den Schoß legen. Gewaltige Vorarbeiten sind insgesamt und im einzelnen zu leisten: zum nächsten heißt es, die noch immer reiche deutsche Überlieferung an Trachten kennenzulernen durch Besuchen der Trachtengebiete vor allem, ferner durch Vermittlung der Trachtenkunde in Wort, Bild und Schrift, durch gründliche Beschäftigung mit den Problemen der Volkstracht; wo es angängig und möglich scheint, auch wohl schon durch Lehrgänge und Anleitungen zum Trachtennähen und -sticken. — Sind dies nicht alles hervorragend schöne Aufgaben für die NS-Frauenschaft? Haben wir Geduld, bis — je nach den örtlichen Verhältnissen — der Tag der Aussaat kommt, aber bereiten wir den Acker und sorgen wir beizeiten für die Arbeitskräfte, die wir dann einsetzen müssen.

# Wie kleide ich mich deutsch, geschmackvoll und zweckmäßig?

Von Agnes Gerlach.

Kraftvolles Volkstum muß sich innerlich und äußerlich beweisen. — Dr. Achim Gerke, der Leiter des deutschen Rassenamtes, hat dies einmal in folgende Worte zusammengefaßt: „Schön ist der Kräftige, der Gesunde, in dem das Leben sich blühend in den Zügen seines Gesichts und in den Linien seines Körpers beweist. — Das erdhaft Kräftige, Urdeutsche, Gesunde ist für uns schön. — In diesem Ideal einer ewig alten, ewig neuen Schönheit ruht die Erhaltung unserer Art und unserer Lebenstüchtigkeit. — Die Modezeitungen, die degenerierte Frauen als Typ und Vorbild zeigen, werden mit uns zu kämpfen haben. Alle Dinge des täglichen Gebrauchs werden sich dem großen Gesichtspunkt unterzuordnen haben, daß Schönheit, Gesundheit, Kraftfülle sich deckende Begriffe sind." —

Deutsches Volkstum ist allzulange fremden, zersetzenden Einflüssen preisgegeben gewesen. Seit der engeren Berührung mit der südlichen Welt hat das deutsche Volk sich immer weiter von seinen eigenen Werten entfernt, bis die Entartungserscheinungen fremder Kulturen sich auch gefahrdrohend für das eigene Volkstum und den Volksbestand auswirkten. — Das gilt auch auf dem Gebiet der Frauenkleidung, bei der das fremde Vorbild nicht nur zu einer körperlichen, sondern auch zu einer seelischen Entstellung und Schädigung führte, also volkszerstörend und rassezersetzend wirkte. Nicht nur, daß das Schönheitsideal einer fremden Rasse rein körperlich ein anderes ist, auch die Stellung der Frau innerhalb des fremden Volkes wird aus seiner anderen Veranlagung eine andere sein. Es ist rassebestimmt, ob eine Frau als freies Wesen geachtet oder als Weibchen gehalten wird. Solche Grundhaltungen müssen aber auch wesentlich die Kleidung der Frau bestimmen. Der südliche „Darbietungstyp" wird seine Kleidung dem Zurschaustellen unterordnen, der nordische „Leistungstyp" seinem Tätigsein. Das südliche Frauenideal ist die jugendliche Geliebte, das nordische die mütterliche Frau. Das Zurschaustellen verleitet zur Entstellung des Körpers, das Tätigsein verpflichtet zur Pflege des Körpers. — Schon diese Andeutungen zeigen, welch wesensverfälschender und zersetzender Einfluß von einer Mode ausgehen muß, die aus fremdem Artgesetz geboren und von fremder Rasse geführt ist, wieviel mehr aber noch, wenn diese selbst schon Verfallszeichen trägt.

Seit der Jahrhundertwende hat sich nun glücklicherweise eine starke Welle der Selbstbesinnung in Deutschland erhoben, die auf den verschiedensten Gebieten und in den verschiedensten Bewegungen ihren Ausdruck fand. Der Entartung wurde der Wille zur Gesundheit von Körper und Seele entgegengestellt, und im künstlerischen Empfinden suchte dieser Wille seinen Ausdruck und sein Sinnbild, weithin nachfolgend gekennzeichnet durch den Aufbruch der deutschen Jugend, der deutschen Jugendbewegung, deren Weg nun schon vorbereitet und geebnet von den vorausgegangenen Bestrebungen war. Dieser innere Aufbruch wurde durch das Kriegserleben noch verstärkt und fand nun in der nationalsozialistischen Erhebung und in der Bildung des neuen deutschen Staates seine Erfüllung. Damit wurden auch breiteste Volkskreise völkischem Erneuerungswillen zurückgewonnen. Da jedoch auch das Kriegserleben allein nicht vermochte, die Deutschen ganz zu sich selbst zu führen, und die Nachkriegsjahre bewiesen haben, daß fremdes Wesen und zersetzender Einfluß wieder allzuleicht Gefolgschaft fanden, so ist auch jetzt die Gefahr noch nicht gebannt, daß fremdes Wesen, teils unter der Maske der Förderung deutscher Belange, teils auf vorhandene Unerfahrenheit bauend, sich wieder einzuschleichen sucht. Am Beispiel der Kleidung kann das leicht bewiesen werden, denn gerade sie ist der sichtbare Ausdruck solcher Beeinflussung, die sich besonders auf die leichter beeinflußbaren Frauen auswirkt. — Obwohl sich durch die deutschen Bemühungen seit der Jahrhundertwende das gesundheitlich einwandfreie, handwerklich und künstlerisch vorbildliche Kleid auch in der Weltmode durchgesetzt — also germanisch-nordisches Gesundungsstreben Eingang gefunden hat —, so zeigen sich doch immer wieder zersetzende Einflüsse. Wenn z. B. in der Mode Formen bevorzugt werden, die Körperformen entstellen oder unnatürlich hervorheben, so ist dies ein Beweis für fremde Einflüsse, denen das Zurschaustellen des Körpers artgemäß ist. Der nordische Mensch zeigt eine gesunde Körperfreude ohne unnatürliches Preisgeben, er ist wie seine Natur zurückhaltend — stolz und doch anmutig. Zeigen sich bei der Frauenkleidung Merkmale einer Geschlechtsverwischung, wie das Betonen eines schmalen Unter- und eines breiten Oberkörpers, also ein Anlehnen an männliche Körperformen, so sind das Entartungserscheinungen einer fremden Rasse, die fortpflanzungsfeindlich und daher volkszerstörend sind. Gesunde Rassen werden Geschlechtsunterschiede nicht künstlich verwischen. — Die Frauen werden deshalb auf solche Erscheinungen ein ganz besonderes Augenmerk zu richten haben, sie haben die Verpflichtung, im Sinne einer Volksaufartung und der Hebung der Rasse alle Zersetzungserscheinungen abzu-

wehren. Es gilt deshalb solche Formen zu bevorzugen, die geeignet sind, dem völkischen Erneuerungswillen zu dienen, und ihm Ausdruck zu verleihen. So erfreulich es ist, daß sich die deutschen Frauen wieder zur nordischen Rasse bekennen und sich der äußeren Merkmale, blonder Haare und blauer Augen erfreuen, so undeutsch ist es, mit künstlichen Mitteln eine andere Haarfarbe vorzutäuschen oder mit Schminke Jugendlichkeit und Gesundheit. — Die Frauen sollen nicht gedankenlos und unüberlegt Äußerlichkeiten hinnehmen, denn Äußerlichkeiten sind der Ausweis eines inneren Verhaltens. Die deutsche Modepresse und Modeindustrie, die durch Gewöhnung und wirtschaftliche Beeinflussung solange vom Ausland abhängig war und in dieser Abhängigkeit aus erklärlichen Gründen noch immer von dort aus zu halten gesucht wird, wird sich nicht mit einem Schlag vom Ausland lösen. Dessen sollten sich die deutschen Frauen bei ihrer Wahl bewußt sein. Sie müssen auch ganz besonders ihrer wirtschaftlichen Verantwortung eingedenk sein. In ihrer Macht liegt es, einen entscheidenden Einfluß auf die deutsche Wirtschaft auszuüben, da $^2/_3$ des gesamten Volkseinkommens durch ihre Hände fließen. Ihre Nachfrage beeinflußt das Angebot. Sie können selbst dazu beitragen, eine unnötige Einfuhr, die vom Ausland abhängig macht, zu vermeiden, und sie können durch ihre Wahl veranlassen, daß deutsche artgemäße Formen bevorzugt und erzeugt werden. Sie sollten nichts kaufen, was rasch vergänglich ist, was schlecht gearbeitet oder aus schlechten Stoffen hergestellt ist, was ihnen nicht steht, nicht zu ihnen paßt, sie entstellt oder entwürdigt. Daß auch die ausländische Modeerzeugung sich deutschen Belangen und Forderungen anzupassen versteht, beweist ja, daß die deutschen Vorbilder, die selbständige, unabhängige deutsche Frauen- und Künstlerkreise geschaffen haben, Eingang in das ausländische Modeschaffen gefunden haben. Die ausländische Modegestaltung hat sich diesen Einflüssen, diesem Bemühen um eine sinngemäße und gesundheitsgemäße, natürliche Formgebung nicht entziehen können, ja diese Vorbilder haben so weit Eingang und Nachahmung in ausländisches Schaffen gefunden, daß versucht wird, die deutschen Erfolge auf diesem Gebiet in ausländische, d. h. in Erfolge der Pariser Mode umzubiegen. Dieses Verleugnen ist aber leicht zu widerlegen durch die gesamten Erfolge auf deutschem kunsthandwerklichem Gebiet, die bei den internationalen Ausstellungen der letzten Jahre erzielt wurden. Das deutsche Schaffen hat sich dank der zielbewußten Arbeit deutscher Künstlerkreise als führend erwiesen. Diese Erfolge sollten ein Ansporn sein, auch die letzten Beeinflussungsversuche erfolgreich abzuwehren. — Bei allen besten deutschen Erzeugnissen ist die innerste

Grundrichtung immer die gleiche, das Durchstoßen zu den eigenen Wesenskräften, zu einer gesunden, echten unverbogenen und frohen Lebensbejahung, zu Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Echtheit. — Von dieser Grundhaltung sollten sich deutsche Frauen immer bewußter bei ihrer Kleidgestaltung leiten lassen. — Die Kleidung soll gesundheitlich und volklich — und damit sozial und ethisch vorbildlich, volkswirtschaftlich, künstlerisch und technisch einwandfrei gestaltet sein.

Die Kleidformen sollen sich dienend dem Körper unterordnen, ihn nicht entstellen und verkrüppeln, wie dies um die Jahrhundertwende der Fall war. Sie sollen nicht aufreizend wirken und damit eine niedere Einschätzung des männlichen Triebes beweisen, sie sollen einer gesunden Lebensfreude dienen, in gesunder Achtung und Wahrung der Geschlechter. Sie sollen sinngemäß den Gelegenheiten des Tages und der Tätigkeit angepaßt sein, sie sollen nicht bewegungshemmend wirken und mit überwundenen Verkehrsverhältnissen rechnen, wie enge Röcke, Schleppen, spitze und hohe Schuhe — alles Formen, die die Bewegungsfreiheit herabsetzen und von Verkehrsmitteln abhängig machen. — Die Festkleidung steht wohl unter anderen Gesetzen, aber auch hier kann sich in echter, gesunder Schmuckfreude ein gesunder Gestaltungswille ausweisen, der sich nicht an Sinnlosigkeiten und Perversitäten verbrauchen muß. Die Kleidformen sollen auch nicht den Gesetzen der Zeit widerstreben durch ein Nachahmen von historischen oder überlebten, sinnüberholten Formen. So ist z. B. auch ein Festhalten an Äußerlichkeiten von Trachten, gerade wenn sie sehr hinderlich sind, deshalb nicht gutzuheißen. Nur was von neuem Leben und neuem Volksbewußtsein durchblutet, sich als zeitlos oder überzeitlich erweist, ist zu erhalten und zu pflegen. Immer soll der Mensch, seine Lebensaufgabe und Lebensfreude formführend und formbestimmend sein, nicht Geldbesitz, Machtdünkel, Halbwelt- oder Hochstaplertum. — Schon die Wahl des Materials gibt Gelegenheit, volkswirtschaftliches Denken und Wertbewußtsein zu beweisen. Deutsches Können, handwerkliches und industrielles, hat zu hochwertigen vorbildlichen Leistungen geführt, die auch den Weltmarkt nachweislich beeinflußt haben. Es ist deshalb ein leichtes für die deutsche Frau, eine Wahl zu treffen, die deutscher Wirtschaft und ihr selbst dient und nützt. — Die deutsche Industrie, so z. B. die Kunstfasererzeugung, tut das ihre, um den deutschen Markt unabhängig von fremden Rohstoffen zu machen, und die deutsche Farbenindustrie sorgt durch die Haltbarkeit der Farben für die Haltbarkeit der Stoffe. Bei der Wahl des Materials und der Farbe muß aber die Trägerin und ihre Art mitbestimmend sein. Schwere und stark gemusterte Stoffe eignen sich nicht

für kleine und zierliche, auch nicht für sehr starke Gestalten. Sinn für richtiges Maßhalten ist eine wesentliche Voraussetzung harmonischer Kleidgestaltung. Dies gilt auch für die Wahl von Musterungen und ihre Verwendung. Leider ist der Sinn für eine edle, sinngemäße Musterung noch recht gering, und Stile aller Zeiten und Völker werden noch häufig gedankenlos nachgeahmt, oder noch schlimmer in sogenannter „moderner" Weise verkünstelt und entstellt. Bei Stoffdrucken, Stickereien und Spitzen ist noch ein chaotisches Formengewirr festzustellen, obwohl gerade auch hierin in Deutschland schon Vorbildliches geleistet wird. Besonderen Schaden hat hierbei der Einbruch der Maschine angerichtet, die alle Handtechniken nachgeahmt hat und so schon eine wesentliche Voraussetzung für richtiges Formsehen verkümmert und verdorben hat, nämlich daß Formen und Muster nur dann edel und echt sind, wenn sie aus ihren eigenen Strukturgesetzen gefunden und nicht von anderen Techniken geborgt oder nachgeahmt sind, also etwas anderes vortäuschen wollen. Trotzdem können auch Formen, die in ihrer ursprünglichen Technik ausgeführt werden, wie bei Handspitzen und Handdrucken, nicht mehr zeit- und wesensgemäß sein, wenn sie einen Formenschatz wiederholen, der zu anderen Zeiten sinngemäß und zeitbedingt war, einem bestimmten Repräsentationsgefühl oder einem Volksausdruck diente. Dies gilt besonders für alle zeichnerischen Musterungen. Musterungen, die sich an das Stoff- oder Fadengefüge halten, also „textil" richtig sind, werden nie so zeitgebunden sein. — Wenn aber bei Stoffmusterungen historische Formen vermieden und dafür ein wahlloses Spielen mit naturgetreuen oder natürlich sein wollenden Mustern einsetzt, oder schlimmer noch, beides durcheinander gemengt wird, wie das auch bei Spitzen und Stickereimustern der Fall ist, so zeigt das eine innere Halt- und Ratlosigkeit und ein gefühlloses, unempfindliches, rohes Mißbrauchen von Formwerten, die doch, wie auch die Handschrift, für den Kundigen ein so sichtbarer Seelenausdruck sind. Hierfür muß das Verantwortungsgefühl und das natürliche Feingefühl der Frauen besonders aufgerufen werden, da dieses durch die chaotischen Eindrücke der Großstadt, Presse, Verkehr und Radio in so weitgehendem Maße abgestumpft und verdorben ist. Ganz besondere Verantwortung tragen hierbei die Frauen, die selbst tätig sind, sei es als Laien oder im künstlerischen Beruf. Gerade aber auch die Laienarbeit muß wieder von stärkster Verantwortlichkeit getragen und nicht nur ein sinnloses, mechanisches und gedankenloses Nachahmen sein. — Erfreulicherweise bietet ja heute der Handarbeitsunterricht in der Schule schon beste Ansätze und gute Voraussetzungen dafür. — Wie bei der Musterung so muß bei

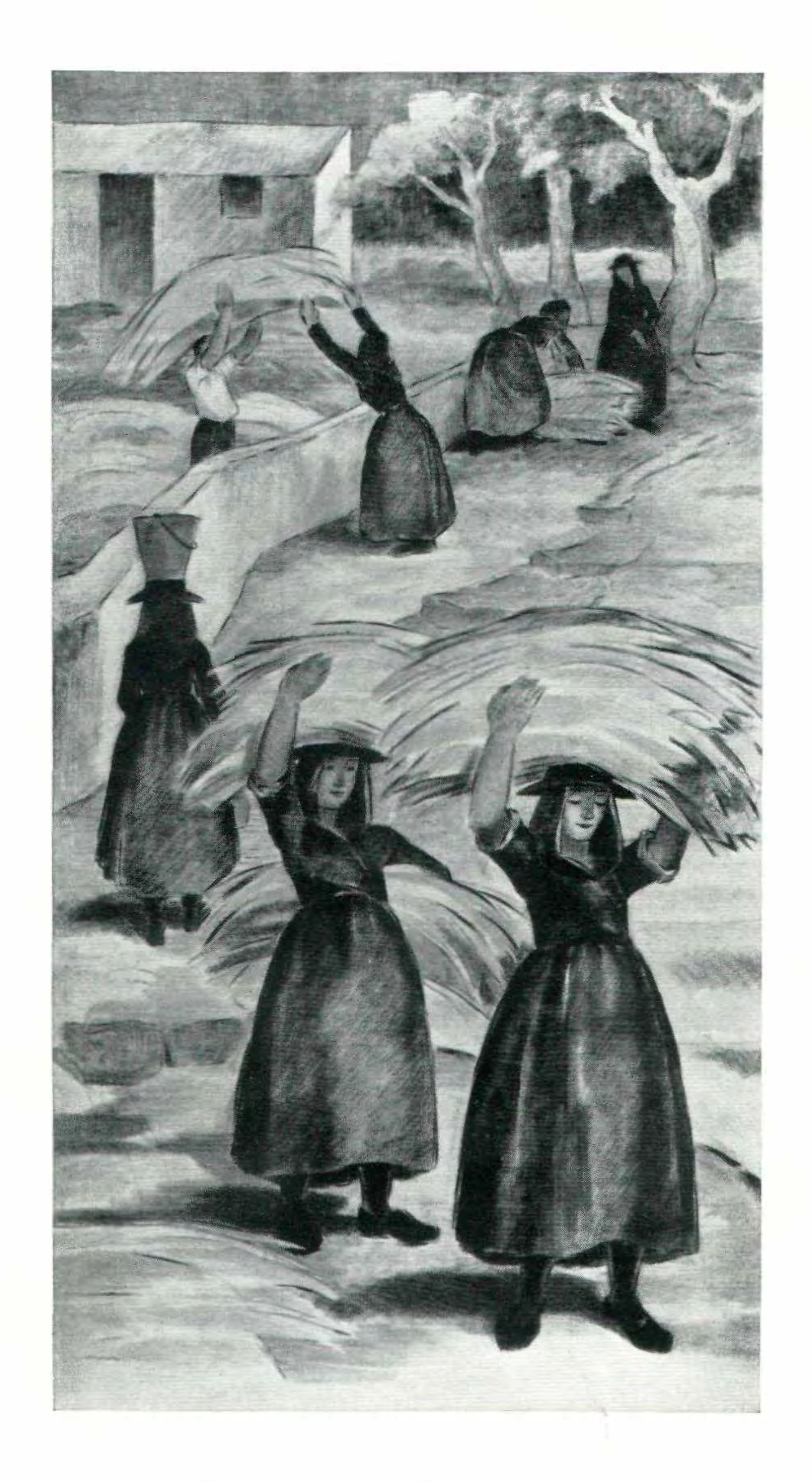
der Verwendung der Gewebe auch größte Sorgfalt walten. Starke Streifenmusterungen oder Fadengefüge sollen nicht sinnlos zerschnitten, sondern sinnvoll gestaltet werden. Die Linienführung des Kleides muß sich ebenso nach der zu bekleidenden Figur wie nach der Stoffart und dem Gewebe richten. Gerade auf dem Gebiete der Handwebereien wird heute in Deutschland Hervorragendes geleistet. Solche hochwertigen Stoffe erfordern eine gleich wertvolle Verarbeitung, um das Material nicht dadurch wieder zu entwerten und in seiner Wirkung zu beeinträchtigen. Wichtig ist aber auch bei der Verwendung von Geweben ihre Einwirkung auf den Körper zu berücksichtigen, damit sie nicht luftabschließend wirken und die Hautatmung verhindern. Auch dafür wird schon in ausgezeichneter Weise in der Herstellung gesorgt, es gibt sehr gut aussehende, wirkungsvolle und im Gebrauch bewährte poröse Gewebe. Die Unannehmlichkeiten künstlicher Gewebe durch Erzeugung eines Kältegefühls sind von der Industrie auch schon weitgehend überwunden. — An die Unterkleidung sind solche Anforderungen besonders zu stellen. Sie hat auch schon in ihrer Formgebung eine wichtige Grundlage der Kleidgestaltung zu bilden. Schnitt und Stoff der Unterkleidung und der Kleidung soll so beschaffen sein, daß die Gesundheit des Körpers nicht beeinträchtigt und die freie Bewegung nicht gehemmt wird. Es kann schon der Schnitt der Kleidung etwa vorhandene Körperfehler ausgleichen oder die Schönheit eines gesunden Körpers besonders zur Geltung bringen. Die Schnittgestaltung ist eine wichtige Voraussetzung sinngemäßer und harmonischer Kleidgestaltung. Die sollte nicht leichtfertig und unüberlegt gehandhabt werden. Sie bietet bei einfühlendem Verständnis eine ungeheuere Fülle der Abwandlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. — Die Kunst der Gestaltung und die Freude daran wird sich nur dem ganz erschließen, der sich liebevoll, dienend und werkgetreu in sie versenkt. Aller Schmuck der Kleidung müßte auch aus solcher Haltung gewonnen werden. — In Erfüllung aller dieser Forderungen erweist sich deutsche Art, ohne gewaltsames Suchen nach „Ur"-Formen. — Formen werden immer wandelbar sein und bleiben, aber sie finden ihre zeitliche Erfüllung und Erhöhung in der Bindung an ewige, unabänderliche Werte, an Blut, Boden und Allgesetze.

# Die schaffende Frau im deutschen Kunsthandwerk.

Von Mizi Donner.

Zuverlässige kulturgeschichtliche Überlieferungen bezeugen, daß eigentlich die Frauen die Schöpferinnen des Kunsthandwerkes waren. Ihre praktische Veranlagung, gepaart mit angeborenem Schönheitssinn, befähigte sie von vornherein, all die Gebrauchs- und Ziergegenstände, die der Alltag und das Gemeinschaftsleben forderten, zu schaffen. Zu den ursprünglichsten kunsthandwerklichen Erzeugnissen zählt die Töpferei, die die Frauen der Naturvölker Afrikas und der indianischen Volksstämme Nord- und Südamerikas vorzüglich beherrschten, auch Flecht- und Knüpfarbeiten. Auch waren die Mexikanerinnen vor Cortez' — des spanischen Eroberers — Zeiten kunstfertige Weberinnen, Stickerinnen und Spitzenkünstlerinnen. Sie schmückten mit Hilfe von getrockneten Bastfäden, Fischgräten, Fellstücken ihre Kleidung. — Schon zur Zeit der Römerherrschaft waren die germanischen Frauen in Weberei und kunstvoller Stickerei, Flecht- und Näharbeit bewandert. Zwei hervorragende Schriftsteller geben hiervon Kenntnis: Plinius berichtet, daß aus den nordgermanischen Ländern ein feines Leinengewebe, das germanische Frauen in ihren unterirdischen Webekellern herstellten, nach Rom gebracht und dort gern gekauft wurde, und Tacitus beschreibt uns in seiner „Germania" die Tracht der Germanen und erzählt, daß die germanischen Frauen die Herstellung und Verzierung der farbigen Stickerei ausführten. Auch in den altgermanischen Heldenliedern der „Eddadichtung" wird erwähnt, daß die Frauen Wäsche und Kleidung verfertigten und diese mit feiner Stickerei verzierten und daß sie feine Borten wirken konnten. Poesievolle Schilderungen liefert auch die deutsche Sagenwelt, wie in der „Frithjofssage" die „Stickerei der Ingeborg" und in der „Wolf-Dietrich-Sage", in der Hugdietrich weben, spinnen und sticken lernt, um die schöne Hildburg zu gewinnen. —

Im frühen Mittelalter stand in Deutschland die weibliche Kunstkultur in hoher Blüte. Die höfische und klösterliche Erziehung vermittelte den Frauen vielseitige, umfassende Kenntnisse in den schönen Handwerkskünsten. Aus kulturgeschichtlichen Schilderungen wissen wir, daß größeren Haushaltungen Werkstätten angeschlossen waren, wo sogar Kaisertöchter arbeiteten. Das älteste aus dieser Zeit erhaltene Denkmal weiblichen Kunstfleißes ist der ungarische Krönungsmantel, den im Jahre 1031 Gisela, die Schwester Kaiser Heinrichs II. und Gattin



Handgemalter Wandbehang

von Luise Klempt, München

des Ungarkönigs Stephan I., auf Purpurseide mit Goldfäden selbst stickte. Auch am kaiserlichen Hofe Konstantinopels wurden kunstvolle Webereien und Stickereien von hochgeborenen Frauen gearbeitet. Viele Arbeiten entstanden im Dienste der Kirche, die von Nonnen und deren Zöglingen hergestellt wurden. Zum Beispiel waren Nonnen aus dem Zisterzienser-Kloster Wienhausen bei Celle a. d. Aller die Herstellerinnen der weltberühmten Wienhauser Bildteppiche aus dem 13.—15. Jahrhundert. Die niedersächsische Entstehung bestätigen Wappen und plattdeutsche Inschriften. Der Äbtissin Agnes von Meißen verdanken wir den herrlichen interessanten Knüpfteppich, den frühesten im Abendlande, der sich in Quedlinburg befindet. Im 15. Jahrhundert wird Ludovica Pellegrini als Gründerin der Stickkunst der Mailänder Schule genannt.

Nicht nur in den Textilkünsten erzielten die altdeutschen Frauen hochwertige Leistungen, sondern auch in wundervollem Buchschmuck der „Buchillumination" — wie man die feinen Miniaturmalereien nannte. Meisterin dieser Kunst war die hochbegabte Hildegard von Bingen, die begnadete Dichterin und Predigerin. — Durch die gesteigerte Entwicklung von Handel und Verkehr und durch die Organisation des Zunftwesens wurden allmählich die höheren Frauenkünste zurückgedrängt und es wurden viele Gewerbe von den Männern übernommen. Zum Beispiel bildeten die Sticker eine vornehme Zunft, die sich „Seidennattern" nannte. Ende des 13. Jahrhunderts finden wir schon diese Zunft in Pariser Stadtbüchern verbucht.

Vom Mittelalter bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ist die farbige Leinenstickerei in Deutschland vorherrschend. Muster und Arbeitsweisen der Leinenstickereien und mannigfache Webarten haben vor 800 Jahren deutsche Frauen, die ihre Männer nach dem Ostland „Transsylvanien" begleiteten, nach ihrer neuen Heimat „Siebenbürgen" verpflanzt. Bäuerinnen und Bürgersfrauen der Siebenbürger Sachsen pflegen noch heutzutage dieses schöne Frauenkunsthandwerk zur Verzierung ihrer Kleidung und Innenausstattung der Wohnräume. —

Im 17. und 18. Jahrhundert erreichte die edelste Handwerkskunst der Frauen, die „Spitze", ihre höchste Blüte. Auch in dieser Feinkunst waren deutsche Frauen von jeher Meisterinnen. Mit der Einführung und Förderung der Spitzenklöppelei und der Bortenwirkerei ist der Name „Barbara Uttmann", die „Wohltäterin des Erzgebirges" genannt, untrennbar verbunden und bereits ein historischer Begriff geworden. Barbara Uttmann gründete im Jahre 1561 die erste Spitzenschule zu Annaberg i. Sachsen, wozu sie als Lehrerinnen eine Anzahl geschickter Klöpplerinnen aus den Niederlanden herbeigezogen hatte. Sie

organisierte einen ausgedehnten Spitzen- und Bortenhandel, dessen Gewinn der notleidenden Bevölkerung des Erzgebirges zufloß. Noch jetzt befindet sich in Annaberg der Sitz der bedeutenden Posamentenindustrie und in Schneeberg der Klöppelmusterschule. —

Mit außerordentlicher Genauigkeit haben viele Bildnismaler und Kupferstecher, insbesondere aus dem 16.—18. Jahrhundert, die Beiwerke der Tracht, mit inniger Liebe die Stickerei und Spitze behandelt. Danach lassen sich leicht die verschiedenen Musterformen und die Arbeitsweisen feststellen, jedoch nicht zuverlässige Schlüsse ziehen über die Entstehung, das leider zu oft geschieht und einen großen Wirrwarr im Stikkerei- und Spitzenkodex verursacht. Kein deutscher Maler verstand es so meisterhaft, bei seinen Gemälden die feinen Beiwerke der Kleidung herauszuarbeiten, als Hans Holbein d. Jüngere. An einem Porträt der englischen Königin Jane Seymour, das sich im österreichischen Staatsbesitz befindet, zeigen Kragen und Manschetten eine feine gleichseitige Linienzeichnung, die Emilie Bach, die bekannte Wiener Stickkünstlerin, die Gründerin der ersten höheren Kunststickereischule in Wien, als Stickerei erkannte und studierte. Es gelang ihr, die Technik herauszubekommen, und sie benannte sie nach dem Namen des Malers „Holbeintechnik". Lukas von Cranach verdanken wir die genaueste Wiedergabe feiner Spitzenbesätze an Leinenwäsche. Die Kupferstecher und Schabkünstler Gebrüder Trattner in Wien haben an ihren Bildwerken vorzüglich Schmuck, Stickerei und Spitzen aus der Barock- und Rokokozeit festgehalten, das für Studienzwecke sehr wertvoll ist. Nicht weiter können aufgezählt werden die Unmenge der überlieferten Muster und Arbeitsweisen nach Gemälden der berühmten italienischen, französischen, niederländischen Maler. —

Durch die Erstarkung der Industrie und durch die ernsten Zeitverhältnisse anfangs des 19. Jahrhunderts verflachten die edlen, feinen Frauenkünste immer mehr und mehr und zeigten in der Biedermeierzeit eine bürgerlich romantische Note, wonach sie allmählich das tiefste Niveau erreichten. Erst durch das aufkeimende Kunstgewerbe, anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wurden alte, in Vergessenheit geratene Techniken und Muster neugelegt in: Stickerei, Weberei, Flecht- und Knüpfarbeiten, Spitze, Keramik, Leder- und Holzbearbeitung, Glasmalerei u. a. m., ferner wurden neue Arbeitsweisen und neue Muster im Zeitgeschmack ausgeführt. Die Entwicklung hat sich hauptsächlich von Österreich und Deutschland ausgehend vollzogen, und es sind allmählich alle anderen germanischen Länder mitgegangen. Da die Bewegungsfreiheit der Schulen anfangs in keiner Weise gehemmt wurde, waren sie imstande, eine gründliche Reform auf allen Gebieten der

künstlerischen Ausdrucksweisen durchzuführen. Mit der Abstreifung der bisher verfolgten Äußerlichkeiten gelangte eine gesunde neue Auffassung über Materialechtheit, Werkehrlichkeit und Zweckmäßigkeit zum Durchbruch, die die billigen Ersatzmittel vermeiden und nur echte Werkstoffe verwenden wollte. Etwa um das Jahr 1902 entwickelte sich jene deutsche Kunstbewegung, die auch das Kunsthandwerk mit einbezog, und die von den anderen Völkern so stark als „germanische" Kunstbewegung empfunden wird. Die neuen künstlerischen Ausdrucksweisen erstrecken sich über die verschiedensten Gebiete des Kunsthandwerkes, über die gesamte Innenausstattung der Wohnräume mit ihrem mannigfaltigen Hausrat, vom kleinsten Gebrauchsgegenstand, dem bestickten, gemalten oder handgewebten Deckchen ausgehend, auf Flächenmuster des Wandschmuckes der Tapeten oder der Wandbemalung übergreifend, ebenso auf Buchschmuck, das Plakat, die Bühnenausstattung, die Garten- oder Friedhofskunst, die Mode- und Schmuckkunst, die Keramik, Glasmalerei, Mosaikkunst u. a. m. sich erstreckend.

### Wie steht es heute mit der beruflichen kunsthandwerklichen Ausbildung der Frauen?

Wie bereits am Anfang vermerkt, besitzt die Frau von Natur aus ein feineres Gefühls- und Geschmacksempfinden als der Mann, sie wird daher instinktiv die ihrer natürlichen Veranlagung am besten angepaßten Berufszweige des neuzeitlichen Kunsthandwerkes wählen, wie: die Textilfächer — Stickerei, Spitzen, Weberei, Stoffmalerei, Handdruck, die Bekleidungskunst, Innen- und Schaufensterdekoration, Gärtnerei, Töpferei, Schmuckkunst, Gebrauchsgraphik, wissenschaftliches Zeichnen, Musterzeichnen und Modezeichnen, Buchbindekunst und das jüngste Kunsthandwerk — die Photographie, die erst auf eine 100jährige Entwicklungszeit zurückblickt, die Kunsttischlerei, Holzschnitzerei, kunsttechnische Lederbearbeitung u. a. —

Für all die angeführten Zweige ist die elementare gründliche Fachausbildung bis zur künstlerischen Vollreife Vorbedingung, die nur in der Lehrwerkstätte zu erlangen ist. Bei der kunstgewerblichen Berufswahl muß sich jede Anfängerin über ihre Talente und ausgesprochene Neigung für dieses oder jenes Fach ehrlich im klaren sein und die hierfür am besten geeignete Lehranstalt auswählen. Dabei spielen die persönlichen Lebensbedingungen und die pekuniären Verhältnisse eine ausschlaggebende Rolle, die gründlich zu erörtern und zu überlegen sind, ganz besonders, wenn die Bildungsanstalten an fremden Orten liegen. In der Regel muß man für eine gründliche, umfassende Ausbildung, denn

diese kann heutzutage nur in Frage kommen, mit einer drei- bis fünfjährigen Fachausbildung rechnen; es muß daher vor übereilten Entschlüssen dringend gewarnt werden. Das Studium ist erst zu beginnen, wenn alle Vorbedingungen erfüllt werden können, die eine sorglose Lernzeit garantieren. Denn nichts wirkt niederdrückender auf einen strebsamen Lernbeflissenen, als ein jäher Abbruch innerhalb der Ausbildungszeit. Selten, fast niemals, läßt sich eine gleichartige künstlerische Weiterbildung später ermöglichen. Mehr denn je müssen unsere jungen schöpferischen Kunsthandwerkerinnen Kulturarbeit leisten, um der Verflachung und der Geschmacklosigkeit, die in den Nachkriegsjahren bedrohlich in Erscheinung kamen, energisch entgegensteuern zu können. Die jämmerliche Überproduktion von Halbheiten hat es so weit gebracht, daß die weibliche Handarbeit bei vielen als „peinlicher Begriff" empfunden wird, die mit tüchtiger handwerklicher Leistung nicht mehr zu tun hat, vergleichsweise, als wie ein edles Symphoniewerk mit einer Gassenhauermusik. Wir müssen wieder das Qualitätsgefühl, das doch bei vielen vorhanden ist, festhalten oder beleben und die Augen schärfen für diejenigen Handwerksgebiete, die zur Gründung oder Wiederbelebung der nationalen Volkskunst erfolgsicheren Auftrieb vermitteln können. Im Gedankengang der nationalsozialistischen Bewegung tritt ja die Aufwärtsentwicklung des Kunsthandwerkes bereits klar in Erscheinung; sodaß wir sicher auf Unterstützung bei der Aufbauarbeit rechnen dürfen. Daher ist unser neues Prinzip: „Die Erziehung zur Kunst und durch die Kunst" in Gemeinschaft mit gediegener handwerklicher Leistung für unser junges Kunstgewerbe von so außerordentlich großem Wert. Denn nur jenes Volk erzielt den größten Umsatz im Welthandel, das, gestützt auf einen kunstsinnigen heimischen Käufer, die schönsten und gediegensten Waren auf den Weltmarkt bringt. Dieser Tatsache entzieht sich heute kein Volkswirtschaftler und auch kein Großkaufmann. Es kann nicht genug betont werden, daß keine Kosten zu scheuen sind, um für die Ausbildung die in Frage kommenden Lehrwerkstätten aufsuchen zu können. Nach einer Rundfrage über die Existenzmöglichkeiten nach umfassender kunsthandwerklicher Ausbildung lauten die Antworten von Schulen, Fachkünstlern und Betrieben durchaus günstig, da solche Kräfte fehlen, deren Ausbildung auf breiter Basis erfolgte. Bei geschäftlicher Veranlagung, die ungemein wichtig ist, empfiehlt sich die Gründung einer eigenen Werkstätte oder kunstgewerblichen Lehranstalt, z. B. bietet eine Werkstätte für Handweberei mit eigenen Webstühlen oder eine keramische Werkstätte oder eine Lehrwerkstätte für gediegene Handarbeiten durchaus auskömmliche Existenzen,

niemals aber die Massenfabrikation, die mit den Maschinenerzeugnissen nicht konkurrieren kann. Die Vorbedingungen für eine kunsthandwerkliche Ausbildung sind behördlicherseits etwa folgendermaßen formuliert: „Bewerberinnen, die eine außerordentliche künstlerische Begabung besitzen, können nach erlangtem Reifezeugnis einer deutschen Vollanstalt ein ordnungsmäßiges Berufsstudium ergreifen. Dieses dauert mindestens sechs bis acht Halbjahre an einer staatlichen Kunsthochschule, Kunstgewerbeschule, höheren Fachschule usw. In allen Zweigen des ausübenden Kunstgewerbes, bei denen noch die Selbstherstellung besteht, sind den Anstalten Werkstätten angegliedert, in denen die betreffenden Gewerbe von bewährten kunsttechnischen Fachkräften gelehrt werden, z. B.: Stickerei, Weberei, Spitzenarbeiten, Färberei, Schneiderei, Schaufensterdekoration, Töpferei, Metalltreiben, Ziselieren, Gold- und Silberschmiedekunst, Porzellan-, Glasmalerei, Elfenbeinschnitzerei, Holzschnitzerei u. a." Sichere Existenz bietet die Studienlaufbahn für „künstlerisches Lehramt". Die Bewerberinnen müssen ein Reifezeugnis einer deutschen Vollanstalt (deutsche Oberschule, Realgymnasium, Oberrealschule, Gymnasium) oder anderer deutscher Aufbauschulen und Studienanstalten erworben haben, sowie den Nachweis liefern, daß sie mindestens acht Halbjahre an einer staatlichen Kunsthochschule des Deutschen Reiches, davon wieder mindestens vier Halbjahre an einer preußischen staatlichen Kunsthochschule absolvierten. Dabei können ausnahmsweise Studierende, die hervorragende außergewöhnliche künstlerische Leistungen aufzuweisen haben und pädagogische Begabung besitzen, nach dem 22. Lebensjahre auch ohne Reifezeugnis einer Vollanstalt zur Prüfung zugelassen werden. Hierüber entscheidet auch der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Nach bestandener Prüfung haben die Kandidatinnen für das höhere Lehramt zwei Prüfungen abzulegen. Danach erfolgt die planmäßige Anstellung von Studienräten in freien Studienratsstellen an staatlichen und anderen öffentlichen höheren Lehranstalten mit künstlerischen Fächern. — In einem anderen Erlaß heißt es: „Die Bewerberinnen um das künstlerische Lehramt sind bei jeder Gelegenheit nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Möglichkeit, sie im höheren Schuldienst zu verwenden und anzustellen, vielfach nur dann besteht, wenn sie zu den künstlerischen Hauptfächern noch für ein oder mehrere im Lehrplan vorgesehene Fächer die Lehrbefähigung erwerben." Seit mehreren Jahren kann an Handwerker- und Kunstgewerbeschulen an denjenigen Abteilungen, die voll ausgebaut sind, nach dreijährigem Studium eine Abschlußprüfung abgelegt werden.

# Die Gestalterin des Hauses.

## Von Wera Bockemühl.

Eine Stätte haben wir alle, ob wir auch über Berge und Meere führen und Länder bereisten — unsere Heimat, und etwas, das uns überallhin begleitet, haben wir auch alle, die Erinnerung an unsere Jugend. Es gibt nichts im Leben, was uns so tief eingezeichnet ist wie die Bilder unserer Kindheit. Gesichter der Menschen, die uns umgaben, der Mutter, des Vaters, Geschwister, bis in alle Einzelheiten leben sie in uns mit. Aber nicht nur die Menschen unserer Umgebung, nein, auch die Dinge bleiben in Erinnerung bei uns, mit ihren dazugehörigen Gefühlen und Empfindungen. Eine Tapete aus dem Kinderzimmer — ein Schreibzeug des Vaters — ein Spiel — ein Bilderbuch, aufleuchtend oder verdunkelnd wirken sie ein auf unser Leben und auf unsere Entwicklung. Sollte man nicht daran erkennen, wie wichtig es ist, in rechter Weise eine Familie zu gestalten? Wie unendlich viel Wertvolles oder Zerstörendes, Liebendes oder Quälendes aus den Erinnerungen der Kindheit ins Leben strömt! Die Familie als Urquell des Volkes, aufnehmend junge Menschenseelen in ihren Schoß, sie trägt in sich die tiefe Verantwortung, die darin besteht, die ersten tiefgründigen Erfahrungen und Erlebnisse einer kleinen Menschenseele zu überwachen und sie in richtiger Weise in ihr Erdenleben einzuführen. Sind wir uns dieser Verantwortung voll bewußt? Bewußtwerden einer Aufgabe heißt sie erkennen und klären, um dann einordnend den Weg zu finden, der uns zum rechten Ziele führen kann.

In Lebensbeschreibungen, Briefen und Tagebüchern großer Menschen nimmt meist einen wichtigen Teil die Kindheit ein; wie ein Faden durchziehen diese Erinnerungen alles Geschehen der späteren Jahre. Wie bedeutsam wirken sie oft hinein in später entstehende künstlerische Werke und speisen diese mit lebensvollen Eindrücken. Wir können viel lernen aus den Büchern, die uns in das Leben bedeutender Menschen einführen, wenn wir sie wieder als „Wege" zu lesen verstehen. Göttliche Schicksalsführung und Verwandlung, Formung aus eigenem starken Willen fügt sich zusammen als Einheit — aus Leid wächst Kraft — aus Kraft Schönheit — aus Schönheit Güte. Christian Morgenstern schreibt mit siebenunddreißig Jahren: „Ich möchte sagen, daß ich immer noch im und vom Sonnenschein meiner Kindheit lebe." Er hat mit zehn

Jahren schon seine Mutter verloren und dann viel Schweres erlebt, und doch behalten diese ersten Jahre solche Leuchtkraft.

Auch in den Aufzeichnungen des badischen Malers Hans Thoma können wir lesen: „Die Erinnerungen aus der Kinderzeit sind mir sehr lebendig . . . noch mehr in einer Art von Stimmungen, die im Sehen liegen, als durch Geschehnisse . . . darüber läßt sich schwer schreiben, aber ich denke, etwas davon ist in mein Malen übergegangen, so daß mir später beim Malen mancher Bilder so war, als ob unsichtbare Geister mir die Hand führten und die Farben mischten." So gäbe es noch unendlich viele Beispiele.

Es ist ein großes Geheimnis, was man so im allgemeinen eine glückliche Kindheit nennt, und es ist die Frage, inwieweit wir Frauen, wir Mütter, die wir doch in der Hauptsache die Familie zu verwalten haben, Einwirkung, Möglichkeit haben, unser Leben in der Familie als ein Kunstwerk zu gestalten. Es liegt nicht im menschlichen Ermessen, ob eine Menschenseele in einer Kellerwohnung oder in einem Luxusschloß, in einem Bauernhaus oder hinter finsteren Wirtshausstuben geboren wird — natürlich ist es wichtig und mitbestimmend für den Weg der Menschenseele — aber nicht das Wo ist das wichtige, das Wie allein liegt in unserer Hand. Hinter einem Zirkuszelt kann ebenso viel Familienliebe leben, wie im gepflegten Beamtenhaushalt. Ein einziger Blumenstock kann mehr gelten als eine große Kakteenzucht. Hier kommt es einzig und allein auf die Menschen an, auf die Frauen, die sich in tiefer Liebe zur Familie dieser verantwortungsvollen Aufgabe widmen. Wie wenig gehört vielleicht dazu, und doch wieviel, um Mutter, Frau, Gestalterin zu sein, nicht unterzugehen in Alltäglichkeiten und selbständig denkend und handelnd sein eigenes Wesen zur Weiterentwicklung zu leiten.

Zunächst: Haus und Garten, Stube und Möbel sollten schlicht sein und wahr. Nicht mehr scheinen wollen als man ist, nicht nur „auch haben" wollen, weil es der andere hat. Die Möbel sollen wieder ihrem Sinn nach gewählt werden, nicht, weil man eben im Herrenzimmer „auch einen Klubsessel haben muß". Sinn der Dinge ist: der Schrank, der „bewahren" soll, der Tisch, der „tragen" soll. Ist nicht oft schon ihr Sinn verwischt? Der blankpolierte Tisch, der zu schade ist, daß man etwas daraufstellt, hat seinen Sinn verloren. Zum Anschauen sind Bilder da und Blumen, aber keine Möbel! Das soll nicht heißen, daß man kein edles Holz mehr verwenden soll oder kunstvolle Arbeit. Mehr denn je soll es wieder Menschen geben, die ihre Möbel nach eigenen Wünschen bauen lassen — Zweck — Sinn — entsprechend und schön in Form und Verarbeitung. Aber dieses „Schön" muß angepaßt sein den Ver-

hältnissen, und alles Protzige und Blendende wird eben unschön sein und niemals passen zu schlichtem Menschenwesen, das sich darin gestalten möchte. Denn gute Möbel und Dinge, so glauben wir, von edlem Geiste erdacht und geschaffen, werden großen Einfluß ausüben auf die Menschen, die damit leben.

Wenn wir Frauen wieder lernen, Echtes von Unechtem zu unterscheiden, wird aller Kitsch verschwinden, weil er nicht mehr gekauft wird, und nur noch Wert haben, was wahrem Wesen entsprungen. Auch dies ist eine große Aufgabe. So müssen wir uns wieder zurücktasten zum Sinn der Dinge und sie sinn-voll in unser Leben einordnen als Diener. Denn Diener, Helfer sollen sie uns sein, und nicht schon das Leben selbst bedeuten — Rahmen nur, nicht Bild. Aber auch da fehlt es noch. Sind wir nicht noch viel zu sehr ihr Diener? Wünsche um die Dinge erfüllen unser Denken, und in ihrer Erhaltung und Pflege vergeht für uns Frauen der Hauptteil des Tages. — Schlichte Möbel ersparen Arbeit, unnütze Prunkstücke erschweren den Überblick. Da heißt es, sich frei machen von alten Vor-urteilen, und mit gesundem, praktischem Schönheitsempfinden Herrscher der Dinge werden! Die Frau im Hause hat die Möglichkeit, ihre Zeit zu verwalten nach eigenem Ermessen, mehr als die meisten Männer in ihrem Beruf. Es ist in ihre Hände gegeben, ob Ersprießliches aus ihrem Familienleben erwächst. Immer wieder neu müßte man sich prüfen, ändern können und umstellen, wenn es die Arbeit erfordert. Wenn man heute ohne Haushilfe auskommen muß, ist es eine Sache der Überlegung, wie man Zeit ersparen kann durch klare Arbeitseinteilung und Freizeit schaffen für Wichtigeres. Nun, wir meinen nicht, daß man nicht mehr Staub wischen soll! Sauberkeit ist vielleicht das Wichtigste an der Haushaltführung. Aber manchmal kann ein Blumenstrauß mehr Licht bringen in eine Stube als ein hochglanzpolierter Fußboden, eine Mittagsruhe wichtiger sein als den Keller zu räumen, denn es sind die Feinheiten, die stillen Kleinheiten, die keinen Namen haben und doch gespürt werden, und die einzig und allein einer Wohnung die Weihe geben. Die wir auch in Wohnungen finden, die aus ererbten Möbeln gestaltet sind. Das sind die Blumen, schön geordnet, der Tisch, liebevoll gedeckt, auch für den Alltag, nicht nur für die Gäste — es kommt da nicht auf Vasen oder Blumen an, oder auf kostbares Porzellan — schön ist es, wenn man es hat — aber ein Feldblumenstrauß im schlichten Becher oder ein Steinkrug können ebenso schön wirken in der Umgebung, wo sie hingehören.

Aber nicht nur die Blumen, das Bild, oder die Farben im Raum verraten den Geist, der hier waltet, er spricht sich schon sehr stark aus in der

Art, die Möbel hinzustellen. Habe ich dem Manne, der gerne bastelt, eine Ecke im Zimmer eingerichtet, muß er nicht immer aufräumen, wenn der Tisch gedeckt wird, es wird ein Winkel sein, wo er sich wohl fühlt, denn man hat seiner Eigenart Rechnung getragen. Der Mann, der daheim am Schreibtisch arbeitet, braucht ein ruhiges Zimmer von Kinder- und Straßenlärm frei; schließlich muß auch das für das Mädchen vorgesehene Kämmerchen dem Hausherrn dienen können, wenn es günstig liegt und er zu konzentrierter Arbeit einen kleinen Raum vorzieht. Aber da gibt es auch Frauen, die über Vorurteile nicht hinauskommen, den Schreibtisch, das „gute Stück", so ins hintere Zimmer verschwinden zu lassen. Da müßte ja das Mädchen das bessere Zimmer haben! Alles Kleinigkeiten, nicht der Rede wert, und doch hängt viel davon ab. Die Kinder, besonders wenn sie größer werden, sollten jedes eine Ecke haben, damit eigenes sich entfalten kann. Auch an die Mutter sei gedacht. Eine ruhige Nähecke oder auch nur ein stiller Stuhl sollten für sie bereit sein. Dies alles fordert Beweglichkeit, Beweglichkeit im Denken und Handeln, um in richtiger Weise solche Dinge den veränderlichen Umständen nach wandeln zu können.

Und was soll aus solcher Fürsorge wachsen? Des Vaters Hände, hat er eine Ecke zum Basteln, werden ganz von selber zum Material greifen und formen wollen aus innerlicher Fülle — eine Lampe — ein Leuchter zum Fest — ein Spiel für das Kind. Aus ehrlicher Gesinnung, gutem Wollen, gepaart mit Liebe und Verständnis zum Stoff, werden wieder die Anfänge einer echten Volkskunst wachsen, denn echtes Menschentum drängt zu Formung und Gestaltung. Werdende Volkskunst aber soll zu neuen Formen kommen, denn es wäre nicht ehrlich, wenn die heutigen Menschen der Städte sich der Vorbilder der alten Bauernkunst bedienten und nur Volkskunst nennten, was in diesem Rahmen sich bewegt. Auch Stahl und Glas, Seide und Kleisterpapier sind Stoffe zur neuen Formung.

Auch die Mutter wird im stillen Winkel ihre Gedanken sammeln können, Schau nach innen, die einzig und allein helfen kann Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Wir müssen uns heute bemühen, Stätten der Stille zu schaffen in unseren Räumen, denn Stille will haben, was reifen will — schöpferische Gedanken als Quelle zum schöpferischen Tun. Ein Spruch zur Taufe, eine Weihnachtskrippe, ein Herbstlied. Es wird gleichsam ein Tasten sein nach den Möglichkeiten des eigenen Wesens, die man ja nie ganz ausleben kann, die aber da sind und geweckt werden wollen aus innerem Wunsch. Aber wir sind heute zu anspruchsvoll geworden und zu bequem, es ist einfacher, sich etwas vor-

setzen zu lassen oder etwas Fertiges zu erstehen, als auch nur das geringste selbst zu versuchen. Ein Kind freut sich schon, wenn man ihm sein Lieblingsgedicht mit bunten Buchstaben aufschreibt und über das Bett hängt. Wie manches Bilderbuch oder Spiel, das heute käuflich ist, ja vielfach gerade die wertvollen, sind entstanden erstmalig für das eigene Kind. So ehrlich Gewachsenes wird weiterwirken über den Kreis der Familie hinaus. Denn jede Mutter wird nicht malen oder dichten können, und jeder Vater nicht hobeln, und so muß ein Austausch geschehen. Jeder Schaffende als Diener des Volkes, als Glied in der Kette zu einer neuen Kultur wird geben, was er kann.

Das sind die Tätigen, die gestalten aus Stoff; aber es gibt auch die tragenden, erhaltenden Menschen. Für manchen Vater ist der Garten, für manche Frau ist die Pflege der Blumen das Gebiet, wo sie sich am meisten ausleben können. Beschäftigung mit den Dingen der Natur wird ihre innere Reinheit befruchten und seelischer Reichtum wird daraus fließen. Die Kinder, die in dieser Umgebung leben, werden durch Vorbild geführt werden, ein selbstgemaltes Bild zum Geburtstag der Freundin wird ihnen mehr gelten, als eine billig gekaufte Vase, ein gefundener Stein mehr, als ein kostbares Spiel.

Überhaupt die Geschenke! Das rechte Schenken, das erfreuen will, wird wieder Wert bekommen — auch ohne Geld Handarbeit — Selbstgemachtes! Der Weihnachtstisch soll kein Warenlager sein, keine Schau: seht, was wir haben! Die Schuhe, die praktischen Dinge, können ruhig dabeistehen, aber oft sind es gerade die kleinen unnützen Dinge, die besondere Freude bereiten. — Eine Photographie, ein Lied, schön und mit Liebe aufgeschrieben, oder ein lieber Brief.

Aber viel weniger noch sollten die Geschenke das Fest bestimmen. Ja wir meinen, es müßte auch Feste geben, wo die Geschenke einmal ganz wegbleiben könnten. Oft verschleiern sie den eigentlichen Sinn, verbergen das wahre Fest und hemmen die Vorfreude durch die Sorge um Geschenke, und die Vorfreude gehört doch auch schon zum Feste! An Weihnachten ist es schon am ehesten erreicht. Durch die Adventszeit wächst ein Ahnen von dem Kommenden, Lieder und Kerzen bereiten den Weg zum Weihnachtserlebnis. Aber warum nur zu Weihnacht? Könnten wir nicht in den wechselnden Rhythmus des Jahres und Geschehens der Natur noch tiefer hineinwachsen? Wenn wir uns um die richtige Vorbereitung zu den Höhepunkten des Jahres bemühten? Was an Weihnachten in den Seelen eingehüllt in das Winterdunkel als Licht gespürt werden kann, das wird zu Johanni im Weltenlichte, offenbar. Loderndes Feuer unter freiem Himmel, ruhiges Kerzenlicht in stiller

Stube, ist es nicht ein klares Gegenbild? Das reifende Korn, die ziehenden Wolken, sie wollen wieder als Bilder erlebt werden, als Sinnbilder.

Solche Bilder, in uns getragen, wirken bewußt und unbewußt auch auf unsere Kinder, sie schaffen in rechtem Sinn eine wahre Religiosität, wie wir sie heute brauchen, erwacht aus dem sicht- und erlebbaren Geschehen der Natur. Vertiefen sollte man diese Religiosität wieder durch das Gebet. Haben wir nicht meist in unserer Jugend beten gelernt, und wünschen im tiefsten Innern es wieder zu können? Wollen wir es drum den Kindern vorenthalten, weil wir selbst Schwierigkeiten damit haben? Das wäre soviel, als wollten wir dem Kind die Zeit zum Spiele nehmen, weil wir selbst nicht mehr zu spielen verstehen. Das Gebet ist seelische Nahrung für das Kind, erweckt Ehrfurcht vor dem Brot, der Frucht, Ehrfurcht vor dem Menschen, dem Göttlichen. Wenn die Mahlzeit mit Gebet beginnt, kann man sich nicht streiten bei Tisch, und wenn am Abend das Kind die Hände faltet, wird alle Unruhe verschwinden und Friede sein. Auch für die Mutter können diese Minuten ein Ruhepunkt, ein Stillehalten bedeuten, wenn sie in richtiger Weise dem Kind zu lauschen versteht.

Man kann diese stillen Minuten durch ein kleines Abendlied verlängern — Kinder hängen an solchen rhythmisch sich wiederholenden kleinen Handlungen. Aber besonders der Morgen der Tagesbeginn, fordert ein Lied. Fünf Minuten kann man erübrigen, wo die Familie zu einem frohen Lied zusammenkommt, ehe sie zu ihrer Tagesarbeit in alle Winde verweht, jeder an seinen Platz. So unendlich reich ist der Liederschatz unseres Volkes, daß sich für jede Jahreszeit, für jede Stimmung etwas findet —

Schauts außi wies regnet,
schauts außi wies gießt,
schauts außi wies Wasser
vom Dach abeschießt!

Wie verliert ein Regentag an Trübe . . .

Ich bin die Mutter Sonne und trage
die Erde bei Nacht, die Erde bei Tage
ich halte sie fest und strahle sie an,
daß alles auf ihr wachsen kann!

Wie gewinnt ein Sonnentag an Glanz! Klavier und Geige, Flöte oder Mundharmonika werden hinzukommen, man wird das Lied am Sonntagmorgen auch einmal einüben. Was wächst daraus? Die Anfänge einer Hausmusik, einer Volksmusik, wie wir sie dem deutschen Volke

wieder wünschen möchten. Die Sonntage, aus der Reihe der Alltage herausgehoben, könnten mit erweiterter Musik gestaltet werden — ein Vers, ein Gedicht, eine kleine Geschichte als Ergänzung helfen mit. An Festtagen kann man ein Bild aufstellen, selbstgemalt oder das Bild eines alten Meisters aus einer Zeitschrift, Blumen und Kerzen erhöhen die Weihe. Dies soll alles nichts bedrückend Feierliches haben, fröhlich, selbstverständlich, ohne viel Aufhebens, sollen solche Dinge angefaßt werden. Dies soll auch kein Rezept sein: so ist es richtig, so soll man es tun. Jeder wird es auf seine Weise finden. Aber wie unendlich bereichern können solche Dinge das Leben der Kinder und der Erwachsenen.

Auch das Mädchen und die Haustochter, nimmt sie an solchem Leben in der Familie teil, wird mit hineingezogen, sie wird anders der Gestaltung einer eigenen Familie gegenüber treten, hat sie solches miterlebt. Ihre Möbel wird sie anders wählen, Sinn für Farben, Schönheit werden wach, sie lernt gestalten mit dem Stoff, und wahres Schenken und Feiern wird auch in ihrem Leben Bedeutung gewinnen. Denn wenig braucht man dazu an äußeren Gütern, aber viel an innerem Reichtum. So tragen wir eine erzieherische Pflicht gegen die Menschen, die bei uns arbeiten, sie sind uns nicht lediglich „dienstbare Geister", die für ihre Arbeit entlohnt werden.

Aus diesem wahren, lebendigen Familienleben wird auch wieder eine erneute Geselligkeit erstehen, und die Abende mit einförmigem Witzeerzählen oder Kartenspiel werden wirklicher Geselligkeit weichen. Aus der Zeit der Jugendbewegung haben es viele mit hinübergerettet, und gemeinsames Singen und Musizieren oder Vorlesen ist öfter da zu finden, wo sich Menschen treffen, die solche Erlebnisse in der Jugend hatten. Da bindet man sich schneller aneinander zu gemeinsamem Tun, und wirklich fördernde Gespräche treten an die Stelle von Plauderei, Fachsimpelei und Klatsch. Auch die Einladungen der Kinder zu Geburtstagen bedürfen einer Erneuerung. Bei den Kleinen ist die Führung auch für ein Fest notwendig, um ein sinnloses Toben zu vermeiden. Welch schöne Aufgabe für eine Mutter! Wir backen eine Bohne in den Kuchen, wer sie bekommt, wird König, sucht sich eine Königin und einen Hofstaat. Wie herrlich, wenn man sie mit bunten Flicken, Hüten und Kränzen verkleidet. Ein Kind erlebt dies viel wirklicher, ein Kochlöffel wird zum Zepter, eine Papiertüte zum Helm. Manchmal spielen die Kinder dann von selbst ein richtiges Theaterstück. Zum Geburtstag des Vaters ein kleines Spiel, ein Krippenspiel zu Weihnacht, selbsterdacht, wie erweckt es die schöpferischen Kräfte der Mutter und wie beglückend wirkt es in das Leben der Kinder, schmiedet Mutter und Kind zu-

sammen, schafft Beziehung und Vertrauen, die oft bis in spätere Lebensalter die Brücke bilden. So wird auch der größere Umkreis der Familie, Bekannte und Freunde angeregt, und man wird fühlen, wie gesundende Ströme ausgehen für unser Volk aus der Zelle eines geistdurchseelten Familienlebens.

Das Vorbild ist die wichtigste Tat! Familie darf keine Einengung bedeuten, darf nicht in Kurzsichtigkeit und ängstlicher Selbstliebe der Eltern die Kinder an sich fesseln wollen. Jeder einzelne soll seine Eigenart, seine Selbständigkeit behalten, um seine Pflichten für Gemeinschaft und Volk auch außerhalb der Familie richtig bewältigen zu können. Die Kräfte für die große Gemeinschaft aber wachsen ihm in der engsten Gemeinschaft der Familie. So werden wir wieder verantwortlich leben müssen, mit der Wohnung, die wir einrichten, dem Kleid, das wir tragen, der Musik, die wir machen, verantwortlich für die Verinnerlichung und die Atmosphäre unseres Heims, verantwortlich für unser Volk. Erinnerung an die Jugend wird Kraftquell, wird Träger einer guten Gesinnung, eines gesunden Lebens, Leuchte für die Zukunft.

✠

All unser Tun ist wichtig,
Wichtig im Rhythmus der Zeit,
Und ist es auch noch so nichtig,
Es geht ein in die Ewigkeit.

Hanna Kohncke-Detloff.